Niedersächsisches Heimatbuch.

Hildesheim,
Druck und Verlag von Franz Borgmeyer

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
RIVERSIDE

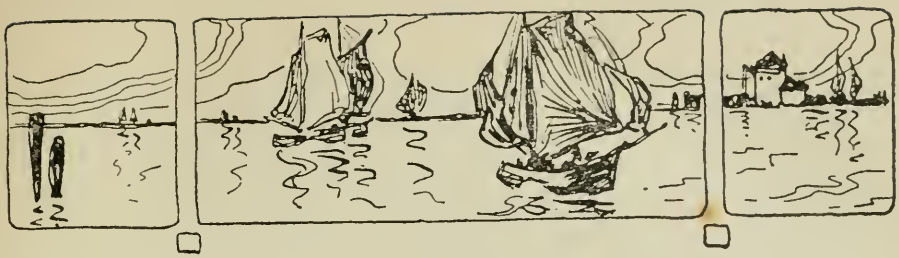
Niedersächsisches Heimatbuch

Herausgegeben von

K. Dorenwell — G. Müller-Suderburg

Hildesheim 1915
Druck und Verlag von Franz Borgmeyer.
Münster i. W.
Borgmeyer & Co.

DD801
N4N54



An der Wende.

Von Fr. Jacobsen.

Über das winzige Stationsgebäude mitten auf der Lüneburger Heide brauste am 31. Dezember 18.. der Schneesturm mit unheimlicher Gewalt, aber drinnen war es um so behaglicher. Das Wartezimmer 1. und 2. Klasse, ein enger, mit Rohrsofa und Rohrsesseln ausgestatteter Raum, war freilich nicht geheizt, aber in der 3. Klasse glühte dafür der gewaltige Ofen, die Doppelfenster ließen keinen Luftzug durch, und an den Türschwellen lagen Strohbündel. Die Hängelampe brannte.

Über dem Büfett schlug eine Uhr langsam und helltönend zehnmal, und der Wirt sagte:

„Nur noch zwei Stunden im alten Jahr; wollen Sie ein frisches Glas Grog, Herr Schäfer?"

Der Angeredete klopfte seine Pfeife aus und begann sie aufs neue zu stopfen.

„Meinetwegen," entgegnete er, „der Wind wird's schon wieder verwehen, und um die Silvesterbowle komme ich so wie so. Wäre mir auch lieber, in Lüneburg eins zu kneipen, als hier mit Vorspann auf den Kurierzug zu warten. Aber Dienst ist Dienst." Der Wirt nickte. „Manchmal ist es auch besser, im Dienste zu sein, Herr Schäfer, die Silvesternacht vor zwei Jahren ist Ihnen schlecht genug bekommen. Spüren Sie es noch zuweilen?" „Nein," sagte der andere kurz und lauschte hinaus, „wahrhaftig, ich glaube, der Wind legt sich, da wär's schließlich gar nicht nötig gewesen, die Hohle weht nicht so leicht voll."

Das Gespräch schien ihm nicht recht zu behagen, aber der Wirt hielt stramm. Er nahm ein Zeitungsblatt auf und kam hinter dem Büfett hervor. „Haben Sie's schon gelesen, Herr Zugführer, der Rest von der Strafe ist dem Braun in Gnaden erlassen worden, dieser Tage muß er frei kommen." „Kann

mir egal sein —“ „Na, na, ich weiß doch nicht. Ein rabiater Kerl, und dann soll er noch allerlei Drohungen ausgestoßen haben —“ Der Lokomotivführer lachte kurz auf und sagte: „Sie sind ein Hasenfuß, Herr Mohlmann. Wer jeden Tag mit einem Fuß im Grabe steht, und das ist bei uns nun mal nicht anders, der wird gleichgültig. Wir fahren hinaus in Nacht und Nebel, oft sieht man keine Hand vor den Augen — lassen Sie einen Stein auf die Schienen rollen oder den Frost einen Damm rissig machen, dann ist's alle. Was kümmert mich der L u m p? Immer mit Dampf vorwärts, raus aus dem alten Jahr, 'rein ins neue! —“

„Mit Gottes Hilfe,“ sagte eine leise Stimme. Die kam von der Frau des Wirtes, welche unbemerkt herzugetreten war. Der Lokomotivführer nickte flüchtig.

„Freilich, Frau Mohlmann, freilich. Aber feste Hand und gutes Auge, das sind auch zwei Dinge, ohne die — na ja, Frauen denken darin anders.“ —

Schäfer hatte zwar in dem benachbarten Lüneburg Anstellung, aber seine eigentliche Heimat war das Dorf, welches etwa eine Stunde abseits von der kleinen Station mitten auf der Heide lag. Dort hatte er vor zwei Jahren einen Silvesterball mitgemacht und recht viel mit Marie Ullrich getanzt. Das war die Tochter des Försters Ullrich; von der Station konnte man hinüber blicken nach dem dunklen Waldessaum, und unter den ersten Kiefern lag das einsame Forsthaus. Mariens Mutter war tot, sie führte ihrem Vater den Haushalt, aber der alte Förster hatte doch nicht ungern die Bewerbungen des jungen Beamten gesehen; wenn eine Hochzeit daraus wurde, dann wollte er sich pensionieren lassen und nach Lüneburg ziehen. Sein Forstgehilfe Braun konnte dann die Stelle bekommen, so hatte sich's der Alte ausgedacht. Aber Braun wollte die Stelle nicht ohne das hübsche Försterkind, und Marie wußte nicht, nach welcher Seite sie sich schlagen sollte. Seit jener Nacht freilich hatte sich das Schicksal des jungen Forstgehilfen traurig genug entschieden. Er war mit Schäfer in eifersüchtigen Streit geraten, das Jagdmesser kam ihm just zur Unzeit zwischen die Finger, und als Ende vom Liede erhielt der Lokomotivführer einen Stich in die Brust und Braun eine dreijährige Gefängnisstrafe. — Seitdem hatte auch jede Verbindung zwischen Marie Ullrich und Schäfer ein Ende genommen, und über den eigentlichen Grund dieser Tatsache grübelte der junge Beamte, während er auf der sturmumbrausten Station seinen einsamen Silvestergrog trank. Das war heute auch ein Strich durch den dienstfreien Tag gewesen; die Bahnverwaltung hatte gefürchtet, daß der um 12 Uhr nachts die Station passierende Kurierzug in einer hinter derselben befindlichen Hohle vom Schnee verweht werden möchte, und deshalb den Lokomotivführer

mit einer Hilfsmaschine an Ort und Stelle gesandt. Auf der Herfahrt hatte er jenen Einschnitt schon passieren müssen; damals war noch alles in Ordnung gewesen, und wenn sich inzwischen nichts geändert hatte — —

„Das ist er," sagte der Zugführer leise und erhob sich, „wenn er wirklich kommen sollte, dann darf ich es für ein gutes Zeichen nehmen."

Ein graubärtiger Mann in Förstertracht war über die Schwelle getreten und stampfte die Schneeklumpen von den Füßen.

„Da wären wir also," sagte er, seine Doppelbüchse an die Wand hängend. „Guten Abend, Schäfer, was machen Sie denn? Ich dachte schon, Sie hätten reinum uns vergessen, und wenn es nicht just so gekommen wäre, wer weiß —" Der junge Mann nahm die dargebotene Hand, schüttelte sie herzlich und fragte dann hastig: „Also Sie haben meinen Brief bekommen, Herr Förster, es ist kein Zufall, daß Sie hier sind?" Der Alte nickte. „Natürlich habe ich ihn erhalten, heute vormittag. Marie, sagte ich zu meiner Tochter, er kann seine Lokomotive nicht im Stich lassen, wie wär's, wenn du mitkämst, um mit deinem alten Verehrer ein Glas Neujahrspunsch zu trinken?" „Nun, und was hat sie geantwortet?" Ullrich setzte sich mit dem Rücken gegen den Ofen und nahm seine Pfeife aus der Jagdtasche. „Nichts hat sie gesagt, Schäfer. Na ja, Sie brauchen darum den Kopf noch nicht hängen zu lassen, gut Ding will Weile haben. Mohlmann! Grog!" —

„Eine lange Weile —" meinte der Zugführer seufzend, „zwei ganze Jahre. Es ist ja richtig, ich habe nie wieder direkt angefragt, aber was hätte es denn auch geholfen? Sie hat es mich so unter der Hand deutlich genug merken lassen, der andere steckt ihr halt immer noch im Kopf." „Der Haderlump?" grollte der Förster. „Nein, Mann, das will ich nicht glauben. Das Mädel schämt sich vor Euch, weil Ihr um seinetwillen den Stich wegbekommen habt. Apropos, ist es Euch denn noch Ernst mit der Sache?"

„Eine Zeitlang hatte ich es aufgegeben," sagte der Lokomotivführer. „Aber nun ist meine feste Anstellung erfolgt — von morgen ab, Herr Förster — und da fällt man wieder auf die alten Geschichten. Wenn man so den ganzen Tag durchs Land wandelt, bald in Hamburg, bald in Frankfurt, dann kommt mit der Zeit die Sehnsucht nach einem eigenen Herd. Meine Lokomotive will ja auch ihre Ruhe haben, warum sollte der Mensch nicht denselben Wunsch hegen? Im Logis ist es ungemütlich, und das ewige Wirtshausessen schmeckt zuletzt auch nicht mehr." Der Förster nickte. „Jawohl — kenne das."

„Und lieb habe ich das Mädel wie meine Augen," fuhr der Lokomotivführer fort. „Da dachte ich denn, weil sich die Sache just heute so machte, es könnte im alten Jahre noch was geschehen. Wenn die Marie mit Euch gekommen wäre — zwischen den Zeilen stand es wohl im Briefe — na, Sie wissen ja, Herr Förster, unsereiner ist gewohnt, mit Dampf zu

fahren, und hernach hätten sich die Passagiere vom Kurierzug mal wundern sollen, wie lustig ihr Lokomotivführer ins neue Jahr hinüberbreschte."

Die Männer ließen ihre Gläser aneinander klingen, und die Uhr schlug elf.

„Mir wäre es lieb gewesen," sagte der Förster, „weiß Gott. Aber die letzte Stunde wollen wir uns nicht mit trüben Gedanken verderben, man kann ja so nicht wissen, was die Zukunft bringt. Aufs Wohlsein, Schäfer! Was war das?"

„Es wird mein Heizer gewesen sein," sagte der Lokomotivführer, „er feuert draußen die Maschine an." „Doch nicht vorn am Perron?" „Nein, hinten im Schuppen."

Ullrich stand auf und ging an das Fenster. „Es war mir, als ob jemand auf den Mauersims geklettert wäre, um herein zu sehen. Ihr sitzt ja mit dem Gesicht nach dem Fenster, Schäfer, ist Euch denn nichts aufgefallen?" Der Lokomotivführer schüttelte den Kopf. „Ein bißchen Mondlicht habe ich gesehen, weiter nichts. Wer sollte sich denn bei der Kälte draußen herumtreiben? Höchstens ein Spitzbube."

Seine Hand streifte das auf dem Tisch liegende Zeitungsblatt, und er zuckte plötzlich zusammen. Dann fragte er mit sonderbarer Hast: „Ist Marie ganz allein im Forsthause zurückgeblieben?" „Wie man das nimmt," entgegnete Ullrich ruhig. „Sie hat den Nimrod bei sich und zwei geladene Flinten. Nein, Schäfer, das hat keine Not, aber ich dachte eben an was anderes." „An was?" fragte jener leise. „Es wird jetzt arg gewildert," sagte der Förster. „Wenn wirklich jemand von draußen hereingesehen hat, dann kann es nur einer von den verd.... Kerls gewesen sein. Wenn die mich hier beim Silvestergrog wissen, dann wird es auch drüben im Walde diese Nacht knallen. Wann wird der Kurierzug fällig?" „Punkt zwölf."

„Gut, so lange kann ich bleiben. Aber hernach wollen wir doch mal durchs Revier gehen, und wenn ich dann einen von den Halunken antreffe, so gibt's ein gepfeffertes Prost Neujahr; — ei, ei, man hat doch seine schwere Last."

Die beiden Männer schwiegen und tranken langsam ihren Grog. Jeder hing seinen Gedanken nach, und nur das Ticken der Uhr unterbrach die Stille. Der Zeiger rückte immer weiter vor, und Schäfer betrachtete ihn aufmerksam. „Jetzt muß der Zug von der letzten Station angemeldet werden," sagte er, „sonst komme ich nicht mehr im alten Jahre auf die Maschine." Da läutete es scharf und hell, und der Lokomotivführer nickte. „Alles in Ordnung; hinter uns ist die Strecke frei, vor uns wird es nicht anders sein. Ich wollte, es ginge alles im Leben so glatt, wie ein Zug auf properen Schienen," fügte er leise hinzu.

Die Uhr war fünf Minuten vor zwölf, da tauchten vom Süden her die Lichter des Zuges auf. Man hörte ein dumpfes Rollen über die Ebene hallen und glaubte die glühenden Augen der Lokomotive noch weit entfernt; da tauchten sie schon vor dem Stationsgebäude aus der Nacht, und der Zug hielt.

Schäfer hatte seine Vorlegmaschine bestiegen und fuhr langsam rückwärts an den Zug heran; in demselben Augenblick, als die Puffer mit einem seltsam dumpfen Krach aneinander stießen und die Koppelung zusammen rasselte, nahm der Stationsvorsteher seine rote Mütze ab und rief: „Prost Neujahr!“

Die Zeiger der Stationsuhr standen übereinander; aus einzelnen erleuchteten Kupeefenstern antworteten verschlafene Stimmen auf den Gruß, der Lokomotivführer aber legte die Hand an den Tender seiner Maschine, und blickte ernst und scharf vor sich hinaus in die Nacht. Er mochte wohl auch in diesem Augenblick daran denken, daß der zuverlässige Leiter unseres Lebens im Begriffe stehe, die alte Station zu verlassen und das Menschengeschlecht hinauszuführen auf eine dunkle, unbekannte Bahn; auch ihm mochte wohl der Vergleich einfallen zwischen dem rollenden Rade der Zeit und den knirschenden, ins Geleis gefesselten Rädern unter seinen Füßen, aber er hatte keine Muße, um grübelnden Gedanken nachzuhängen, hinter ihm in den Wagen befanden sich Menschen, deren Zahl und Namen er nicht kannte, und die ihm, dem Unbekannten, ihr Leben anvertrauten; und seltsam genug, es fiel dem kecken, wagemutigen Manne in diesem feierlichen Augenblicke die ungeheure Verantwortung seiner Stellung wie ein Zentnergewicht auf die Seele, und er sagte, ohne den Kopf zu wenden, zu dem hinter ihm stehenden Heizer: „Gib gut acht, Hannes, es liegt mir in den Gliedern wie ein Malheur — —“

Förster Ullrich stand auf seine Büchse gelehnt und blickte dem davonrollenden Zuge nach. Er hatte den jungen, forschen Kerl auf der vorderen Lokomotive recht von Herzen lieb, und es wäre ihm ein Trost gewesen, das alte Jahr mit einer Verlobung beschließen zu dürfen. Das sollte nun nicht sein, Marie hatte es vorgezogen, in der einsamen Försterwohnung zurückzubleiben, um vielleicht unfreundlichen Gedanken nachzuhängen. Nun, in diesem Augenblick mochte sie wohl schon schlafen, und der treue Nimrod hielt Wache vor ihrer Tür. Ullrich blickte unwillkürlich nach der Seite hinüber, wo seine Wohnung lag; wenn noch Licht brannte, mußte er es trotz der halben Meile Entfernung doch sehen können. Aber es war nach jener Richtung hin alles dunkel und totenstille. Und nun erloschen auch auf der Station die Lampen. Der Stationsvorsteher ging vorbei und sagte: „Prost Neujahr, Herr Förster; der Mohlmann macht drinnen zu, wollen Sie die ganze Nacht

hier draußen stehen bleiben? Ich dächte, bei der Kälte liegt man am liebsten in den Federn." „Ja, ja, Sie haben recht," entgegnete Ullrich zerstreut — was ich noch sagen wollte: Ist Ihnen vorhin nichts aufgefallen? Mich däuchte, es hat sich jemand auf der Station herumgetrieben, oder um die Station herum, der nicht hierher gehört." Der Beamte sann einen Moment nach.

„Daß ich nicht wüßte, Herr Förster — oder doch, halt! vor vielleicht anderthalb Stunden sah ich eine Gestalt hinten herumlaufen; ich dachte, es wäre der Heizer des Herrn Schäfer; was meinen Sie denn, Herr Ullrich?" Der Sprechende drehte mit einer langsamen Bewegung den Kopf nach der Seite, wo die Schienen hinausliefen.

„Was meinen Sie denn damit, Herr Förster?" wiederholte er dann noch einmal.

„Nichts," brummte jener, sein Gewehr schulternd; „das heißt, denken kann man sich allerlei, es ist schon mehr vorgekommen, daß der Teufel in der Silvesternacht ein Ei gelegt hat. Guten Morgen, Herr Stationsvorsteher, legen Sie sich in Gottes Namen ins Bett. Ich gehe auf Revier, und schließlich müssen wir ja doch alle auf unseren guten Engel hoffen — — —"

Ullrich mochte sich um die einsame Lage seiner Wohnung wenig kümmern; er wußte, daß diese Abgeschiedenheit das Los seines Standes sei, und dann kam er auf seinen Diensttouren doch häufiger mit Menschen zusammen, während Marie fast ausschließlich auf die vier Wände angewiesen war. Seit jener unglücklichen Geschichte mit Braun hatte der Förster auch keinen Gehilfen mehr bekommen, und das junge, lebensfrohe Mädchen dünkte sich oft unsäglich verlassen auf der weiten, einsamen Heide unter den rauschenden Kiefern.

Ganz besonders an diesem Silvesterabend. Ein Dienstmädchen wurde nicht gehalten, die Arbeit in dem kleinen Hausstand war bald getan, und nun saß Marie Ullrich in der Wohnstube neben dem Ofen und hielt eine Näharbeit in den Händen. Aber die Nadel glitt immer langsamer durch das Linnen und ruhte schließlich ganz, während das Mädchen den hübschen, blonden Kopf nachdenklich an die Lehne des Stuhles zurücklegte und das Werk betrachtete.

Immer und immer wieder mußte sie an den hübschen Menschen denken, dem die grüne Jägertracht so flott stand und das dunkle Bärtchen. Wenn nur der ruhelose Strahl in den Augen nicht gewesen wäre — aber das kam von der Jachheit. Marie mußte unwillkürlich die eigenen Augen schließen, es war doch ein süßes Gefühl gewesen, diese lodernde Leidenschaft über sich ergehen zu lassen, wenn man selbst jung ist und verliebt. Wie kühl

war dagegen der andere gewesen, und wie gelassen hatte er zwei ganze Jahre hindurch gewartet! Wenn er nicht einmal seine alberne Lokomotive auf eine armselige Stunde im Stich lassen konnte, um herüber zu kommen und eine einzige Frage zu stellen, dann war es mit der Liebe auch nicht weit her, und dann mochte er getrost allein weiter fahren — bis an das Ende der Welt.

So gingen die Gedanken des Mädchens hin und her, aber ruhiger ward sie nicht dabei. Der Sturm wehte auch gar zu unheimlich um das kleine Haus und warf die Asche aus dem großen Ofen in das Zimmer. Du lieber Gott, wer jetzt da draußen obdachlos weilen mußte! Der Vater saß ja in guter Ruh' auf dem Bahnhof und ließ sich den Silvestergrog schmecken, und Gesellschaft hatte er ja auch, da war es schon zum Aushalten. Hui, wie das heult und mit Eisnadeln an die Fenster peitscht! Da! Der Übergang von dem Aufruhr in der Natur zur plötzlichen Stille war so jäh und plötzlich, daß Marie förmlich auffuhr und lauschte. Aber der Sturm kam nicht zurück, er war tot, gebrochen, wie ein Baum vom Blitzstrahl. — Nun konnte man jeden Laut vernehmen, der aus dem Walde herüber klang, jedes Knacken eines Astes, jedes Krächzen der Raben, und wenn es sein mußte, auch ein anderes Geräusch, das uns in der tiefen Einsamkeit, wenn wir ganz mutterseelen allein sind, häufiger mit Bangen erfüllt als mit Zuversicht.

Das junge Mädchen stand auf und sah nach der Uhr. Die Zeiger standen auf halb zehn und rückten so langsam weiter, als wolle das alte Jahr nimmer scheiden.

„Wir sollen uns nicht vorwärts wünschen," sagte sie leise, „wer weiß, was die nächste Stunde bringt. Am besten wäre es wohl, den Übergang in das neue Jahr zu verschlafen, aber wenn der Vater heimkommt und die Tür öffnet, dann fährt man doch wieder mit einem Schrecken auf. Pfui, und ich will eines Försters Tochter sein! Gelt, Nimrod, das mißfällt dir, und warum knurrst du?"

Der große Hund hatte den Kopf gehoben und leise gewinselt; nun wedelte er mit dem Schweif. „Du bist ein guter Schutz," fuhr das Mädchen liebkosend fort, du bist stark und lässest mir nichts geschehen, aber ein unvernünftiges Vieh bleibst du doch." Sie blickte sich einen Augenblick unschlüssig um, dann ging sie nach dem Bücherbrett über dem Sofa und nahm die alte Familienbibel herunter. Sie öffnete sich von selbst an einer Stelle, die sonst wohl wenig gelesen ward, und am wenigsten eine Neujahrsbotschaft enthielt, aber die Augen des jungen Mädchens ruhten wie gebannt auf dem einen Worte, Jesaia 5, 30:

> „Und wird über sie brausen zu der Zeit, wie das Meer. Wenn man das Land ansehn wird, siehe, so ist es finster vor Angst, und das Licht scheinet nicht mehr oben über ihnen."

Es war sonderbar, daß Marie sich gerade von dieser Stelle so eigentümlich bewegt fühlte. Nicht die düstere Schönheit derselben ergriff ihr Herz, sondern während des Lesens überkam es sie wie eine Ahnung, daß die Prophezeiung, welche auf ein ganzes Volk Bezug hatte, in ihr eigenes Leben eingreifen würde. — —

„Stille, Nimrod, kusch dich! Was hat denn nur das Vieh?" Marie Ullrich blickte von der Bibel auf und sah nach dem Hunde. Das Tier hatte sich von seinem behaglichen Ofenplatze erhoben und ging langsam, die Luft einwindend, an das Fenster. Das Mädchen folgte ihm und warf einen Blick durch die Scheiben. Es war nichts Auffälliges zu bemerken, die Wipfel der nächsten Kiefern ragten dunkel und regungslos in die Luft, und weit drüben, von der Station her, schimmerten Lichter. Das war ein tröstlicher Anblick, wenngleich das Gebäude viel zu entfernt lag, um durch einen Ruf der menschlichen Stimme erreicht zu werden. Aber man sah doch, daß die endlose Heide nicht gänzlich unbelebt sei, wennschon dieser Waldwinkel weit ab lag von der Verkehrsstraße. Das letztere war in diesem Augenblick eigentlich ein Trost für das verlassene Mädchen; wenn sich wirklich in dieser bitter kalten Nacht Strolche auf der Landstraße umhertrieben, bis hierher kamen sie sicherlich nicht. Und doch — das war ein Knirschen im Schnee! Der Förster konnte es nicht sein, denn Nimrod heulte plötzlich laut auf und scharrte wütend an der Stubentür. Marie fühlte, daß die Knie unter ihr zu brechen drohten, und dann flog ihr Blick nach der Wand, wo eine geladene Flinte hing. Sie riß das Gewehr herunter, und nun fiel ihr erst ein, daß die Haustür ja verschlossen sei und von dorther kaum eine Gefahr drohen könne. Aber die Fenster waren dafür unverhüllt, und sie selbst stand im hellen Licht der Lampe.

Ihr nächster Gedanke war, das Licht auszulöschen oder sich in die dunkle Kammer zu flüchten, aber dann hörte sie etwas anderes, was ihre Angst vermehrte. An dem Drücker der Haustür tastete eine unsichere Hand, und — allmächtiger Gott — die Tür gab nach. Der Vater mußte vergessen haben, sie hinter sich zu verschließen. Der Hund hatte plötzlich aufgehört zu bellen und winselte leise; das gab dem jungen Mädchen die Besonnenheit zurück. Es konnte doch vielleicht ein Bekannter sein, vielleicht ein Bote vom Vater oder jemand aus dem Dorfe. Marie faßte den starken und bösartigen Hund ins Halsband; in der anderen Hand behielt sie das Gewehr. Da ward die Stubentür aufgestoßen. — —

Auf der Schwelle stand ein junger, etwa fünfundzwanzigjähriger Mann. Seine schlanke, kräftige Gestalt war in einen sonderbar schlotternden Anzug gekleidet, braune Beinkleider und kurze braune Jacke; um den Hals

trug er ein dickes Tuch und auf den schwarzen Haaren einen abgegriffenen Filzhut. Sein Gesicht war hübsch, aber blaß, eingefallen und von dunklen Bartstoppeln übersät; einen eigentlichen Bart trug er nicht. — Wie er so regungslos, auf einen rohen Knotenstock gestützt, dastand, machte seine ganze Erscheinung nicht gerade den Eindruck eines gewöhnlichen Landstreichers, wohl aber den eines unheimlichen und rätselhaften Menschen.

„Guten Abend, Marie," sagte er leise und nahm seinen Hut ab. Nun konnte man sehen, daß die Haare grausam kurz verschnitten waren; die weiße Kopfhaut schimmerte überall durch, und jede Linie des etwas zurückliegenden Schädels trat in die helle Beleuchtung der Lampe.

„Guten Abend, Marie," wiederholte er noch einmal. „Darf ich zu dir in die Stube kommen? Es ist kalt draußen, o, so bitter kalt. Und mich friert in meinem dünnen Anzug."

Das Mädchen stand noch immer regungslos, und die Hand, welche das Halsband des Hundes hielt, löste sich unbewußt. Das Tier sprang mit freudigem Gebell an dem Manne in die Höhe und legte seine Pranken auf dessen Schultern. Er streichelte ihm liebkosend den Kopf und drückte sein Gesicht auf einen Moment in das weiche Fell; seine unstäten Augen nahmen einen wehmütigen Ausdruck an.

„Du kennst mich, alter Freund," sagte er leise, „und du würdest mich nicht wieder hinausjagen in die Nacht. Die Menschen wollen nichts mehr von mir wissen, ich trage ja ein Brandmal an der Stirn."

„Wo kommst du her, Joseph? Ich hätte nicht geglaubt, dich noch einmal im Leben wieder zu sehen. Du siehst nicht gut aus, Joseph."

Joseph Braun strich sich über das kurze Haar und lachte hart. „Meinst du wirklich, Marie, daß ich nicht gut aussehe? Und ich komme doch geradeswegs aus dem Gefängnis und habe nur einen kleinen Spaziergang bei zwölf Grad Kälte gemacht, lediglich wegen der Torheit, dich zu begrüßen. Nein, nein, du brauchst nicht zu fürchten, daß ich ausgebrochen bin, Marie; ich hätte es gern getan, aber die Mauern waren zu fest, selbst für die Sehnsucht und für die Verrücktheit, aber sie ließen mich schließlich in Gnaden laufen und gaben mir nur einen Zwangspaß mit auf den Weg; direkt von Celle nach Hamburg — ohne Aufenthalt. Ich bin ein bißchen vom Wege abgekommen, aber was tut man nicht aus Liebe, Marie —"

Er sprach die Worte gleichgültig und ohne Betonung und trat einen Schritt in die Stube.

„Was willst du hier?" fragte das Mädchen zusammenschaudernd, „ich habe nichts mit dir zu schaffen, und mein Vater ist nicht zu Hause."

„Tut nichts, entgegnete er gelassen, „mit deinem Vater habe ich nichts zu tun. Er würde mich vielleicht hinauswerfen, aber ich bin so herunter-

gekommen, daß es mir einerlei wäre. Also du willst nichts mehr von mir wissen, Marie? Ich hätte mir das ungefähr denken können, aber siehst du, man verlernt im Gefängnis auch das Denken. An den vier grauen Wänden der Zelle steht nichts geschrieben, und was anderes kommt unsereins nicht vor die Augen. Da lebt man denn so in der Vergangenheit, Marie, und die war schön. Ich glaube, du hast mich lieb gehabt, viel lieber als den anderen —"

Er brach ab, und über sein verwildertes Gesicht ging ein finsteres Lächeln. Dann fuhr er fort:

„Verdient hat er's, aber eigentlich war es eine Dummheit, daß ich ihn mit dem Messer kitzelte. Ohne die Geschichte wärst du mein eigen geworden, und nun sehe ich an deinen Augen, daß du ein Grausen vor mir hast."

„Ja," sagte sie leise, „ich fürchte mich vor dir, wie man ein wildes Tier fürchtet."

Joseph Braun wandte sich nach der Tür. „Das sollst du nicht, Marie, da will ich lieber gehen. Es war ja so wie so eine Torheit, daß ich hierher lief, anstatt meine Marschroute inne zu halten, ich weiß selbst nicht, wie das gekommen ist, aber ich glaube, daß ich sonst gestorben wäre. Richtig, nun fällt mir's ein. Ich hatte die Absicht, dich um einen einzigen Kuß zu bitten, mit dem auf den Lippen wollte ich dann in die weite Welt hinausgehen und nimmer wiederkommen. Den Gefallen wirst du mir nun wohl nicht tun, Marie?"

„Nein," entgegnete sie mit einem Blick hinter sich. „Ich habe dich gern gehabt, Joseph, das ist wahr, und wenn du auch gesessen hast und alles zwischen uns aus sein muß, so würde ich doch vielleicht deine Bitte erfüllen, denn ich glaube nicht, daß ein Kuß ein Unrecht ist, wenn man keinen dritten danach zu fragen hat —"

„Hast du einen dritten zu fragen?" unterbrach er sie lauernd.

„Wenn man es genau nimmt, noch nicht. Aber drüben im Bahnhofe sitzt mein Vater mit noch einem anderen. — Du kennst ihn ja, Joseph — und der will mich. Er hätte es mir wohl selbst heute Abend gesagt, aber er muß den Schnellzug führen und kann deshalb nicht abkommen. Ich habe mich entschlossen, ja zu sagen, und ob ich das heute tue oder im neuen Jahre, das ist wohl einerlei. Ich sollt' es vielleicht für mich behalten, aber es ist gut, daß du darum weißt, damit du ein für allemal jede Hoffnung aufgibst. Und nun geh deiner Wege, Joseph, und behüt' dich Gott. Wenn du einen warmen Rock brauchst, so will ich ihn dir geben, aber hier bleiben darfst du nicht länger, denn es ist Nacht, und ich bin allein. —"

Mit rot überhauchter Stirn stand sie vor ihm und blickte ihm halb bittend, halb befehlend in das Gesicht. Und Joseph Braun faßte die Klinke der Tür. Er ging nicht sofort, sondern die Unterlippe nagend, sah er vor

sich nieder auf die Diele. Welche Gedanken hinter seiner Stirn fluteten, das blieb in diesem Augenblick verborgen, aber vielleicht hing irgend eine Tat, vielleicht ein Verbrechen nur an einem Zwirnsfaden über dem Haupte des Mädchens. Aber die Wende der Neujahrsnacht mag, ohne daß wir es wissen, manches wenden. — — —

Als Marie Ullrich die Schritte des Mannes draußen verhallen hörte, setzte sie sich auf den nächsten Stuhl und faltete die Hände in ihrem Schoß. Die künstliche Ruhe war von ihr gewichen, und sie fühlte sich wie gebrochen. Gleich einem Traume war das alles an ihr vorübergegangen, und doch hatten die wenigen Augenblicke eine sonderbare Umwandlung in ihr bewirkt. Noch vor einer Stunde stand das Bild des heimlich geliebten Mannes trotz der begangenen Untat in lockender Gestalt vor dem Geiste des Mädchens, nun war die nackte Wirklichkeit vor sie hingetreten, und hatte ihr einen wohl tief unglücklichen, aber auch verbitterten und halb vertierten Menschen gezeigt; sie empfand mit dem Geächteten wohl herzliches Mitleid, aber zugleich spürte sie ein Grausen in seiner Nähe. Und dieses Grausen zwang sie zum Grübeln. Was hatten denn eigentlich ihre Lippen halb bewußtlos zu ihm gesprochen, während er vor ihr stand und an der Unterlippe nagte? Nun fuhr es ihr plötzlich grell wie ein Blitz durch den Sinn, einer seltsamen Vision ähnlich.

Sie sah im Geiste über die mondhelle, schneebedeckte, stille Heide einen unheimlichen, verkommenen Menschen schreiten, immer weiter vorwärts, bis ein Schienenstrang seine Füße hemmte. Und dann sah sie mit entsetzlicher Deutlichkeit, wie er sich niederbog auf die Erde. — —

Eine sonderbare Unruhe war über das Mädchen gekommen. Sie wollte an ihren Platz zurückkehren und das Bibelbuch wieder aufnehmen, aber da flogen ihre Augen über das düstere Wort: „Wenn man das Land ansehen wird, siehe, so ist es finster vor Angst —“ Einen Augenblick noch stand sie unschlüssig, dann riß ihre Hand hastig ein Tuch aus dem Kleiderschrank, löschte die Lampe aus und tastete nach der Tür. — —

Joseph Braun ging über die mondhelle Heide. Als er einige hundert Schritt zurückgelegt hatte, blieb er stehen und blickte zurück. Da lag das kleine Forsthaus friedlich unter den dunklen Kiefern, und die Lampe leuchtete still durch das Fenster. Wenn er vielleicht noch vor einer Stunde die Hoffnung gehegt hatte, daß alles sich zum Guten wenden und ein Hauch jenes heimatlichen Friedens seine geächtete Stirn streifen könnte, so wußte er nun, daß diese Hoffnung ein irrsinniger Wahn gewesen, und daß er verurteilt sei, einsam in die Nacht hinaus zu gehen. Der eiskalte Wind durchwehte seine dünne Kleidung, und er zitterte vor Frost. Vor ihm lag nichts als die nackte, unendliche Ebene, nur von einer einzigen Stelle leuchtete noch ein freundliches Licht. Das war die Station. — Von Zeit zu Zeit flog ein matter,

ziſchender Ton herüber, ſie mochten dort wohl eine Lokomotive anheizen und den Dampf auslaſſen. Um zwölf Uhr kam der Schnellzug von Süden, der mußte auf der Station halten, aber er hatte nur erſte und zweite Klaſſe. Braun griff in ſeine Taſche; er beſaß einige Groſchen Überverdienſt aus dem Gefängnis, aber die hätten höchſtens genügt, um in der vierten Klaſſe Hamburg zu erreichen. Vielleicht auch das nicht einmal. Am beſten war es doch wohl, in dem Stationsgebäude Unterſchlupf zu ſuchen. Man jagte bei der Kälte keinen Hund vor die Tür, man würde ihm ja wohl ein Plätzchen im Kohlenſchuppen gönnen. — An etwas anderes dachte der Unglückliche zunächſt gar nicht, die körperliche Erſchöpfung überwog alle ſonſtigen Gefühle. Auf der Station regte ſich außer dem einförmigen Ziſchen der Lokomotive kein Laut; natürlich — wer nicht etwa im Bette lag, um die Neujahrsnacht zu verſchlafen, der ſaß hinter dem warmen Ofen und lachte vor Vergnügen über das Gefühl des eigenen Behagens und der eigenen Sicherheit. Wer da draußen war, der mochte frieren; warum war er ſo töricht?

Joſeph Braun hatte ſich dem Fenſter der dritten Klaſſe genähert und verſuchte, einen Einblick zu gewinnen; es war ihm doch nicht einerlei, wer etwa da drinnen ſich aufhielt. Er hatte über der grimmigen Kälte ganz vergeſſen, was Marie Ullrich ihm mitgeteilt, nun aber ſah er plötzlich wenige Schritte von ſich entfernt das Geſicht des Mannes, den er am meiſten auf Erden haßte, von dem er ſich in das Unglück geſtürzt und verraten wähnte. Und gerade dieſer eine Moment erzeugte in ihm mit der Schnelligkeit des Blitzes einen unheimlichen Gedanken, der wie ein Schleier über ſeine Seele fiel und alles in ihm bedeckte, was aus der Vergangenheit noch lebte an menſchlichen Empfindungen und freundlichen Erinnerungen. Die beiden Männer da drinnen redeten gelaſſen miteinander weiter, die Zeiger der Uhr rückten ohne Aufenthalt vorwärts, und auf der Wende des alten und neuen Jahres ſtand einer jener dunklen Schatten, die unbarmherzig in unſer Leben greifen, wenn nicht eine barmherzige und mächtigere Hand unſer ahnungsloſes Haupt beſchirmt. —

Vielleicht eine halbe Stunde von der Station entfernt bog ſich das Bahngleis nach dem Walde zu und ſenkte ſich dann in einen tiefen, ſchmalen Einſchnitt. Das war die ſogenannte Hohle, an welcher ſich häufig Schneewehen bildeten und deretwegen Schäfer ſich mit ſeiner Lokomotive auf der Station befand. An beiden Seiten dieſer Hohle ſtrebte das brüchige Geſtein ziemlich ſteil in die Höhe und war an einigen Stellen von niedrigen Kiefern durchwachſen.

Joſeph Braun kannte in dieſer Gegend jeden Fußbreit Land ſo genau wie ſeine eigene Taſche; ſie hatte zu ſeinem früheren Revier gehört, und er würde auch ohne die Hilfe des Mondlichtes jeden Pfad und jeden Baum

gefunden haben. Er ging, nachdem er die Station, ohne gesehen zu werden, verlassen hatte, eine Strecke auf der Landstraße, bog dann nach dem Walde zu ab und eilte in großen Sprüngen über das freiliegende Heideland. Vor ihm flog krächzend ein Rabe auf und streifte fast mit den Flügeln seine Stirn; er achtete nicht darauf und blickte kaum in die Höhe; ein vom Fuchs gehetzter Hase lief über seinen Pfad, aber sein Jägerauge sah es nicht, und er rannte nur weiter, als werde er selbst von dem wilden Heere verfolgt. Endlich nahmen ihn die ersten Bäume in ihren Schatten auf. Nun spähte er zum ersten Male zurück, als müsse er sich vergewissern, daß keines Menschen Auge sein unsinniges Gebaren gesehen habe, und ging dann langsamer am Rande des Einschnitts entlang, zu einer Seite den monddurchleuchteten Wald, zur anderen die schräge, verlaufende Senkung, von deren Sohle die Eisenbahnschienen heraufblitzten. Einmal stieg er hinunter und legte seine Hand wie prüfend auf das kalte, eisüberkrustete Metall, und dann ging ein sonderbares Zucken durch seinen Körper. Die Hohle war nicht verweht, sondern lag vollständig schneefrei im Mondlicht, und Joseph Braun konnte den symmetrischen Lauf der glänzenden Schienen verfolgen. Aber doch nicht weit, denn nach etwa fünfzig Schritt machten sie eine Kurve. Bis zu dieser Stelle ging der einsame Wanderer und sah sich dann um. Es war richtig, wenn von jener Seite ein Zug herankam, dann konnte der Lokomotivführer kaum auf zehn Schritte die Strecke überblicken.

Was war das? Joseph Braun hörte plötzlich einen seltsam scharf klingenden Metallton, der in regelmäßigen Pausen immer näher kam. Mit drei Sprüngen war er die Böschung hinan und duckte sich hinter einen moosbewachsenen Felsblock, der halb über den Rand hinausragte. Unten zwischen dem Geleis kam langsam eine dunkle, tief vermummte Gestalt gegangen; sie bückte sich von Zeit zu Zeit und schlug mit einem Hammer auf die Schienen. Ohne über sich zu schauen, emsig auf ihr Werk bedacht, schritt sie still und stumm vorbei und verschwand allmählich in der Nacht. „Der Bahnwärter," sagte Braun leise, „nun ist die Strecke revidiert." Er kannte den Mann von früher; es war ein pflichtgetreuer Beamter und ein Vater von vielen Kindern; Joseph Braun empfand ein gewisses Gefühl von Befriedigung, daß jener ihn nicht gesehen, daß er ahnungslos vorbeigegangen war; es hätte ja auch anders kommen können, und dann — — es wäre ihm Leid gewesen um den Mann. Kling — klang — tönte es aus der Ferne noch einmal herüber. Es ist eine Hand über uns, die pocht auch manchesmal mit einem Hammer an das stahlharte Herz, just dann, wenn wir an einer Grenze stehen und hinüberschreiten wollen in die Nacht; aber wir vernehmen es nicht, oder wir wollen es nicht hören. —

Joseph Braun lauschte gespannt auf jedes Geräusch, und dabei krallten

sich seine Hände um das Felsstück, hinter welchem er auf den Knien lag. Auf den Knien im kalten Schnee, aber die Kälte spürte er nicht mehr, das Blut rann ihm siedend heiß durch die Glieder. Er fühlte, daß es nur einer geringen Anstrengung bedürfen werde, um den Granitblock aus seiner Lage zu bewegen, denn der Frost hatte die Erde rissig gemacht, und obendrein war eine Baumwurzel nach jener Seite hin gewachsen und wirkte fast wie ein Hebel. Über kurz oder lang mußte doch dasselbe eintreten, was er jetzt durch eine unvorsichtige Bewegung herbeizuführen vermochte. Was das sein werde, malte er sich mit entsetzlicher Klarheit aus. Das Felsstück mußte, dem Gesetz der Schwere folgend, die Böschung hinabrollen und gerade mitten auf den Schienen liegen bleiben; dann wird die keuchende Lokomotive angebraust kommen, dieses an die vorgezeichnete Bahn gefesselte Ungetüm, auf dessen Rücken sich ein Mensch befindet. —

Nein, zwei Menschen — — und hinter der Lokomotive ein ganzer Zug voll schlafender, träumender, sorgloser und ahnungsloser Menschen.

Es schüttelte den Verbrecher wie ein Fieberfrost; das war nicht die Kälte, sondern das Gewissen; Gottes Hammer, der an die harte Hülle schlägt, um zu prüfen, wo ein Riß ist oder ein Bruch. — Und ob es nun die zitternde Bewegung des an den Felsblock gelehnten Körpers war, oder ob außer dem Naturgesetz noch ein verantwortlicher Wille mitwirkte, das steht über den Sternen geschrieben und wird aufgeschlagen sein, wenn das letzte Jahr ohne Nachfolger in die Ewigkeit gesunken sein wird, aber das eine ist gewiß, daß im nächsten Moment Joseph Braun sich an den Stamm einer Kiefer klammerte und mit erdfahlem, rückwärts gewandtem Antlitz die schwere Masse hinabrollen hörte. Mitten auf den Schienen lag sie fest und unbeweglich, und in demselben Augenblick klang durch die stille, klare Frostluft aus der Ferne ein scharfes, helles Läuten herüber. Das kam von der Station und bedeutete, daß der Schnellzug von der vorletzten Haltestelle abgelassen sei, und daß in wenigen Minuten ein neues Jahr seinen Anfang nahm. Joseph Braun aber floh wie ein gehetztes Tier an der Böschung entlang, und er wußte selbst nicht, nach welcher Richtung ihn sein Fuß trug.

Marie Ullrich hatte inzwischen das Forsthaus verlassen und schritt, so schnell sie es vermochte, über die mondbeglänzte Ebene. Auch ihre Augen wandten sich nach einer Weile rückwärts, aber sie sah kein stilles, friedliches Licht, und es war ihr, als stehe sie ganz allein mitten in der einsamen Nacht, tausend Meilen entfernt von jeder menschlichen Hilfe und jedem menschlichen Laut. Freilich, da vorn glänzten die Laternen der Station zu ihr herüber, aber zu dem Werke, das sie vor hatte, konnte ihr keiner helfen, als der allein, dessen Sterne über ihrem Haupte flammten. Sie wollte einen Unglücklichen suchen, einen Verlorenen, den sie im ersten Grausen von sich gestoßen hatte —

das war nicht mehr Liebe, es war vielleicht kaum Mitleid, sondern das Entsetzen vor dem dunklen Bilde, das vor ihrer Seele stand.

„Was ist ihm das Leben?“ sagte sie leise, und dann dachte sie an die alles zermalmenden Räder des Zuges und an jene unheimlichen Zeitungsberichte von Selbstmördern, die sich lebensmüde und hoffnungslos auf die Schienen warfen. Etwas anderes hatte sie nicht in seinen verdüsterten Augen gelesen.

Vor ihren Füßen fand sie eine Spur. Sie konnte von dem Unglücklichen herstammen, aber wo war Gewißheit in dieser Nacht? Marie ging der Fährte nach, und es tat ihr leid, daß sie den Hund nicht mit sich genommen hatte. Dann verwarf sie wieder den Gedanken an Umkehr, die Zeit verrann zu schnell, und es dünkte sie grausam, einen ausgestoßenen Menschen mit Hunden aufzuspüren. In der Nähe der Station verwischten sich die Eindrücke der Füße, aber seitwärts tauchten sie wieder auf und führten in weiten Zwischenräumen querfeldein. Dahinten begann wieder der Wald und die wohlbekannte Hohle. Am Waldessaum hörte das Mädchen den Telegraphenapparat läuten, und kurz darauf glaubte sie jenseits der Schlucht einen dunklen Schatten durch die Bäume gleiten zu sehen, sie hörte sogar das Knacken der dürren Äste und das Rauschen der Kiefernzweige. Es mochte ein aufgescheuchtes Wild sein. — —

Da! was war das? Tief unten auf den Schienen, gerade hinter einer scharfen Biegung, lag ein dunkler Gegenstand. Es konnte ein zusammengekauerter Mensch sein, der hier das Ende des Jahres und seines Lebens erwartete, es konnte auch — — Marie Ullrich war die Böschung hinabgeglitten, sie schrie halb besinnungslos einen Namen, ihre Hände griffen nach dem dunklen Wesen und fühlten einen eisigen, glitzernden, unbeweglichen Felsblock.

„Und das Licht scheinet nicht mehr oben über ihnen — —“

Ob das einsame Mädchen daran dachte, als sie mit ohnmächtigen Händen an der starren Masse rüttelte, während ihr Ohr von der Station her einen langgezogenen Pfiff und dann ein dumpfes Rollen vernahm? Es muß wohl so gewesen sein, denn während die Knie unter ihr zusammenbrachen, während sie fühlte, daß eine Ohnmacht herannahe und der Sterne und des Mondes Licht über ihr verhülle, streckte sie beide Hände aufwärts und schrie gen Himmel.

Joseph Braun war an der Böschung entlang geflohen und wußte nicht nach welcher Richtung. Aber dann wußte er es plötzlich. Seine Füße waren über eine Baumwurzel gestrauchelt, und dann war er hinabgeglitten in eine Tiefe. Und nun stand er mitten auf den Schienen und lauschte atemlos mit vorgeneigtem Kopfe auf ein dumpfes Rollen, das immer näher und

näher kam. Und seltsam genug — in diesen unheimlichen Ton mischte sich ein anderer Laut; ein leises Rauschen des aufwachenden Morgenwindes in den Kiefern, und auf seinen Schwingen getragen ein fernes, ganz fernes Läuten wie von Kirchenglocken. Das Läuten mußte aus dem entlegenen Dorfe kommen, und es war fast wunderbar zu nennen, daß sein Klang so weit herüberschwebte, ohne von dem Rollen des Zuges übertönt zu werden; aber wir wissen nicht, ob wirklich der Morgenwind ihn trug oder vielleicht ein Engel der Neujahrsnacht.

Joseph Braun vernahm das Läuten, und er wußte, was es bedeutete. Es waren ihm nur Sekunden gegeben, um auf der Wende des Jahres die Wagschale seines umdüsterten Lebens mit einer Schuld zu belasten oder einer Sühne; er sah die roten Lichter des Zuges auftauchen, schneller und immer schneller, wie das letzte Sandkorn im Stundenglas niederrinnt, und vorwärts stürzend warf er die Arme in die Luft mit einem Warnungsruf, den das Rollen der Räder erstickte. — — — — —

„Paß gut auf, Hannes," hatte der Lokomotivführer Schäfer gesagt, „es liegt mir in den Gliedern wie ein Unglück — —" und dann umschloß seine kräftige Hand das kalte Metall des Tenders und seine Augen flogen über die Strecke. Da kam der Einschnitt, und die Kiefern rauschten zu beiden Seiten des Zuges.

Was war denn das? Die Köpfe der beiden Männer flogen zur Seite und bogen sich über die Galerie. „Hast du etwas gehört, Hannes?" „Freilich, Herr Schäfer, es war mir, als hörte ich vor der Lokomotive einen Ruf, aber ich kann mich auch geirrt haben." Der Führer griff nach dem Ventil — drei kurze Pfiffe, und der Zug rollte im langsamsten Tempo vorwärts. „Da ist es wieder, Herr!" sagte Hannes atemlos, „aber weiter nach vorn, hinter der Kurve." Jawohl, nun vernahmen sie beide eine menschliche Stimme. Der Zug hielt an, aus den Fenstern der Personenwagen riefen verschlafene Stimmen; es wurde gefragt, ob ein Unglück geschehen sei. — Der Lokomotivführer kletterte von seiner Maschine herunter und lief nach vorn; in dem Zuge entstand eine unbeschreibliche Verwirrung, und das Personal hatte Mühe, die Reisenden zu beruhigen. Schäfer fand das ohnmächtige Mädchen neben dem Felsblock auf den Schienen liegen. Er ahnte noch nicht den eigentlichen Zusammenhang, aber als er die Geliebte aufhob, öffnete sie die Augen und legte den Kopf an seine Brust.

„Ich habe Angst um dich gehabt," sagte sie leise, „und nun ist alles gut. Das war ein schwerer Traum, Wilhelm, aber das alte Jahr hat ihn hinweggenommen, das neue Jahr soll uns Glück bringen."

Und so geht es im Leben. Wenn wir eine Minute festhalten möchten, so zerrinnt sie zwischen unseren Händen, und die Pflicht ruft. Während die

Zugbeamten das Hindernis aus dem Wege räumten, hatte Schäfer gerade Zeit genug, seine um die Jahreswende von unserem Herrgott ihm angelobte Braut dem Förster zu übergeben, den das Halten des Zuges aus der Nähe herbeigeführt hatte. Dann nahm er wieder seinen Platz ein und ließ die Dampfpfeife fröhlich in den jungen Morgen klingen. — Vorwärts unter Gottes Hut. —

In der Frühe des Neujahrstages fand man an der Böschung die Leiche Joseph Brauns. Der Zug hatte ihn nicht verstümmelt, sondern die Puffer der Lokomotive hatten nur seine Brust getroffen und ihn zur Seite geworfen. So lag er da, friedlich wie ein schlafendes Kind.

Wir wissen nicht, wie die Wage unseres eigenen Lebens stehen wird, wenn das letzte Jahr hinabgerollt ist in die Ewigkeit; wir wollen nicht richten, sondern für uns alle hoffen. — —

Das Kloster Reinhausen.

Von Georg Meyer-Bremke.

Wohl selten findet man in einer Gegend, die keineswegs als gebirgig, sondern nur als Hügelland bezeichnet werden kann, einen so romantisch gelegenen Ort als Reinhausen, etwa neun Kilometer südöstlich von Göttingen entfernt.

Es öffnet sich hier das seiner Naturschönheiten wegen bekannte und viel besuchte Bremkertal, und der Buntsandstein, der die Talwände bildet, tritt hier an der nördlichen Seite in mächtigen, zum Teil senkrecht aufstrebenden Felswänden zutage. Entlang dieser Felsenwand, zu beiden Seiten des das Tal durchströmenden Wendebaches, erstreckt sich das stattliche Dorf in einer Länge von etwa einem Kilometer. Manche Wohnungen des Ortes sind direkt an die Felsen gebaut. Der gewaltigste dieser Buntsandsteinriesen, der unmittelbar neben der das Dorf durchziehenden, die Städte Göttingen und Heiligenstadt verbindenden Chaussee emporsteigt, zeigt zwei Kreuze, ein größeres und ein kleineres, jedes innerhalb eines Rades. Über den Kreuzen befindet sich eine kleine, rundbogig geschlossene Nische in dem Felsen, die jedenfalls zur Aufstellung eines Heiligenbildes gedient hat. Wie erzählt wird, sollen an dieser Stelle zwei Knaben, ein älterer und ein jüngerer, vom Felsen herabgestürzt sein und die beiden Kreuze das traurige Erinnerungszeichen des schrecklichen Unglücks bilden. Aber das ist Sage. Wahrscheinlicher ist es, daß die Kreuze und die Nische an die klösterliche Zeit und an die vom Kloster

ausgehenden Prozessionen erinnern, wenigstens läßt die Radform diesen Schluß zu, denn das Rad war das Wappen der Erzbischöfe von Mainz, denen das Kloster lange Zeit unterstellt war.

Reinhausen ist noch heute der Sitz eines kleinen Amtsgerichts, und bis zur Einführung der Kreis- und Provinzialordnung 1885 war hier auch ein Verwaltungsamt, das dann mit dem Amte Göttingen zum Landkreise Göttingen vereinigt wurde.

In alten Urkunden aus dem 11. Jahrhundert wird der Ort „Reinehusen" oder auch „Reynhuson" genannt. Damals residierte hier das mächtige Geschlecht der Grafen von Reinhausen, der Gaugrafen des Leinegaus. Wo ihre Burg gestanden hat, läßt sich nicht mehr nachweisen, weder eine Urkunde noch eine Trümmerstätte verrät uns ihren einstigen Standort. Und doch müssen wir ihr einstiges Dasein voraussetzen. Aus einer alten Urkunde des ersten Abtes des Klosters von Reinhausen erfahren wir allerdings, daß die Grafen von Reinhausen auch die Gleichen (de Lychen) in Besitz hatten und auf diesen beiden kegelförmigen Bergen „castella", d. i. kleine Burgen, besaßen, aber das läßt schon angesichts der weiten Entfernung von Reinhausen keineswegs den Schluß zu, daß sie außer ihnen weiter keine Feste gehabt haben sollten. Aber für immer wird es wohl in Dunkel gehüllt bleiben, wo sie gestanden hat.

Die Gründung und erste Geschichte des Klosters wird uns in einer Urkunde des ersten Abtes des Klosters, namens Reinhard, genau und ausführlich beschrieben.

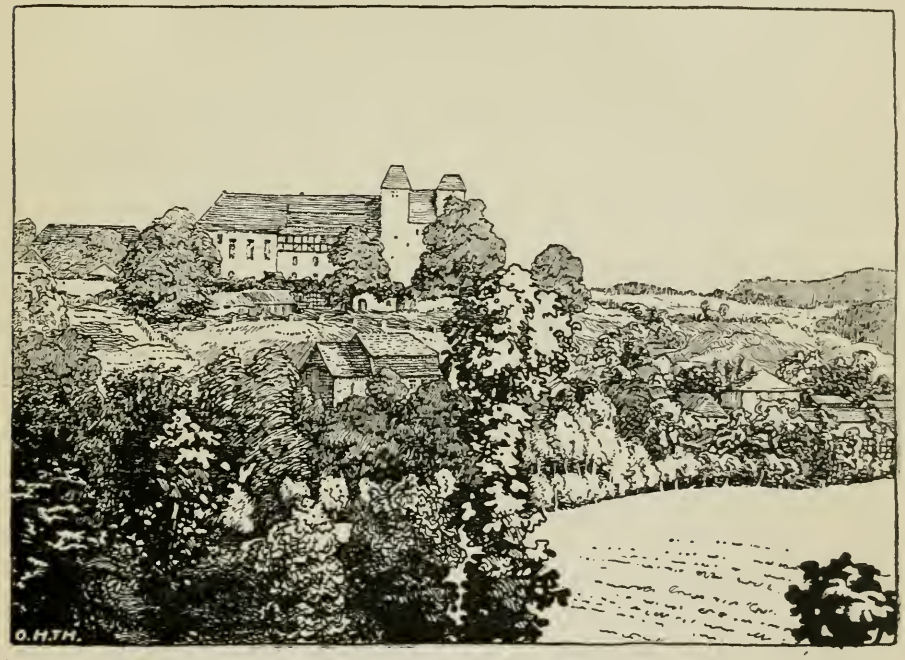
Danach waren es drei gräfliche Brüder, Konrad, Heinrich und Hermann von Reinhausen, sowie deren Schwester Mathilde, Kinder des Grafen Elle, die auf dem äußersten Ende der oben erwähnten Felsenwand 1085 ein Chorherrnstift gründeten, „Gott dem Herrn und der ewigen Jungfrau Maria, als auch insbesondere dem St. Christophorus, dem Martyrer", geweiht.

Außer den genannten drei Brüdern war noch ein vierter Bruder vorhanden, Udo, nachmaliger Bischof von Hildesheim, ein sehr streitbarer Herr, der treu zu Kaiser Heinrich IV. hielt und daher vom Papste Gregor VII. auf der Synode zu Quedlinburg 1085 in den Bann getan wurde. Vielleicht wollten die Geschwister durch Gründung des Stiftes den Papst zur Aufhebung des Bannes veranlassen.

Das Stift sollte jedesmal nach der Anzahl der Stifter vier Priester enthalten, von denen einer als Propst amtieren sollte. Des ersten Propstes Sibald wird in der angezogenen Urkunde Erwähnung getan.

Aber schon im Jahre 1112 verwandelte der eine der Gründer, Graf Hermann von Reinhausen, das Stift, das auf seinem Eigentum lag, in ein Mönchskloster, dem St. Benediktus geweiht. Er berief zum ersten Abte

den Mönch Reinbold aus dem Kloster Helmarshausen a. d. Diemel bei Karlshafen. Da dieser aber sofort wieder zurückgerufen und zum Abte seines Klosters gewählt wurde, so setzte der Graf den Mönch Reinhard unter Zustimmung seiner Geschwister und nach der vom Bischof Adalbert von Mainz vollzogenen Ordination zum „ersten Abte von Reinhausen" ein. Darauf verließ Graf Hermann Reinhausen und zog nach Bayern, wo er bald darauf



Kloster Reinhausen bei Göttingen.

starb. Er hinterließ zwei unmündige Söhne, von denen der eine im jugendlichen Alter starb und im Kloster begraben, der andere dagegen später ermordet wurde. Mit ihnen erlosch bereits das einst so angesehene und reich begüterte Geschlecht der Grafen von Reinhausen.

Das Kloster war nun völlig schutzlos, und der Abt Reinhard führt in der bereits erwähnten Urkunde bittere Klage über die Beraubungen, denen das Kloster von allen Seiten ausgesetzt war.

Das Erbe der Grafen von Reinhausen fiel an die bayerischen Grafen von Formbach und Windberg, da die Gräfin Mathilde, die Mitbegründerin des Klosters, sich an einen Grafen von Formbach und Windberg verheiratet

hatte. Ihre Söhne, Hermann und Dietrich, wurden mit der Grafschaft Winzenburg im Hildesheimschen belehnt, erbauten die Winzenburg bei Alfeld und nannten sich darnach „Grafen von Winzenburg". Mit deren Söhnen starb auch dies Geschlecht bereits 1152 aus. Ihre Güter kamen in die Hand Heinrichs des Löwen.

In der Urkunde des Abtes Reinhard wird eines fahrenden Ritters, Bruno von Gelliehausen, Erwähnung getan, der die beiden Gleichen, „welche unsere Gründer dem Kloster geschenkt hatten", beanspruche, natürlich ohne irgend ein Recht dazu zu haben.

Ferner beklagt sich der Abt über die „Brüder in Hildesheim", d. i. die dortigen Domherren. Es hatte nämlich die Äbtissin Eilika von Ringelheim, Tochter des Grafen Heinrich von Reinhausen, des oben erwähnten Mitbegründers des Chorherrnstiftes, einen großen Teil ihrer Güter dem Kloster Reinhausen geschenkt, und die Domherren wollten nun die Schenkung für sich zurücknehmen, „aber sie wollten, wie sie sagten, mich alten und unglücklichen Mann schonen, was ich mit aller Bemühung um ihre Gunst gern annehme und durch Gehorsam zu verdienen mich bestrebe; aber" — fügt der Abt beruhigt und zugleich etwas spöttisch hinzu — „aber vergebens trachten sie jetzt erst danach, weil die Kirche zu Reinhausen sie (die vermachten Güter) schon 20 Jahre vor meinem Amtsantritte und ebenso viele Jahre, von da ab gerechnet, ohne Unterbrechung in gerechtem und ungestörtem Besitze gehabt hat."

Von allen Seiten beraubt und bedrückt, hatte das Kloster schwere Zeiten durchzumachen und zeitweise mit großer Not zu kämpfen. Um den Drangsalen zu entgehen, wählte der Abt den Ritter Degenhard von Bodenhausen zum Schutzpatron des Klosters. Später haben sich die Verhältnisse gebessert, die Besitzungen des Klosters sich vermehrt, die Einkünfte sind gestiegen, und nur selten noch hat die Not Eingang im Kloster gefunden. Ein genaues Verzeichnis der ehemaligen Besitzungen des Klosters ist nicht vorhanden.

Ebenso fehlen genaue Nachrichten über die innere Einrichtung des Klosters. Wir wissen jedoch, daß mit ihm ein Krankenhaus, Gasthaus, eine Bibliothek, Tischlerei, eine Kapitelstube sowie ein Gefängnis verbunden war.

Wie jedes Kloster, so hatte auch das Reinhäuser seinen „advocatus", seinen Vogt, zur Wahrung seiner Einkünfte und seiner Rechte und zur Ausübung seiner eigenen Gerichtsbarkeit.

Zu den Rechten des Klosters gehörte unter anderen auch das, Münzen zu prägen, ein Recht, das ihm Kaiser Konrad II. 1144 verliehen hatte. Die Verleihung eines solchen Rechtes läßt einen Schluß auf die hohe Bedeutung der Klöster in damaliger Zeit zu.

Wie groß die Zahl der Mönche im Kloster gewesen ist, wissen wir nicht genau. Es lassen aber alte Urkunden den Schluß zu, daß sie zeitweise über 20 betragen haben muß. Der Erzbischof von Mainz trifft 1322 von Heiligenstadt aus für das Kloster die Bestimmung, daß Brüder bereits vom 14. Lebensjahre an aufgenommen werden können, daß dagegen das Mönchsgelübde erst mit 24 Jahren abgelegt werden darf.

Das Ordenskleid der Mönche war eine aus grobem, schwarzem Wollstoff gearbeitete Kutte und ein gleichfarbiger Überwurf ohne Ärmel, das Skapulier. Die Benediktinermönche mußten nach der Bestimmung Benedikts, des Stifters des Ordens, stets schwarze Kleidung tragen.

Aus der ferneren 400 jährigen Geschichte des Klosters wollen wir nur einige Vorkommnisse, die allgemeines Interesse beanspruchen, herausgreifen.

Im Jahre 1414 wurde bekanntlich das Konzil in Konstanz zusammengerufen, um eine immer dringender werdende Reform der Kirche an Haupt und Gliedern durchzuführen. Zu diesem Konzil reiste als Vertreter des Klosters im Auftrage des damaligen Abtes Johann von Bodenhausen der gelehrte und sittenstrenge Mönch Johann Dederoth, gewöhnlich, wie es damals Sitte war, nach seinem Geburtsorte Johann von Münden genannt.

Zurückgekehrt von Konstanz, drang er mit aller Strenge auf eine Reform im Kloster, um der hier, wie fast überall eingerissenen Sittenlosigkeit zu steuern. Bevor er aber seine Pläne durchführen konnte, wurde er zum Abte des Klosters Klus bei Gandersheim berufen. Hier führte er dann seine als notwendig erkannten Reformen durch und verwandelte das Kloster bald in eine Musteranstalt.

Seine Reform führte er auch in dem Kloster Bursfelde a. d. Weser durch, wohin er später als Abt berufen worden war. Von hier aus brachte er dann die große Bursfelder Kongregation zustande, wodurch er und sein Kloster weltberühmt geworden sind. Dieser Kongregation gehörten zur Zeit ihrer höchsten Blüte 75 Benediktinerklöster an, die streng nach den Regeln des Ordensstifters St. Benediktus lebten. Erst die Reformation und später der westfälische Frieden erschütterten diesen einst so stolzen Bau und führten ihn allmählich seiner Auflösung entgegen. Johann von Münden aber ist ohne Zweifel der berühmteste Mönch des Klosters.

Das Kloster Reinhausen wurde von dem zu diesem Zwecke vom Bursfelder Abte hergeschickten jungen Mönche Johann von Peine der Kongregation angeschlossen und damit die von Johann von Münden angebahnte Reform unter kräftiger Mitwirkung des derzeitigen Abtes Dietrich Fuchs auch hier zur Ausführung gebracht.

Das ist gewiß nicht ohne harte Kämpfe und Ärgernisse zustande gekommen. Wir können das ermessen, wenn wir das Gebot eines früheren Abtes, Günther von Noringen, beachten, der den Mönchen untersagte, außerhalb des gemeinsamen Schlafsaales oder gar außerhalb des Klosters zu nächtigen, sowie dessen ferneres Gebot, es sollten die im Kloster und im Orte Reinhausen sich aufhaltenden Konkubinen und übel berüchtigten Frauenzimmer entfernt werden. Solche Gebote aber lassen uns auch die Notwendigkeit der Reform erkennen; der Augiasstall bedurfte der Reinigung.

Während der Regierungszeit des Abtes Dietrich hatte das Kloster, wie auch schon früher einige Mal, durch Raubzüge schwer zu leiden. So führte 1447 der Landgraf von Thüringen ein Heer durch das Göttingensche, um den Erzbischof von Mainz gegen die aufständische Stadt Soest zu unterstützen. Das Heer glich einer Räuberbande, ohne Zucht und Ordnung. Sengend und brennend durchzogen sie die Lande, die Bewohner des Klosters und alle anderen, die es vermochten, flohen mit ihrer Habe in die Städte. Das Räuberheer drang ins Kloster und zerstörte alles, was zu zerstören war, und schonte selbst der heiligen Gefäße nicht. Und dieses wiederholte sich unter demselben Fürsten noch einmal 1458. Solche Raubzüge lassen uns einen Blick tun in die Willkürherrschaft der damaligen Zeit, in die Gesetz- und Rechtlosigkeit, die damals herrschte, in die Unsicherheit alles Besitzes, der selbst die heiligen Stätten verfallen waren.

In die Regierungszeit des Abtes Dietrich fällt aber auch ein Lichtblick. Drei Herren von Uslar auf Neuengleichen vermachten nämlich nach einer Schenkungsurkunde von 1460 dem Kloster etwa 1000 Morgen Ackerland und Wiesen, 300 Morgen Wald, sowie eine aus dem Verkauf ihrer Burg an den Landgrafen von Hessen, Ludwig I., den Friedfertigen, herrührende größere Summe Geldes zum Bau eines Siechenhauses und eines Hospitals. Letzteres sollte frommen Wallfahrern ein Asyl bieten, während ersteres sechs arme Sieche und täglich außerdem sechs arme Kranke außerhalb des Hospitals verpflegen sollte. Zu Kuratoren der Stiftung setzten die Stifter den jedesmaligen Abt von Reinhausen und den Magistrat von Göttingen ein. Die Stiftung ist nach Einführung der Reformation und unter den Wirren des Dreißigjährigen Krieges verfallen und war in Vergessenheit geraten. Nur die Pflicht der Stadt Göttingen, das alte Hospitalgebäude in Bau und Besserung zu erhalten, obgleich es später als Schulgebäude benutzt wurde, erinnerte noch an die Großmut jener drei Ritter. Jahrhundertelang hat die Stadt Göttingen die immer mehr steigenden Einkünfte der Stiftung für sich allein bezogen; denn es war auch hier der Ursprung des Vermächtnisses in Vergessenheit geraten, und es war niemand da, der Rechnungslegung von der Stadt verlangte. Da fand ein Mitglied der Familie derer von Uslar

die alte Schenkungsurkunde auf, und die Stiftung wurde nun wieder ans Tageslicht gezogen. Die Herausforderung der Güter von der Stadt Göttingen, sowie der Nachweis über die Einkünfte seit länger als 200 Jahren hätte nun zu einem Monstreprozeß ohne gleichen führen können. Dem wurde aber durch einen 1881 mit der Stadt abgeschlossenen Vergleich vorgebeugt. Nach diesem Vergleich behält die Stadt Göttingen gegen die allerdings geringe Entschädigungssumme von 75 000 Mark jene Güter der Stiftung. Aus dieser Summe wurde nun eine Armenstiftung unter dem Namen „von Uslarsche Hospitalstiftung zu Reinhausen" gemacht, aus der arme Leute des alten Amtes Reinhausen Unterstützungen empfangen.

Die Reformation wurde im Kloster unter dem letzten katholischen Abte Johann Dutken eingeführt. Elisabeth, Gemahlin des Herzogs Erich I. von Göttingen-Grubenhagen berief den Pastor Anton Rabe (Corvinus) zum Superintendenten nach Münden und setzte ihn an die Spitze einer Kommission von Visitatoren, die die Klöster in den Fürstentümern zu visitieren hatte. Jedem Kloster wurde nach geschehener Visitation ein sog. „Abschied" erteilt. Aus dem vom 2. Dezember 1542 datierten „Abschiede" für das Kloster Reinhausen erfahren wir, daß es von diesem Zeitpunkte an reformiert wurde. Die Verwaltung des Klosters kam nun in die Hände weltlicher Amtleute. Seit dieser Zeit führte das Kloster unter dem lutherischen — letzten Abte — Peter von Utrecht nur noch ein Scheindasein, bis es 1553 vollständig aufgehoben wurde. Mit diesem Jahre verschwindet also für immer die einstige Gründung der Grafen von Reinhausen und eine wundersame Schöpfung und Erscheinung des Mittelalters wird damit zu Grabe getragen.

Der vorhin erwähnte „Abschied", den das Kloster erhielt, bietet ein interessantes Kulturbild der damals bewegten Zeit, in der das Alte stürzte und Neues geboren wurde, und wir geben daher noch einiges aus ihm wieder.

In der Voraussicht der baldigen Visitation des Klosters hatte der Abt fast sämtliche Heiligtümer und Reliquien des Klosters nach Heiligenstadt geschafft. Den Visitatoren fiel natürlich das Fehlen solcher in jedem Kloster vorhandenen Dinge auf, und auf Befragen gestand der Abt deren Entfernung. Es wurde ihm aufgegeben, sie innerhalb einer Woche wieder herbeizuschaffen und abzuliefern, was der Abt auch versprach. Ob das Versprechen auch gehalten ist, darüber ist nichts bekannt.

Nachdem die neue Klosterordnung verlesen worden war, erklärte der Abt und die Konventsbrüder sich anfangs nicht damit einverstanden, und nur auf wiederholte Vorhaltungen, jedoch widerwillig nahmen sie sie an. Ihre Kutten hätten sie ebenfalls gern beibehalten, doch das konnte ihnen nicht gestattet werden. Die horas wollten sie ablesen, da fast niemand von ihnen des Singens mächtig sei. Der Abt wurde recht gelehrt befunden, und da er

sich zum Predigtamt erbot, so ward ihm vorläufig bis Ostern das Amt übertragen. Da er aber in der evangelischen Sache noch „ungeschickt und unbegründet" sei, so habe er das Erforderliche noch zu lernen. Wenn der Versuch, das Predigtamt zu führen, zur Zufriedenheit ausfalle, so solle er von Ostern (1543) ab eine dem Vermögen des Klosters entsprechende Besoldung erhalten. Um sich für das Amt tüchtig auszubilden, solle er eine deutsche Bibel und andere evangelische Bücher anschaffen und fleißig darin studieren. Der Abt bat dagegen die Visitatoren, ihn vorläufig von der Austeilung der Sakramente zu entbinden, da er die evangelische Weise noch nicht kenne; man möge ihm gestatten, dazu einen anderen Prädikanten zuzuziehen. Es wurde ihm das mit dem Bedeuten gestattet, er müsse sich bemühen, die evangelische Austeilung der Sakramente bald selbst kennen zu lernen.

Die Pfarre in Stockhausen, die zum Kloster gehörte, wurde dem unfähigen Kurt abgenommen und dem Pfarrer Burmann in Niedernjesa übertragen. Da die Klosterkirche Reinhausen von viel Volk besucht wurde, so verspricht der Abt, daß die Leute deutsche Lieder, Psalmen und Gesänge lernen und ihnen der Katechismus in ordnungsmäßiger Weise gelehrt werde."

Der Abt Johann Dutken starb 1549.

In diesem Jahre wurde der Reformator Corvinus auf Befehl Herzog Erichs II. verhaftet und in einem feuchten Kerker auf der Burg Kalenberg drei Jahre gefangen gehalten. Der Herzog befahl, es solle vorläufig von der alten Lehre nicht abgewichen und der Gottesdienst nach der früheren Weise wieder hergestellt werden. Jedoch erschüttert von dem kurz nach der Befreiung aus Kerkerhaft erfolgtem Tode des frommen Corvinus, nahm er diesen Befehl 1553 wieder zurück.

Noch heute sind die Klostergebäude, der klösterliche Friedhof, sowie ein großer Teil der das Kloster von der Außenwelt abschließenden Mauern vorhanden, und man kann daraus einen Schluß auf die einstige Größe und Bedeutung des Klosters ziehen.

Auf Gottfried August Bürgers Spuren.

Von Georg Meyer-Bremke.

1. Gottfried August Bürger als Amtmann zu Altengleichen.

Dicht am Ostfuße der beiden Gleichen, etwa 12 Kilometer südöstlich von Göttingen, liegt das Dorf Gelliehausen. Hier war der Sitz des ehemaligen Patrimonialgerichts „Altengleichen", oder wie es amtlich hieß „Gesamtgericht Altengleichen". Es umfaßte fünf am Fuße der Gleichen gelegene

Dörfer: Bremke, Gelliehausen, Benniehausen, Wöllmershausen, Sieboldshausen nebst den dazu gehörenden Vorwerken Sennickerode, Vogelsang, Elbickerode und Appenrode. Die Inhaber des Gerichts, die Patrimonialherren, waren die Freiherren von Uslar-Gleichen. Daher trug das Gerichtssiegel das v. Uslar-Gleichensche Wappen mit der Umschrift: „Siegel des Gesamtgerichts Altengleichen."

Im Jahre 1852 wurden sämtliche Patrimonialgerichte im ehemaligen Königreich Hannover aufgehoben, und seitdem ist Altengleichen mit Reinhausen vereinigt.

Dieses Gericht wäre wie so viele andere seinesgleichen schon längst der Vergessenheit anheimgefallen, wenn es nicht durch den Dichter Gottfried August Bürger für immer in der Geschichte der deutschen Literatur fortleben würde. Von 1772 bis 1784 war nämlich Bürger Amtmann zu Altengleichen, und diese Zeit umfaßt die traurigste und doch auch wieder die gesegnetste seines Lebens. Die traurigste, denn es ist die Zeit seiner Verfehlungen, seiner Schuld; — die gesegnetste, denn sein Dichtergenius nimmt während dieser Zeit seinen höchsten Flug und beschenkt uns mit seinen köstlichsten Gaben, die dauern werden, so lange es eine deutsche Sprache gibt.

Bürger war, als er Justizamtmann zu Altengleichen wurde, erst 24 Jahre alt und daher noch viel zu jung für die Bürde und Würde, die das schwere und verantwortungsreiche Amt erforderte. Und daraus entsprang wohl in der Folge all das bittere Weh, das der Dichter erleiden mußte, die Fehltritte, die er tat, die Täuschungen, die er erlebte.

Wir müssen uns einmal vergegenwärtigen, mit welcher Machtfülle das Amt Altengleichen ausgerüstet war, und welche Gewalt daher der Amtmann in seiner Hand vereinigte. Dem Gerichte war als einem sog. „geschlossenen" Gerichte, wie sie nach dem Landtagsabschiede der Fürstentümer Göttingen-Grubenhagen vom Jahre 1686 genannt wurden, die gesamte Jurisdiktion in Kriminal- und Justizsachen, sowie sämtliche Verwaltungsangelegenheiten übertragen.

Von der Machtfülle, die der Verwalter eines solchen Gerichts in seiner Hand vereinigte, hat uns Bürger selbst ein bleibendes Zeugnis hinterlassen. Er schreibt darüber in einem Briefe an seinen Freund Götze folgendes: „Ich bin in meinem Gerichte souveräner Herr über Leben und Tod, Galgen, Rad, Staupenschlag, Zuchthaus, Karrenschieben, Halseisen, Spanische Jungfer, Buckel voll Prügel, Hundeloch, kurz, was ich will, kann ich erkennen . . . Ich habe auch ein starkes Militär unter meinem Kommando. Eine Armee von 24 Mann Landmiliz, die auf meinen Wink marschfertig sein müssen, und wodurch ich meinen Staat im Zaume halte. Und wenn ein Fürst in meinen

Grenzen ein Verbrechen begeht, so lasse ich ihn durch meine dienstfertigen Geister greifen und hege mein hochnotpeinliches Halsgericht über ihn."

Es war also eine große Macht, aber auch eine hohe Verantwortung, die der junge Dichter übernahm, als er am 1. Juli 1772 als Amtmann zu Altengleichen beeidigt wurde. Die sonderbare Eidesformel lautete: „Ihr sollet geloben und schweren einen Eyd zu Gott und auf sein heilig Wort, daß ihr denen gesamten Herren von Uslar Treu- Hold- und gewärtig seyn, deren Bestes, und wahren Nutzen in alle Wege suchen und befördern, Schaden und Nachteil aber so viel in eurem Vermögen abwenden, kehren und warnen wollet; die euch anvertraute Justiz deren allgemeinen und Landesgesetzen nach, ohnparteiisch und ohne Absicht der Person verwalten, jedwedem gleiches Recht widerfahren lassen, das Wohl der Unterthanen, und gute Ordnung euch in aller bestmöglichen Maaße, zum wahren Augenmerk haben; überhaupt auch der hiernächst von gesamter familie zu urtheilende Instruction nachkommen, mit dem hie bevorigen Salario und denen ausgesetzten Sportuln begnügen, und so betragen wollet, wie es einem rechtschaffenen und ehrliebenden Beamten zukommt, eignet und gebühret. So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort."

Bürger behagte seine Stellung aber anfangs nur wenig, und man kann es ihm kaum verdenken. Aus dem lustigen Universitätsleben Göttingens wurde er auf ein einsames Dörfchen verschlagen. Statt mit strebsamen, gleichgesinnten Freunden hatte er hier mit kleinlich denkenden Menschen zu tun. Dieser jähe Wechsel wirkte so auf den jungen Bürger ein, daß seine Schaffensfreudigkeit erlahmte, sein Dichterquell zunächst versiegte. Und doch sollte er hier in dem einfach ländlichen Volksleben mit seinen wunderbaren Anschauungs- und Vorstellungskreise, seinem Aberglauben, seinen Sagen und Märchen, seinen Sitten und Gebräuchen gerade den Boden finden, in dem seine Dichterkraft ihre Wurzeln fest einschlagen konnte.

Zunächst war allerdings davon noch wenig zu spüren. So schreibt er an seinen bejahrten Freund, den Dichter und Kanonikus Gleim in Halberstadt:

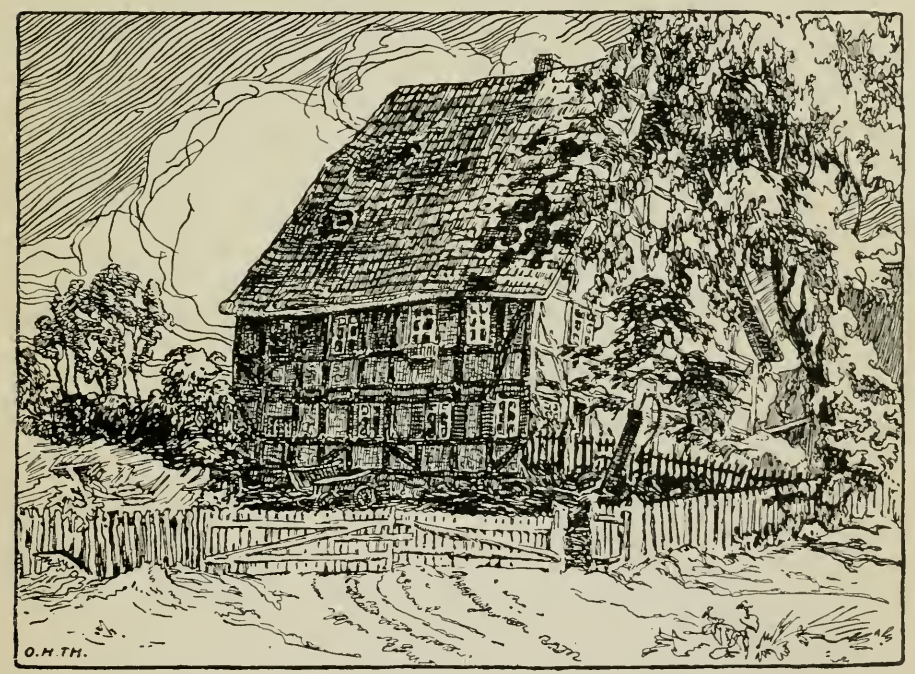
Gelliehausen, 20. Sept. 1772.

„Mein kleines poetisches Talent, wenn daran etwas gelegen ist, verwelkt bei meiner jetzigen Lage fast völlig; denn der „Actum Gelliehausen" — der „In Sachen" — der „Hiermit wird" usw. sind gar zu viel. Statt „Ich lobe mir mein Dörfchen hier" heißt es jetzt:

„Ihr Ochsen, die ihr alle seid,
Euch Flegeln geb' ich den Bescheid."

Ähnliche Ergüsse, wenn auch aus etwas späterer Zeit, finden wir in Briefen an seine Freunde Boie in Göttingen und Goeckingk in Ellrich a. H.,

und wir können daraus den Schluß ziehen, daß er seines Amtes bald überdrüssig geworden war. Jedoch hielt eine solche Stimmung nicht immer an; es lag in dem wankelmütigen Charakter des Dichters begründet, daß sie auch in das Gegenteil umschlug. Das war jedenfalls im Sommer 1773 der Fall. Mit der Einkehr des Lenzes brach nämlich auch Bürgers Geist sich wieder neue Bahnen. Am meisten Veranlassung dazu war der „paradiesische Frühling" selbst, „der um ihn her in der ländlich-schönen Gegend grünte und blühte". „In meinem Leben hab' ich den Frühling so schön noch nicht



Bürgers Geburtshaus.

gesehen. Er entzückt und begeistert mich," schreibt er an Boie in Göttingen, den er wiederholt in Briefen bittet, hinauszukommen und den Frühling zu grüßen, „der so wonniglich in Gärten, Wald und Flur aufwacht".

Schon von dem Knaben Bürger weiß man, daß er am meisten freundliche Halden, an denen zerstreut niedriges Gestrüpp wuchs, bevorzugte und sich gern dort tummelte. Da war nun Bürger am rechten Orte, denn ringsum boten ihm solch freundliche, sonnenbeschienene Abhänge und Triften, die heute allerdings fast sämtlich bewaldet sind, ein fröhliches „Willkommen!" — Da

wuchsen bunt durcheinander der Hagedorn und der Haselstrauch, Wachholder und das Heidekraut, die Glockenblume und das Thymeänchen, und da wiegten sich bunte Schmetterlinge und summten behaglich die Käfer.

Dort unten aber, nur wenige Minuten vom Orte entfernt, hatte im dichten Gebüsch am murmelnden Bach die Nachtigall ihr Heim aufgeschlagen, dort sang sie ihre süßen Liebeslieder voll Sehnsucht und Wonne, die ahnungsvoll des jungen Dichters Seele erfüllten. Weiter hinab aber blinkt ein grüner Wiesenteppich, vom rauschenden Gartenbache durchflossen, und rechts und links brechen kristallklare Quellen aus den bewaldeten Uferhängen hervor, und darunter ist der Regenborn, ein eigenartiger, sehr starker Quell, der aus neun, dicht nebeneinander liegenden Öffnungen sein klares und wohlschmeckendes Wasser sprudelnd in die Garte ergießt. Daneben erhebt sich ein steiler, hoher und bewaldeter Uferrand, mit Buchen und Eichen bestanden, die den Quell und das Flüßchen überschatten. Hier an diesem lauschigen Plätzchen weilte Bürger sehr gern, und in das Murmeln des Regenborn hat sich wohl oft ein heißes Liebesgeflüster gemischt, wenn er hier mit seiner innig und doch so unglücklich geliebten Molly zusammentraf. In seinem herrlichen Gedichte: „An die Nymphe des Regenborn", einem der besten naturphilosophischen Gedichte unserer Literatur, hat er dem Quell die Unsterblichkeit verliehen.

Auf das ländliche Idyll der Gegend schaute aber auch gar wundersam die Romantik von den bleichen Burgruinen der beiden Gleichen hernieder und vervollständigte so das Bild, das des jungen Dichters Seele bald ganz erfüllte, und dessen einzelne Züge wir vielfach in seinen Gedichten wiederfinden.

Aber auch der ländliche Garten ist ihm lieb und wert. Der „grünende Zaun", die „blühende Bohne", die „wilde Rose" und der „Rosmarin" sind ihm gar liebe Dinge. Nicht minder liebt er das wogende Ährenmeer mit der blauen Kornblume und dem „roten Mohn" und dem „lilafarbenen Raden" gar anmutig durchwebt.

Zu diesen Anregungen, die Bürger aus den natürlichen ländlichen Verhältnissen seiner Umgebung erhielt, kam noch ein zweites Moment. Bereits im Winter hatte er einige abgerissene Sätze aus einer alten Romanze aufgegriffen, die seine Haushälterin, „die alte Christine", am Herde gesungen hatte. Der Stoff aus dem Sagen- und Anschauungskreise des Volkes genommen, zog ihn mächtig an. Er war bemüht, an den Text selbst zu gelangen. Da jene abgerissenen Sätze aus einem alten Spinnstubenliede sein sollten, so belauschte Bürger die Bauernmädchen in den dörflichen Spinnstuben; aber es gelang ihm nicht, den Text zu erhalten; er war aus dem Volke verschwunden. In Bürgers Geist aber blieb der Stoff haften. Sein

Dichtergenius gab ihm bald eine neue Gestalt, und mit den ersten Lenztagen 1773 begann er, ihn in dichterischer Weise zu gestalten. Es sollte die Krone seiner Werke werden, seine Lenore.

Das allmähliche Werden dieser herrlichen Dichtung schildert er uns in seinen Briefen an Boie, durch die wir gleichsam einen Blick in die Werkstatt des Dichters tun. Aus diesen Briefen wissen wir, wie ernst es ihm um seine Dichtung zu tun war, wie genau, ja peinlich genau er nach dem passendsten Ausdruck suchte. Seine Lenore sollte in ihrer Art werden, was der soeben erschienene Götz von Berlichingen in der seinigen war, „ein Meisterwerk, des höchsten Preises wert". Und sie wurde es. Im September endlich war sie vollendet; ein halbes Jahr hatte sie „unter der Feile gekreischt". Auf dem nahe gelegenen Rittergute Sennickerode trug er sie in einer Abendgesellschaft vor. Bald machte sie die Runde bei dem eichsfeldischen Adel der Umgegend, erweckte den Neid der Kollegen Bürgers, der Amtleute der Umgegend, die nun auch anfingen, Verse zu machen, „die aber niemand hören wollte".

Nun aber wollten auch seine Freunde in Göttingen, die Dichter des Hainbundes, Hölty, Voß, die Gebrüder Stolberg, die neue Schöpfung Bürgers hören, der übrigens nicht, wie vielfach fälschlich angenommen wird, zum Bunde gehörte, sondern nur gelegentlich Gast war. In einem übermütigen Briefe an Boie kündigt er voll Stolz, Jubel und Freude die endliche Vollendung seiner herrlichsten Dichtung und seinen baldigen Besuch in Göttingen an. Der Brief lautet:

„Gottlob nun bin ich mit meiner unsterblichen Lenore fertig! ruf auch ich in dem Taumel meiner noch wallenden Begeisterung Ihnen zu. Das ist dir ein Stück, Brüderle! Keiner, der mir nicht erst einen Batzen gibt, soll's hören. Ist's möglich, daß Menschensinne so etwas erdenken können? Ich staune selber mich an und glaube kaum, daß ich's gemacht habe! Ei! Ihr Gesellen dort, wie tief werdet Ihr dort die Hüte davor abnehmen müssen! Ich schicke es aber hier noch nicht mit, denn keiner von Euch Allen, er deklamiere so gut er will, kann Leonoren in ihrem Geist deklamieren, und Deklamation macht die Hauptschied von dem Stücke aus. Daher sollt Ihr's von mir selbst das erste Mal in aller seiner Gräßlichkeit vernehmen. Dann sollen Sie die Genossen des Hains in der Abenddämmerung auf ein einsames, etwas schauerliches Zimmer zusammenladen, wo ich, unbesorgt und ungestört, das gräßliche der Stimme recht austönen lassen kann. Der jüngste Graf soll, wie vor Loths seligem Weibe, davor beben. Ihr sollt alle mit bebenden Knien vor mir niederfallen und mich für den größten Chan in der Ballade erklären. Und ich will meinen Fuß auf Eure Hälse zum Zeichen meiner Superiorität setzen. Denn alle, die nach mir Balladen machen, werden meine

ungezweifelten Vasallen sein und ihren Ton von mir zu Lehen tragen. Alle Zeugen auf Erden und unter der Erden sollen bekennen, daß ich sei ein Balladen-Adler und kein anderer neben mir."

An einem Herbsttage ritt Bürger denn auch nach Göttingen und trug dort den Dichtern des Hainbundes in einer abendlichen Zusammenkunft seine Lenore vor. Er hatte sich dabei mit dem Rücken gegen die Tür gestellt. Als er an die Stelle des Gedichtes kam:

„Rasch auf ein eisern Gittertor
Ging's mit verhängtem Zügel,
Mit schwanker Gert ein Schlag davor
Zersprengte Tor und Riegel."

schlug Bürger mit der in der Hand behaltenen Reitgerte an die Tür. Entsetzt sprang der jüngere Stolberg vom Sitz auf, als sei es Wirklichkeit, was er sah und hörte. Dieser Zug zeigt deutlich, von welch packender Wirkung die Leonore war. Im Sturm eroberte sie sich daher auch alle Herzen. Nach kurzer Zeit war sie ebensowohl an den Fürstenhöfen und in den Salons als in den Spinnstuben der Bauernmädchen zu Hause, und hier wurde sie noch vor 30 bis 40 Jahren überall gesungen, und es gab damals Leute auf dem Lande, die das ganze Gedicht auswendig konnten.

In demselben Jahre erschien noch ein anderes Gedicht Bürgers, ebenfalls aus dem Sagenkreise des Volkes genommen, „Der wilde Jäger", und diesem folgten später dann noch andere ähnlichen Charakters. Da darf man wohl die Frage aufwerfen: Wären alle diese köstlichen Schätze gehoben, wenn Bürger nicht in das ländliche Volksleben verschlagen worden wäre?

Bürger fand große Freude und Befriedigung in diesem poetischen Schaffen. Leider sollte er darin nicht lange ungestört bleiben. Zwei Momente sind es, die störend in seine dichterische Tätigkeit wie in sein Leben eingriffen und die ihn früh dem Grabe zutrugen: seine unglücklichen Familienverhältnisse und sein Zerwürfnis mit seinen Gerichtsherren.

Der junge Dichter wohnte in Gelliehausen im Hause der Hofrätin Liste, einer geistig sehr aufgeregten Person. Als die Hauswirtin bald darauf gemütskrank wurde, schlug Bürger eine Zeitlang sein Heim in dem eine halbe Stunde entfernten Niedeck im Hause des Amtmanns Leonhardt auf. Noch in demselben Jahre verheiratete er sich — nicht freiwillig, wie wir der Wahrheit gemäß hinzufügen müssen, — mit dessen ältester Tochter Dorette. Als er mit ihr vor den Altar trat, trug er aber bereits den Keim einer unseligen Leidenschaft in seiner Brust. Er liebte nämlich die jüngere Schwester seiner Frau, die uns aus seinen Liedern unter dem Namen Molly bekannt ist; ihr wirklicher Name war Auguste. Er hoffte wohl, die Neigung überwinden zu können, ja, sie würde nach der Trauung von selbst verschwinden. Bittere

Täuschung! Sie wuchs vielmehr zu einer immer gewaltiger werdenden Leidenschaft an, die den Dichter zu verzehren drohte und ihm die Schreckgespenster der Verzweiflung und des Wahnsinns oft vor die Seele mahnte. Um so heftiger wurde die Leidenschaft, als sie in gleicher Weise von Molly erwidert wurde.

All seine Liebesschmerz, seine Liebessehnsucht, sein sinnliches Begehren legte er in seinen Mollyliedern nieder. Unsere deutsche Literatur hat ähnliche Erzeugnisse gleicher Güte wohl nicht aufzuweisen. Sie erinnern an den unglücklichen italienischen Dichter Petrarca und seine Liebesgesänge. Aus Bürgers Mollyliedern weht uns trotz ihres hohen poetischen Schwungs der Hauch der Wahrheit, der Wirklichkeit, des Selbsterlebten entgegen, und man übersieht daher gern, daß sie in einzelnen Stellen zu sinnlich gehalten sind.

Bürger wohnte von 1775 ab in Wöllmarshausen, wo ein Bauernhaus für ihn eingerichtet worden war. Über diesem Amtshause lagerte ein düsteres Geheimnis. Bürger lebte darin als der Gatte zweier Weiber, von denen es die eine vor der Welt war, die andere insgeheim, die eine dem Gesetze nach, die andere in Wirklichkeit.

Neun Jahre lang — bis 1784 — trugen die drei die schwere Last, da nahm der Tod sie ihnen ab; Bürgers rechtmäßige Frau Dorette starb. Kurz vorher aber hatte Bürger die Amtmannsstelle „Altengleichen" aufgegeben und war von Wöllmarshausen nach Göttingen übergesiedelt, um sich hier als Privatdozent niederzulassen in der Hoffnung, bald eine Professur zu erlangen, eine Hoffnung, die sich dann auch erfüllte. Er heiratete bald seine über alles geliebte Molly, und damit schien sich das schwere Schicksal, unter dem beide lange Zeit geseufzt hatten, in dauerndes Glück verwandeln zu wollen. Aber wieder bittere Täuschung! Nur ein halbes Jahr dauerte die glückliche Verbindung, da wurde ihm auch Molly durch den Tod von der Seite gerissen und damit das Los des unglücklichen Dichters vollends besiegelt. Denn Bürger ging nun noch eine dritte Ehe ein. Diese Verbindung kam auf eine eigentümliche Weise zustande, die zugleich ein Beweis von der leichtsinnigen Art Bürgers ist.

Ein Schwabenmädchen, Elise Hahn, trug in einer Abendgesellschaft zu Stuttgart in einem von ihr verfaßten Gedichte dem Dichter der Lenore ihr Herz an, selbstverständlich nur im Scherz. Das Gedicht kam durch eine Freundin des Mädchens in Bürgers Hände. Der leicht entzündliche und zum Romantischen neigende Sinn des Dichters nahm aber die Sache für Ernst. Er erwiderte das Gedicht in diesem Sinne, und so kam die unglückliche eheliche Verbindung zustande, die den Dichter bald ins Grab brachte. Das Schwabenmädchen hatte nämlich nichts von der so viel gerühmten Schwabentreue an sich.

Es betrog den Dichter durch ihre Untreue in der schamlosesten Weise. Die Sache wurde bald stadtbekannt, und Bürger und Studenten zeigten mit Fingern auf den unglücklichen Dichter. Niedergedrückt durch all dieses Leid, brach Bürger zusammen. Im Jahre 1794 im Alter von 45 Jahren wurde er zu Grabe getragen.

Das zweite Moment, welches störend in seine dichterische Tätigkeit eingriff, war das wenige Jahre nach seinem Amtsantritt beginnende Zerwürfnis mit seinen Gerichtsherren, das allerdings auch nicht ohne seine Schuld herbeigeführt wurde.

Schon seine Anstellung stieß bei mehreren Mitgliedern der Familie auf Widerspruch. Man hielt ihn — und wie die Folge zeigte — mit Recht noch für zu jung und unerfahren für das schwere und verantwortungsvolle Amt, das einen gereiften, geschäftskundigen Mann erforderte. Bürger war das nicht, wie wir der Wahrheit gemäß bekennen müssen. Es fehlte ihm an dem so notwendigen Fleiße; es war ihm schier unmöglich, all die kleinen und kleinlichen Geschäfte, die das Amt mit sich brachte, gewissenhaft zu besorgen. Dazu hatten ihm seine vier Vorgänger im Amte, die innerhalb fünf Jahre die Gerichtshalterstelle verwaltet hatten, die Geschäfte in grenzenloser Unordnung hinterlassen, und Bürger war nicht der Mann, um all den Wust, den er vorfand, aufzuarbeiten und Ordnung zu schaffen. Es wäre auch wohl einem tüchtigeren Juristen unmöglich gewesen.

Der damalige Senior der Familie derer von Uslar, der Oberst Adam von Uslar zu Elbickerode, hatte daher infolge der schlechten Erfahrungen mit den vorigen Gerichtshaltern auch einen erprobten und gewandten Juristen für das Amt gewünscht und deshalb die Kandidatur des Göttinger Ratsauditors Oppermann mit allen Mitteln unterstützt, während er der Anstellung Bürgers ebenso energisch sich widersetzte. Unterstützt wurde er dabei noch von einem zweiten Mitgliede der Familie, dem Dr. jur. Hans von Uslar in Reinhausen. Dagegen wurde die Kandidatur Bürgers von den übrigen Mitgliedern der Familie gefördert. Es sind dies der Oberstleutnant August von Uslar zu Gelliehausen, der Hauptmann Thilo zu Sennickerode, Ernst v. Uslar zu Appenrode und der Hofrat Listn zu Gelliehausen als Vormund zweier minderjähriger Kinder der Familie.

Da also der Oberst Adam von Uslar die Mehrheit der Familie gegen sich hatte, so machte er den ungewöhnlichen Vorschlag, beide Kandidaten sollten drei juristische Probearbeiten unter strenger Klausur im Hause des Hofrats Listn zu Gelliehausen anfertigen, die der Juristen-Fakultät zu Göttingen vorzulegen und von ihr zu begutachten seien. Hierin einigten sich auch die beiden Parteien der Familie, und die Kandidaten unterzogen sich der Arbeiten,

Bürger, wie gefordert war, in Gelliehausen, Oppermann dagegen, dem Vorschlage zuwider, in Göttingen.

Das juridische Urteil der Fakultät, das übrigens nie, trotz aller Aufforderungen des Hofgerichts zu Hannover, zu den Akten geliefert ist, konnte sich jede Partei zu ihren Gunsten auslegen, und so entstand neuer Streit unter den Familienmitgliedern. Für Bürger wurde ins Feld geführt, daß er seine Arbeiten in Gelliehausen, ohne Bücher und Ratschläge, sozusagen aus freier Hand und aus dem Gedächtnisse gearbeitet habe. Oppermann dagegen habe in dem gelehrten Göttingen seine Arbeiten angefertigt, wo ihm guter Rat, vortreffliche Bücher und sonstige Hilfsmittel zur Verfügung gestanden hätten.

Dagegen machte der Oberst wieder geltend, auch Bürger habe mit Simsons Kalbe gepflügt, da ihm der Rat des in juristischen Dingen erfahrenen Hofrats Listn, sowie dessen wissenschaftliche Werke ebenfalls zur Hand gewesen seien.

Bürgers Gönner, auf ihre Mehrheit pochend, bestimmten nun kurzerhand den 1. Juli 1772 zur Beeidigung Bürgers als Amtmann zu Altengleichen. Der Oberst Adam konnte nicht umhin, seine Einwilligung dazu zu geben, da er die Majorität anerkennen mußte. Dennoch hoffte er sein Ziel zu erreichen. Drei Tage vor dem Termine nämlich forderte er plötzlich eine Kaution von 600 Talern von Bürger, wohl wissend, daß er über keine 6 Groschen verfügte. 600 Taler war für jene Zeit eine ungewöhnlich hohe Summe und die Forderung in solcher Höhe in anbetracht der geringen Besoldung, die mit dem Amte verbunden war, keineswegs gerechtfertigt. Sie war auch nur gestellt, um im letzten Augenblicke, da alle anderen Mittel versagt hatten, die Anstellung Bürgers zu hintertreiben.

Bürger wandte sich an seinen Freund Boie in Göttingen, dessen Unterstützung er bei seiner Kandidatur schon bisher in jeder Weise erfahren hatte.

„Ich muß die Kaution haben, und wenn sie vom Teufel geholt werden sollte," schrieb er in seiner drastischen Weise an Boie. Und Boie schaffte Rat. Zwei Göttinger Geschäftsleute, Hermann Rühlender und Ludwig Backhausen, gaben jeder 300 Taler, und der Notar Meyer stellte die ganze Summe zur Verfügung; ja, die übrigen Familienmitglieder erboten sich sogar, um dem Obersten zu Elbickerode ein Schnippchen zu schlagen und ihm in seinen diktatorischen Anmaßungen entgegenzutreten, zur Bürgschaftsleistung für Bürger. Bevor daher die drei Tage abgelaufen waren, konnte Bürger in bar die 600 Taler Kaution hinterlegen, und seiner Beeidung und Anstellung stand daher kein Hindernis mehr im Wege; er wurde am 1. Juli 1772 als Amtmann von Altengleichen beeidet.

Ruhe sollte er jedoch auch jetzt nicht haben. In dem Obersten Adam

zu Elbickerode und dem Dr. Hans von Uslar hatte er sich zwei unversöhnliche Feinde geschaffen. Schon bald nach seiner Anstellung richteten diese beiden eine „Gemüßigte Anzeige und Bitte" an das Hofgericht in Hannover, worin sie Bürgers Eintritt in die Gerichtshalterstelle anfochten, indem sie hervorhoben, daß Bürger zu geringe Erfahrung in der juridischen Praxis habe, auch kein Hannoveraner sei, und daß die Juristenfakultät zu Göttingen die Probearbeiten Oppermanns als die besseren anerkannt habe. Sie bitten daher das Hofgericht, die Wahl Bürgers für ungültig erklären zu wollen.

Dieser Eingabe gegenüber reichten nun die anderen Mitglieder wieder eine „Gemüßigte Gegenanzeige und Bitte" ein, worin sie jene Gründe bekämpften.

Jener ersten Anklage ließen die beiden Genannten in demselben Jahre (1772) noch eine zweite „Fernerweite gehorsamste Anzeige und Bitte" folgen, in der gegen die mangelhafte Geschäftsführung Bürgers protestiert und seine Entfernung aus dem Amte gefordert wird. Zum Beweise der Untüchtigkeit und Unzuverlässigkeit des neuen Amtmanns werden genau spezialisiert fünf Fälle angeführt. Das Hofgericht mußte nun zu den Anzeigen und Anklagen Stellung nehmen. Es ermahnte Bürger zu gewissenhafter Amtsführung und forderte ihn zu einer Erwiderung über die Anklagepunkte auf.

Bürger reichte daher unter dem 18. Januar 1773 eine ausführliche Rechtfertigungsschrift ein, in der er in überzeugungsvoller Weise alle Vorwürfe widerlegte. Das Hofgericht gab daher dem Senior Adam von Uslar durch einen Erlaß vom 18. März 1773 auf, „seines Orts denjenigen Hindernissen, wodurch dem zeitigen Gerichtshalter die Ausübung seines Amts erschwehret wird, abhelfliche Maße zu geben".

Diese Abfertigung reizte Bürgers Gegner erst recht, und unter dem 18. Juni 1773 kamen sie daher mit einer neuen Rechtfertigung bei der Regierung ein. Aber auch sie hatte keinen Erfolg; Bürger war und blieb Amtmann zu Altengleichen.

Das Zerwürfnis mit Mitgliedern der Familie von Uslar war damit keineswegs beseitigt, und auch der Tod des Obersten Adam von Uslar brachte darin keine Änderung hervor; denn auch der neue Senior der Familie, Oberst August von Uslar, der früher ein Freund Bürgers gewesen war, seine Kandidatur gefördert und sich sogar zur Stellung der Kaution erboten hatte, mußte bald bittere Klage über Bürgers Geschäftstätigkeit führen, und er wurde aus einem Freund und Gönner sein erbittertster Gegner.

Alle uns bekannt gewordenen Biographen Bürgers — Strodtmann, Sauer, Goedecke, Wurzbach, — verurteilen die Art und Weise, wie einzelne Herren von Uslar, besonders die beiden Senioren, gegen Bürger vorgingen. Wir können dem nicht unumwunden beipflichten. Die hohe Verehrung des

Dichters Bürger, die auch wir für uns in Anspruch nehmen, darf uns doch nicht blind machen gegen die Schwächen und Fehler des Richters Bürger. Und diese waren ohne Zweifel vorhanden. Bürger paßte nicht für das Amt; er war nicht an seinem Platze. Wir wollen ihn aber deshalb keineswegs tadeln. Wie kann man von einem solch genialen Geiste, dessen Ideen und Gedanken stets in höheren Regionen sich bewegen, erwarten, daß er all die kleinen und doch so notwendigen Arbeiten mit peinlicher Genauigkeit ausführe? Die Senioren aber mußten darauf dringen, denn sie waren den übrigen Mitgliedern der Familie verantwortlich, unterstanden auch der Kontrolle der hannoverschen Regierung, der sie über alle Lehens- und Justizangelegenheiten Rechenschaft zu geben hatten. Hält man sich dies vor Augen, so kann man ihrem Streben, die Gerichtshalterstelle von einer tüchtigeren Kraft verwaltet zu sehen, damit die schon durch Bürgers Vorgänger eingerissene Unordnung nicht noch größer werde, die Berechtigung kaum absprechen. Ob die Mittel zur Erreichung ihres Zweckes vor dem Forum der Gerechtigkeit stets standhalten können, bezweifeln allerdings auch wir. Den vielvermögenden Herren von Uslar wäre es doch durch ihren Einfluß und ihre Fürsprache wohl möglich gewesen, ihm einen anderen, seinen Neigungen und Fähigkeiten besser entsprechenden Wirkungskreis zu verschaffen und so das Aufgeben seiner Amtmannsstelle in Güte und ohne gegenseitige Feindschaft zu bewirken. Allein es geschah nichts dergleichen, und nur wachsender Verdruß und Verbissenheit war das Ergebnis des unaufhörlichen Kampfes.

Wie sehr Bürger unter diesem Zerwürfnis mit seinen Gerichtsherren unter den fortwährenden Drangsalierungen, denen er ausgesetzt war, gelitten haben mag, wie sehr er dadurch in seiner geschäftlichen und besonders in seiner dichterischen Wirksamkeit gehemmt worden ist, kann man leicht ermessen.

All diese Plackereien verleideten ihm sein Amt, wovon wir mehrere schriftliche Äußerungen von ihm haben. So klagt er Bertuch in einem Briefe vom 5. Oktober 1778: „O, Sie können es sich nicht denken, was für ein geplagtes Leben ich in meiner Station führe. Sechs bis acht Köpfen, deren Interesse sich täglich widerspricht, es recht zu machen, mag der Teufel können. Dabei all seine Kräfte, sein Leben an die nichtswürdigsten, unbedeutendsten Geschäfte zu verschwenden! Mein Gott, es durchbohrt einem die Seele. Ich bin's auch so satt, als ob ich's mit Löffeln gegessen hätte."

Und acht Tage später schreibt er ähnlich an seinen Freund Sprickmann in Münster: „Ich bin eine so faule Bestie selber, daß ich noch Amt, Haus und Hof werde darüber verlaufen müssen. Aber doch, daß ich mir selbst kein Unrecht tue, mag ich wohl arbeiten, aber nur nicht solche Nichtswürdigkeiten, wie ich hier sol und mus. O Sprickmann, ich möchte des Teufels werden

über allen den Zwei-Pfennigsgeschäften, an welche ich hier das beste Mark meines Lebens verschwenden muß."

Zu den traurigen Verhältnissen seines Familienlebens und zu den Widerwärtigkeiten seines Amtes gesellten sich noch drückende Geldsorgen, mit denen er sein ganzes Leben hindurch zu kämpfen hatte. Bürger war ein schlechter Haushalter. Hatte er Geld, so warf er es mit vollen Händen von sich, lebte über seine Verhältnisse oder borgte es unehrlichen Freunden, wie er denn z. B. in dem Konkurse des Hofrats Listn 12—1500 Taler verlor. So verlor er allmählich sein und seiner Frau Vermögen, geriet wiederholt in drückende Schuldenlast, von der ihn gute Freunde, besonders sein ehrenwerter Verleger, der Göttinger Buchhändler Dietrich, befreien mußten. Bürger war ein leidenschaftlicher L'Hombrespieler und setzte auch fortwährend in die Lotterie. So wuchsen ihm oft die Schulden über sein Haupt, und auch darunter litt seine Schaffenskraft.

Schopenhauer stellt das dichterische Genie Bürgers über das Schillersche. Welch herrliche Erzeugnisse hätte es dem deutschen Volke, der vaterländischen Literatur bringen können, wenn der Dichter in bessere, geordnete Verhältnisse gekommen wäre, wenn ihm ein Freund, ein Gönner beschieden gewesen wäre, der ihm die drückenden Nahrungssorgen abnahm und ihn von seinen breiten Irrwegen auf den schmalen Pfad der Pflicht geführt hätte. Das aber war ihm nicht beschieden.

Aus eigener Kraft aber wußte er sich nicht zu zähmen, und so zerrann sein Leben und sein Dichten.

---

2. Aus Bürgers richterlicher Praxis.

Im Jahre 1884 fand der damalige Referendar A. Leverkühn ein Aktenstück unter den Gerichtsakten von Reinhausen, das uns einen interessanten Einblick in Bürgers richterliche Tätigkeit gestattet, und das zugleich ein Kulturbild der damaligen Zeit liefert. Das Aktenstück von Bürgers Hand geschrieben, ist seiner kultur- und literarhistorischen Bedeutung wegen an das Königl. Staatsarchiv in Hannover eingeschickt worden. A. Leverkühn hat es in der „Deutschen Revue" 1884 veröffentlicht, und wir folgen seiner Darstellung.

Das Aktenstück beginnt mit dem 21. April 1776 mit einem Briefe des Hauptmanns Thilo Leberecht von Uslar zu Sennickerode an Amtmann Bürger, der damals in Wöllmarshausen wohnte. Der Hauptmann — er gehörte zu den Bürger günstig gesinnten Mitgliedern der von Uslarschen Familie —

ersucht darin seinen Amtmann „recht sehr, sich morgen früh (und alsdann mit einer Suppe vorlieb zu nehmen) anhero zu bemühen", ein Knecht nämlich habe sich gröblich an ihm vergriffen. Alles nähere solle mündlich erörtert werden, einstweilen habe aber er, der Hauptmann, einige Soldaten der Landmiliz beauftragt, den Knecht zu fahnden und, wenn sie seiner selbst nicht habhaft würden, wenigstens sein Zeug einstweilen mit Beschlag belegen.

Bürger begibt sich folgenden Tags diensteifrig nach Sennickerode, um der verletzten Rechtsordnung beizuspringen. In der Tat scheint eine unerhörte Untat begangen zu sein. Ein Knecht ist nämlich mit der bisher gereichten Kost von Butter, Käse, Fett, Wurst und dergl. nicht zufrieden gewesen, ja er hat sich Gewaltmaßregeln zuschulden kommen lassen. So wenigstens bekundet der Herr Hauptmann in der von Bürger zu Protokoll genommenen „Species facti", welche folgendermaßen lautet:

„Einige seiner Knechte wären mit dem ihnen bisher üblich gereichten Zugebröde nicht zufrieden gewesen. Unter andern hätte der Knecht Jakob Krämer besonders darüber gemurrt und sich sehr unziemlich ausgelassen. Auch hätte derselbe auf eine sehr trotzige Art Lohn gefordert, welche ihm der Hauptmann um deswillen nicht sofort reichen wollen, weil dieser Knecht einesteils schon vielen Lohn ausgezahlt erhalten, andernteils aber derselbe sein Begehren mit solcher Insolenz angebracht hätte. Anlangend das Zugebröde, so hätte der Herr Hauptmann diesem Krämer und den übrigen Knechten die Bedeutung getan, wie er sich von seinem Gesinde nichts vorschreiben lassen wolle. Die anderen Knechte wären zwar hierauf ruhig gewesen, allein der Krämer habe, ohngeachtet ihm Stillschweigen geboten worden, dennoch seine Forderung des Zugebrödes und Lohnes auf eine sehr ungezieme Art wiederholet; da denn endlich der Herr Hauptmann aus Ungeduld und gerechtem Eifer ohngefähr in die Worte ausgebrochen:

Wenn ihm, dem Krämer, sein Dienst und die darin bisher gewöhnliche Beköstigung nicht anständig wäre, so könnte er sich zum Teufel packen. Diesen Ausdruck habe der Krämer sofort aufgenommen, zum öfteren auf eine sehr empfindliche Art wiederholet und gefraget: ob er sich zum Teufel packen solle?

Ob nun gleich der Herr Hauptmann ihm ein Stillschweigen auferleget, so habe er doch seiner Zunge dergestalt den Lauf gelassen, und noch verschiedene so anzügliche Reden geführt, daß der Herr Hauptmann in die Worte ausgebrochen: „Kerl, du magst heute mehr gesoffen als gegessen haben." Hierauf habe der Krämer trotzig geantwortet: „Nein, er habe nicht gesoffen." Als nun hierauf der Herr Hauptmann geäußert, wie eine solche Äußerung bei nüchternem Mute um so schlingelhafter wäre, und der Krämer darauf sehr insolent replizieret, dahero ihn dem der Herr Hauptmann an die Brust gegriffen, und zuletzt ernstlich ein gänzliches Stillschweigen geboten, da habe

der Krämer sich nicht entsehen, ihn, den Hauptmann, hinwiederum mit beiden Fäusten anzupacken und zurückzustoßen. Hierauf wäre der Herr Hauptmann zurückgegangen, ohne sich weiter weder mit Worten noch Taten an diesem brutalen Domestiken zu vergreifen. Er wolle aber nunmehr dieses Vergehen ernstlicher gerichtlicher Untersuchung und Ahndung, anderm unartigen Gesindel zum Beispiel angegeben haben.

Dieser Vorfall hätte sich gestern zugetragen, und es wäre dabei der Großknecht Meyer und der Kutscher Theuerholz gegenwärtig gewesen.

Der Krämer selbst sei einige Zeit darnach, als der Gerichtsdiener mit den Landsoldaten angekommen, durch die Flucht der Arretierung entgangen und solle sich dem Vernehmen nach in Gelliehausen in Hessischen Häusern irgendwo aufhalten.

Also aus eigener Machtvollkommenheit, ohne Inanspruchnahme des zuständigen Gerichts, beorderte der Hauptmann einige Landsoldaten, um den Krämer verhaften zu lassen; das war also zu jener Zeit rechtens, der Hauptmann handelte keineswegs gesetzwidrig.

Der Knecht aber entzog sich der ihm drohenden Verhaftung durch seinen Aufenthalt in „Hessischen Häusern".

Um diesen Ausdruck zu verstehen, müssen wir einiges aus der Geschichte der von Uslarschen Besitzungen anführen.

Die Herren von Uslar blieben lange Zeit im ungestörten Besitze der beiden Burgen, die sich einige hundert Meter von einander entfernt auf den beiden kegelförmigen Bergen erhoben. Da traten Mißhelligkeiten zwischen den beiden Linien derer von Uslar ein, wovon die eine auf Neuen- die ander auf Altengleichen (so hießen die beiden Burgen) wohnte.

Diese Mißhelligkeiten veranlaßte die Herren von Uslar, die auf Neuengleichen wohnten und die kinderlos waren, ihre Burg samt vielen Besitzungen an den Landgrafen Ludwig von Hessen, den Friedfertigen, für die Summe von 8940 Rhein. Gulden zu verkaufen, also für eine Summe, die uns ungemein winzig erscheint, die uns aber einen Begriff von dem damaligen Wert des Geldes gibt. Diese Summe wurde zum Bau des Reinhäuser Siechenhauses und des dortigen Hospitals verwandt, denen außerdem nach einer Schenkungsurkunde aus dem Jahre 1460 noch größere Liegenschaften von den Rittern auf Neuengleichen vermacht wurden.

Durch jenen Verkauf kamen die zur Burg Neuengleichen gehörenden Vasallen in den Ortschaften Bremke, Gelliehausen, Benniehausen und Wöllmarshausen unter hessische Oberhoheit und sind bis 1815 darunter geblieben; damals erst wurden sie durch Austausch hannoversch. Noch heute haben ihre Nachkommen an den ehemals zur Burg gehörenden Waldungen gewisse Be-

rechtigungen; sie beziehen noch alljährlich ihr „Hessenholz". Aber die wenigsten von ihnen wissen, woher der Name kommt.

In den genannten Dörfern wohnten also bunt durcheinander hessische und hannoversche Untertanen. Jeder Ort hatte daher seinen hessischen und hannoverschen Schulzen, seine hessische und hannoversche Gerichtsbarkeit, ja sodar seinen „Hessenkrug" und seine „hannoversche Schenke".

Dies zur Erklärung des Ausdrucks „Hessische Häuser". Doch fahren wir nun in unserer Akte fort.

„Da nach eingezogenen Erkundigungen bei dem Gerichtsdiener Freckmann" — so lautet die Vermerkung im Registratum Bürgers vom nämlichen Tage — „Denunziatus Krämer in seiner Wohnung zu Gelliehausen, welche unter hiesiger Gerichtsjurisdiction belegen, sich nicht antreffen lassen, so ist, um ihn zu nötigen, sich allhier zur Untersuchung und Bestrafung zu sistieren, folgender Befehl an den Schulzen Dietrich erlassen worden.

Befehl

an den Schulzen Dietrich in Gelliehausen.

Demnach der bisher bei dem Herrn Hauptmann v. Uslar in Gelliehausen dienende Knecht Jakob Krämer sich gestern sehr gröblich gegen seinen Brotherrn vergangen haben soll, nachhero aber auf flüchtigen Fuß gesetzet und wahrscheinlich in der Nähe irgendwo verborgen hält: so habet Ihr nebst dem Gerichtsdiener euch in die Wohnung gedachten Krämers zu verfügen und was Ihr daselbst an Effekten vorfindet, auspfänden zu lassen, dabei aber der Ehefrau des Krämers anzudeuten, daß sie ihrem Ehemanne hinterbringen solle, wofern sich derselbe nicht binnen hier und instehendem Sonnabend persönlich vor Gericht zur Untersuchung und Bestrafung stellen würde, sothane Effekten unabbittlich confiszieret und verkauft werden sollen. Wobei aber dem Krämer demohngeachtet die durch sein Vergehen verschuldete Strafe, wo man seiner habhaft werden kann, vorbehalten bleibt.

Wöllmarshausen, 22. April 1776.

Adlich Uslarisches Gesamtgericht daselbst.

G. A. Bürger.

Die Konfiskation ist aber nicht zur Ausführung gelangt, denn der Missetäter, der offenbar den Fall gar nicht so tragisch genommen, wie der Herr Hauptmann und der Herr Amtmann, stellt sich 4 Tage vor dem „instehenden Sonnabend" dem Gericht und gibt nun seine Auffassung des Vorfalls zu protokoll, die allerdings von der des Hauptmanns beträchtlich abweicht.

Bürger sendet das Protokoll an den Hauptmann, der sich sofort darauf vernehmen läßt.

Er sei von des „gewesenen Knechts" Verantwortung sehr wenig erbaut, zumal behauptet er wiederholt und will es allenfalls durch Zeugeneid

erhärten, derselbe habe ihn „auf eine boshafte Art“ angegriffen, sich ihm, Uslar, gegenüber auch nicht darauf berufen, daß er sich an seinem Herrn habe festhalten müssen, um nicht hinzustürzen. Trotzdem will er sich beruhigen, wenn der Knecht es „abschwören“ könne. Dieses Abschwören, zu welchem sich der Knecht nach dem Protokolle freiwillig erboten hatte, ist ein nach heutigen Rechtsgrundsätzen unerhörtes Beweismittel, welches aber früher oft angewendet wurde.

Da es nun hier einmal in Vorschlag gebracht war, so konnte man nicht so leicht davon loskommen, und so nimmt denn auch von Uslar an, daß der Knecht den Eid leisten und sich dadurch von der Hauptanklage befreien werde. Er bittet jedoch, ihn, „des Eides ohngeachtet“, exemplarisch zu bestrafen, zumal da er ihn, seinen Herrn, auch noch in einem hessischen Gasthause „sehr blamieret“ habe, und eine Einschüchterung des übrigen Gesindes wünschenswert sei.

Wie hätte Bürger diesem zarten Wunsche seines Gerichtsherrn widerstehen können! Nimmermehr! Unter allen Umständen mußte der Knecht bluten, um den gerichtsherrlichen Zorngefühlen genug zu tun. Aber er zieht es doch vor, nicht, wie Herr v. Uslar meint, trotz des Eides mit Strafe über ihn herzufallen, vielmehr beseitigt er den Eid mit Gewandtheit. Er lädt den Knecht wieder vor, teilt ihm den Brief des Hauptmanns mit und ermahnt ihn ernstlich, sein Vergehen gegen v. Uslar aufrichtig zu bekennen und lieber um gelinde Strafe zu bitten, als durch halsstarriges Leugnen seine Sache schlimmer zu machen.

Die ernstliche Ermahnung scheint auf den Knecht Eindruck zu machen. Er erklärt:

Er bleibe dabei, daß er den Hauptmann im bösen nicht angegriffen. Doch habe er ihm im Stalle, als der Vorfall sich ereignet, erklärt, daß wenn der Hauptmann ihm den Lohn gäbe, so wolle er seine Strafe für das Angreifen, so aber nicht im bösen geschehen, ausstehen.

Nach weiterem Vorhalten seitens des Amtmanns Bürger und Entgegnung des Knechts wird diesem endlich der Bescheid:

Da Denunciat Jakob Krämer, wenn er sich auch eidlich reinigte, wie er seinen gewesenen Brotherrn, im bösen mit seinen Händen nicht angegriffen, dennoch wegen seines übrigen ungebührlichen Betragens der ordnungsmäßigen Strafe nicht entkommen vermag, übrigens aber, da der Brotherr (welcher in diesem Falle als Gerichtsherr diesem auf seinem Hofe sich vergehenden Knechte das Urteil zu sprechen wohl befugt gewesen wäre) sub fide juramenti die wiederholte Versicherung getan, wie Denunciat ihn auf eine boshafte Art wohl angegriffen habe, so will man lieber, um Denunciaten eines solchen Eides zu überheben, ihn überhaupt mit einer gelinderen Strafe

ansehen, als sein Vergehen, wenn es in ein klares Licht gesetzet würde, verdient hätte;

Gestalten dem Denunciat Krämer nach Maßgabe der emanierten Dienstordnung de anno 1732 § pho 1, ingleichen § pho 14 und 15 zu achttägiger Gefängnisstrafe bei Wasser und Brot, ingleichen zu Erstattung der auf diese Untersuchung verwandten Kosten schuldig verteilet (!) wird.

V. R. W.

Post publicationem bat der Krämer um eine mildere Strafe, immaßen, wenn er in so langer Zeit nicht ins Tagelohn gehen könnte, seine Frau und Kinder Not leiden müßten. Die Kosten wollte er nach Vermögen bezahlen; bäte aber auch den Herrn Hauptmann dahin zu disponieren, daß er sein rückständiges Lohn erhielte, immaßen er sonst Armuts halber nicht imstande wäre, etwas zu bezahlen. Nachdem ihm versprochen worden, desfalls bei dem Herrn Hauptmann zu intercedieren, so ist er sofort in das Gefängnis eingeschlossen worden.

Actum ut supra

in fidem

G. A. Bürger.

Die vorstehend angezogene hannoversche Dienstbotenordnung zeichnete sich durch eine nach unseren heutigen Begriffen drakonische Strenge aus. Schon die geringste Ungehörigkeit wurde mit schweren Strafen — Gefängnis, Karrenschieben, Zuchthaus — bedroht.

Am dritten Tage bat der Knecht durch das Gitter seines Gefängnisses Bürger wiederholt um Abkürzung der Strafe. Bürger wandte sich daher brieflich an den Hauptmann um Entlassung des Krämer aus dem Gefängnisse. Hierauf decretierte der Hauptmann dessen Freilassung durch folgenden interessanten Ukas:

P. P.

Ew. Wohlgeboren ersuche den Arrestanten Crämer diesen Abend loßzulassen, jedoch mit der Bedeutung, daß es auf meiner (!) Fürbitte geschehen sei.

In pto. des Lohnes werde weitere Rücksprache nehmen.

Ich habe die Ehre zu sein

Ew. Wohlgeboren

ergebener Diener

Eiligst. Th. Leb. v. Uslar.

Die ganze Angelegenheit — Vergehen, Verhören, Urteil, Verhaftung, Strafverbüßung von drei Tagen — hatte acht Tage gedauert. Das nennt man „kurzen Prozeß" machen.

Die Heldin von Oberscheden.

Von H. Brüggemann-Oberscheden.

Im Jahre 1484 hatte der Bischof Barthold von Hildesheim in seiner Residenz die Steuern auf Bier und andere Genußmittel eigenmächtig erhöht und war dadurch mit den Bürgern Hildesheims in einen erbitterten, zwei Jahre währenden Streit geraten, der unter dem Namen „Hildesheimer Bierkrieg" bekannt ist. Der Bischof erhielt in Herzog Wilhelm dem Jüngeren von Braunschweig einen starken Bundesgenossen, während der Herzog Friedrich, der Bruder Wilhelms, sich der bedrängten Bürger annahm. Doch bald darauf erschien der Herzog Wilhelm eines Tages unvermutet vor dem Kalenberge, drang mit seinen Reitern in die Burg ein und nahm seinen dort weilenden, angeblich geisteskranken Bruder Friedrich gefangen, den er dann nach Münden bringen und daselbst bis zu dessen im Jahre 1495 erfolgten Tode gefangen halten ließ. Nun waren die Hildesheimer ihres mächtigen Helfers beraubt und schienen der Übermacht erliegen zu müssen. Doch schon rüstete die Hansa ein großes Heer, das von Braunschweig aus dem bedrängten Hildesheim zu Hilfe eilte. Auch mehrere der übrigen dem Hansabunde angehörenden Städte, zu denen auch Göttingen zählte, bewaffneten sich und erhielten außerdem noch Verstärkung durch die von den Bischöfen zu Osnabrück und Minden gegen Herzog Wilhelm ausgesandten Heere.

Herzog Wilhelm und sein Sohn Heinrich waren bemüht, die Macht der Städte durch Wegnahme von Kaufmannsgut und Vernichtung der städtischen Streitkräfte zu brechen. Die Heere der verbündeten Städte dagegen drangen in die unter dem Schutze des Herzogs stehenden Dörfer ein, raubten und mordeten in der grausamsten Weise und verwandelten die Wohnstätten der friedlichen und hilflosen Bauern in rauchende Trümmerhaufen. So wurden in diesem Kriege zahlreiche Orte, von Hannover bis Göttingen hinauf, verwüstet.

Auch der Solling und die Gegend von Dransfeld blieben nicht verschont. Am 17. November 1485 fielen nämlich die Göttinger mit ihrer Streitmacht in das Amt und Gericht Uslar ein, plünderten das Dorf Schoningen aus und brannten es nieder. Nach dieser Heldentat zogen sie durch das Gericht Adelebsen nach Dransfeld zu. Auf dem Marsche dahin muß ihnen wohl eine Mühle in der Auschnippe (ein von einem hellen Bächlein durchströmtes Tal) im Wege gestanden haben; denn die verwandelten sie im Vorbeigehen nach erfolgter Ausplünderung auch noch in einen brennenden Schutthaufen. In Dransfeld nahmen sie dann zunächst sämtliche Schafe

weg, plünderten die Stadt gründlich aus und führten 80 Dransfelder Bürger, unter denen auch einige zufällig in Dransfeld anwesende Bauern aus den benachbarten Dörfern sich befanden, als Gefangene nach Göttingen ab, nachdem bei diesem Überfall 5 Dransfelder erschossen und viele verwundet worden waren.

Einer der Gefangenen, angeblich ein Bauer aus Niederscheden, soll dann so laut, daß die Göttinger es hörten, die Vorsicht und Klugheit der Schedener gerühmt und erzählt haben, daß die Bewohner von Ober- und Niederscheden all ihr Hab und Gut in die Kirche zu Oberscheden gebracht, diese gehörig befestigt und sich verschworen hätten, einander mit Einsetzen von Gut und Blut, Leib und Leben helfen zu wollen. Sobald die Göttinger solches vernommen, ließen sie die Gefangenen nach ihrer Stadt abführen und zogen sogleich nach Oberscheden, um die dortige Kirche zu erstürmen. Bald mußten sie aber erkennen, daß dies Vorhaben sich nicht so schnell durchführen ließ, wie sie wohl erhofft hatten. In Eile sandten sie nach Göttingen und ließen von dort allerlei Sturmgerätschaften, als Leitern, Geschütze und Brechwerkzeuge herbeischaffen. Unter gotteslästerlichen Schimpfworten und schrecklichen Drohungen, wodurch den Belagerten ihr Schicksal nach erfolgter Eroberung der Kirche angekündigt wurde, begann der Sturm. Aber die eingeschlossenen Bauern waren um Antworten in nicht minder derben Ausdrücken auch nicht verlegen und wußten mit den auf den Turm gebrachten Steinen manch wohlgezielten Wurf auszuführen, der als Treffer unter den Stürmenden recht schmerzliches Empfinden wachrief. Ein solches „Stephansgeschoß" der Bauern traf auch den kühn vordringenden Hauptmann Hinterthür mit einer solchen Wucht, daß der tapfere Führer der Göttinger bald darauf seine Heldenseele aushauchte.

Aber trotz der tapferen Kampfesweise, mit der die Belagerten ihre Festung verteidigten, gelang es doch den in grimmer Wut stürmenden Göttingern, immer mehr Vorteile zu erringen. Von Stunde zu Stunde wurde die Lage der eingeschlossenen Bauern bedenklicher. Ihr hoffnungsfreudiger Mut schwand immer mehr dahin; ihre Kräfte drohten zu erlahmen, und Aussicht auf Rettung war nicht vorhanden.

Während die Männer von Scheden so ihr Hab und Gut, ihr Leben und ihre Freiheit verteidigten, waren die Frauen in den nahen Wäldern, wohin sie sich mit ihren Kindern und dem Vieh schutzsuchend geflüchtet hatten, von banger Sorge um das Schicksal ihrer Ernährer erfüllt. Unter diesen Frauen war eine, die „Hänsemännsche" genannt, die nicht, wie die anderen, die ruhige Überlegung und die Hoffnung auf Rettung verloren hatte. In ihrer entschlossenen Weise sprach sie: „Was soll das Geflenne? Damit ist unseren Männern doch nichts genützt. Kommt mit mir, wir wollen versuchen,

aus Münden Hilfe zu holen!" Einige Frauen schlossen sich ihr an, und mit diesen eilte sie nach Münden. Dort angekommen, berichtete sie in bewegten Worten von der Not der Schedener und bat den Rat der Stadt flehentlich um Hilfe. Doch wurde ihr diese verweigert, weil der Herzog der Bürgern von Münden befohlen hatte, auf den Schutz der eigenen Stadt sorgsam bedacht zu sein. Bevor die Hänsemännsche mit ihren Begleiterinnen, die vor Jammer und Weinen kein Wort zu reden vermochten, die Stadt wieder verließ, rief sie auf dem Marktplatze vor dem Rathause mit lauter Stimme: „Nun, wohlan denn, wenn kein Mensch unsern armen bedrängten Männern helfen will, so wird doch Gott sich ihrer erbarmen und ihnen Rat und Hilfe verschaffen!" Traurig wandten die Frauen der Stadt den Rücken, um wieder zu den Ihrigen zurückzukehren.

Als sie die Werrabrücke überschritten hatten und an den Blümer Berg (jetzt „Andreesberg" genannt) kamen, sahen sie daselbst einen Trompeter, einen Landsknecht und in deren Begleitung ein Soldatenweib sitzen, die willens waren, irgendwo Kriegsdienste zu suchen. Sobald die Hänsemännsche diese fahrenden Leute erblickte, sprach sie zu ihren Begleiterinnen: „Seid getrost; Gott wird uns helfen!" Dann wandte sie sich an den Trompeter, erzählte dem von der Not der Schedener und bat ihn, doch mit durch den Wald bis vor Oberscheden zu gehen und daselbst seine Trompete zu blasen; sie und die anderen Frauen wollten dann ihre an Stöcke gebundenen Tücher als Fahnen schwenken und dazu ein gewaltiges Geschrei machen, so daß die Göttinger glauben müßten, von Münden zöge ein starkes Heer zur Hilfe der Belagerten heran. Der Trompeter und seine Reisegefährten waren auch sogleich bereit, auf den Vorschlag der Hänsemännschen einzugehen. Bald war das weibliche Hilfsheer bis an den Rand des damals noch fast ans Dorf heranreichenden Waldes vorgedrungen. Der Trompeter stieß ins Horn und ließ eine als Lieblingslied des Herzogs bekannte Weise ertönen. Die in großer Eile aus Kopftüchern, Schürzen und rohen, derben Holzstangen hergerichteten Fähnlein flatterten lustig im Winde, und die Frauen machten ein Geschrei, als wenn die beste Schreierin auf eine besondere Belohnung für hervorragende Leistung zu rechnen hätte.

Was sie von diesem Unternehmen erhofft hatten, geschah auch. Sobald die Göttinger das Blasen und Schreien im nahen Walde vernahmen, glaubten sie nicht anders, als der Herzog Wilhelm oder dessen Sohn Heinrich ziehe mit einem starken Kriegsheere zum Schutz der Bauern heran. Ein gewaltiger Schrecken kam über sie, und in großer Eile zogen sie über die nahen Berge davon ins Leinetal hinab, um so schnell als möglich die schützenden Mauern der Vaterstadt zu erreichen. Ihre Flucht führten sie in einer solchen Hast und Überstürzung aus, daß sie sogar ihre Sturmgerätschaften mitzunehmen ver-

gaßen. So waren denn die Männer von Scheden durch die List einer entschlossenen Frau gerettet.

Inzwischen hatte der zu der Zeit in Hardegsen weilende Herzog Wilhelm, als ihm von dem durch die Göttinger angerichteten Brandschaden in Schoningen, dem Überfall der Stadt Dransfeld und der Belagerung in Oberscheden Kunde geworden war, schnell ein Heer gerüstet und traf damit des anderen Tages zum Schutz seiner getreuen Untertanen in Oberscheden ein. Wenn er nun auch den Göttingern den verdienten Denkzettel nicht mehr geben konnte, wie er beabsichtigt hatte, so freute er sich doch über die gelungene List der Hänsemännschen und lobte die Tat dieser Heldin von Oberscheden mit den Worten: „Ich möchte in all solchen Fällen lieber zehn solcher Weiber bei mir haben, als hundert zaghafte Männer in blanken Harnischen."

Aus dem Hirtenleben des Oberharzes.

Von Max Heidorn.

Kumm har, m'r missen laafen, dos m'r nach mitkumme. De annern sind all in d'r „Bräten Schtrooß"! so rief ein Andreasberger Junge seinem Kameraden zu, der im Seitengäßchen stand und mit seiner langen Peitsche ballerte, daß es eine Art hatte. Beide hatten sich samt ihren Altersgenossen gleich nach dem Osterfeste eine großmächtige Peitsche gemacht und mit unendlicher Ausdauer im Klappen geübt. Jetzt ging's „wie d'r Teifel". Umsonst hielt sich die Großmutter die Ohren zu und schrie: „Junges, gieht hier wack mit eier Geklapp, m'r wärd jo ganz verrickt in Kopp!" Die Racker ließen sich nicht stören, heute am allerwenigsten.

Nach der unendlich langen Winterzeit sollten heute die Herden St. Andreasbergs zum erstenmal wieder ausgetrieben werden auf die grünen Bergweiden der Umgebung. Nun war großer Jubel straßauf und -ab, droben in der oberen Stadt und drunten im Unterland. Neue „Schmitzen" zierten die Peitschen der Jungen, die in stattlichen Scharen dem Hirten das Geleit gaben auf dem ersten wichtigen Dienstgange des Jahres, und überall: Peitschenknallen, Lachen, Rufe und laute Juchzer. Die ganze Stadt war in freudiger Bewegung. Vom „Säumarkt" her dröhnte gegen 10 Uhr morgens ein gewaltiges Tuten der Hirtenhörner durch die Straßen. Da flogen alle Fenster auf, und gespannte Erwartung lag in den Blicken der Neugierigen, die da Ausschau hielten. —

Hier und dort öffnen sich Tore und Türen; Kühe und Rinder treten bedächtigen Schrittes heraus, starren dumm und blöd vor sich hin und eilen dann mit ungelenken Sprüngen auf die Straße. Die füllt sich bald mit einer Menge schmucker, rotbrauner Tiere der echten Oberharzer Rasse. Es ist ein

prächtiger Schlag, nicht eben überaus kräftig in den Formen, aber edelgebildet, von feinem Bau und ergiebigem Milchertrag.

Den sauberen Tieren ist am Abend zuvor die Schwanzquaste fein eingeflochten und heute morgen sorgsam ausgekämmt, daß sie nun förmlich damit paradieren können. Stolz sehen die Besitzer hinterdrein, als die Herden durch den „Schlagbaum" getrieben werden. Nun ist das letzte Rind vorbeigetrottet, da nahen mit gemessenen Schritten die Rinderhirten der Stadt mit ihrem Gefolge, das aus einigen Hirtenjungen und der mitziehenden männlichen Stadtjugend besteht.

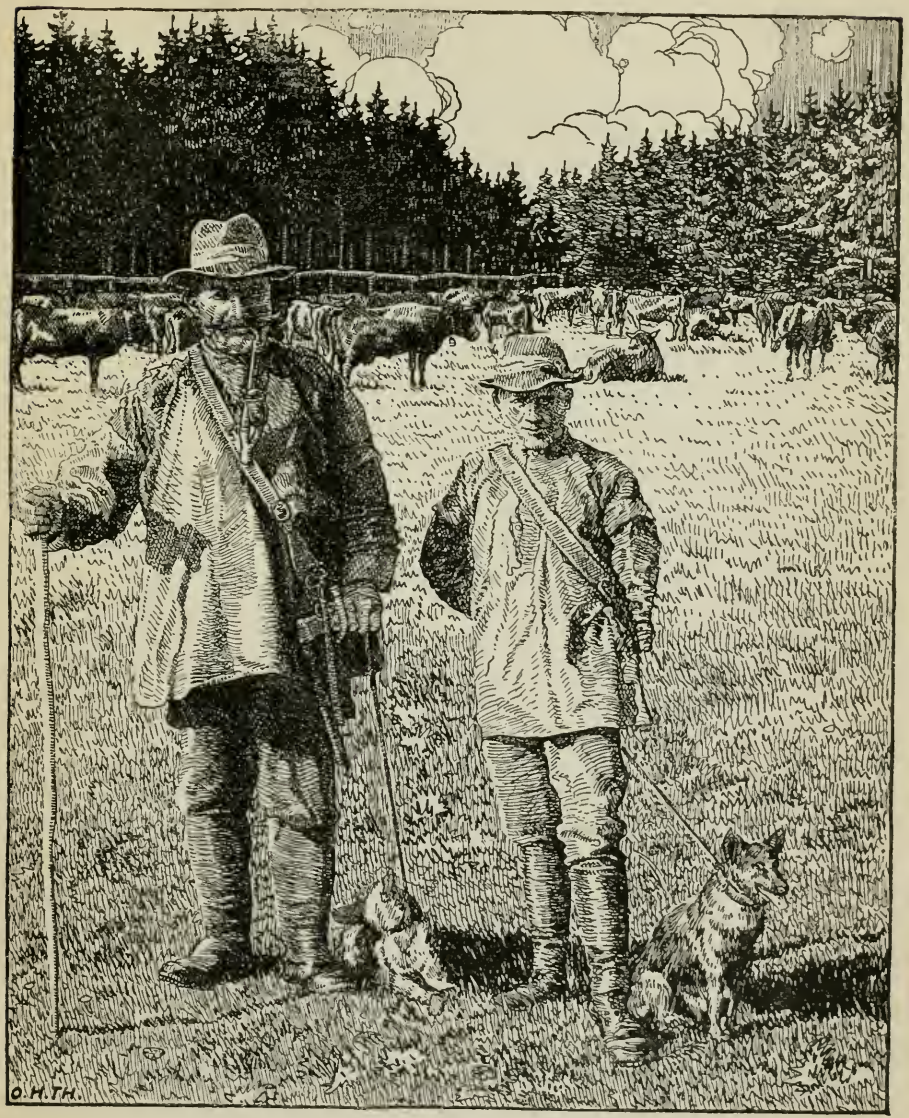
Wie fühlen sich die Hirten in ihrer Würde! Auf ihnen ruht ja die Verantwortung für den kostbarsten Besitz und die Nahrungsquelle der Bevölkerung. Freundliche Zurufe und Anreden kommen von allen Seiten, und manche Geldspende wird ihnen von den Tierhaltern zugesteckt.

Während des Durchzuges bietet sich Gelegenheit, die charakteristische Tracht und Ausrüstung der Hirten in Augenschein zu nehmen. Seit alter Zeit besteht die Oberharzer Hirtentracht aus einem bis ans Knie reichenden schwarzleinenen Kittel und einer derben Hose aus „Manchester" oder englischem Leder. Letztere steckt entweder in hohen Schnürgamaschen oder langen Stiefeln. Die „deftigen" Sohlen sind nägelbeschlagen und halten auf die Dauer. Als Kopfbedeckung dient ein großkrempiger, schwarzer Filz. Zur unentbehrlichen Ausrüstung gehört auch das „Schmokhorrel", eine kurze Pfeife, mit „echtem Knaster" gestopft.

Am messingbeschlagenen Ledergürtel, der schräg über die Brust läuft, hängt ein kleines Beil, dessen Schneide durch eine aufgesetzte Hirschhornscheide geschützt ist. In der Rechten hält der Hirt den langen Hirtenstab, während die Linke an einem Lederriemen den treuen Helfer und steten Begleiter führt, den scharfen, spitzohrigen Hirtenhund.

Doch wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit wieder der Herde zu. Die Rinder und Kühe sind durch die plötzliche Freiheit förmlich berauscht, sie rennen und springen wie besessen durch die Straßen, bis sie schließlich das Ende der Oberstadt erreichen. Das weite, grüne „Teichtal", das im Winter als Sport- und Übungsplatz für die Schneeschuhläufer dient, nimmt nun die Herden auf, und bald entwickelt sich auf dem abschüssigen Gelände ein munteres Leben. Etwa dreihundert Tiere springen dort in unbändiger Lebenslust umher und machen ihrem Rinderherzen Luft durch dröhnendes Gebrüll.

Auf den benachbarten Höhenwegen ringsum stehen ungezählte Zuschauer und verfolgen das interessante Treiben mit unverhohlener Freude. Es ist ja auch zu spaßig, und Adolf Ey, der gemütvolle Plauderer aus dem Oberharzer Volksleben, sagt mit Recht: „Was sieht verrückter aus als eine Kuh, die immer mit allen vier Beinen zugleich loshopst!"



Aus dem Hirtenleben des Oberharzes.

Den Höhepunkt dieses eigenartigen Schauspiels bildet zweifellos das „Ochsenstoßen", ein Zweikampf um die Vorherrschaft unter den Stieren, die sich mit schrecklicher Wut zu Leibe gehen. Mit blutunterlaufenen Augen, den mächtigen Kopf gesenkt, so rennen sie gegeneinander, daß die Stirnen krachen. Wild peitscht der Schweif die zitternden Flanken, dumpfes Stöhnen und heftiges Schnaufen begleitet den furchtbaren Kampf. So schieben sich die Stiere wütend hin und her, bis endlich der eine, zumeist der kleinere, den Kampfplatz verläßt. Der Sieger aber, von nun an unbestrittener Herr der Herde, brüllt mit gewaltiger Stimme in die weite Bergwelt hinein, daß der nahe Waldrand den Widerhall lauttönend zurückwirft. —

Für die Nacht finden die Tiere wieder Unterkunft in den heimischen Ställen. Von nun an werden die Herden gesondert ausgetrieben. Kühe, Rinder und Kälber haben je ein eigenes Gebiet in der Nähe der Stadt, da weiden sie bis spät in den Herbst hinein.

Lustiger und lebendiger als bei den behäbigen Rindern geht's bei Andreasbergs Ziegenherde zu, die etwa zweihundert, meistens rehfarbene Harzziegen umfaßt. Sie werden von ihrem alten Hirten tagtäglich in die berg- und schluchtenreiche Umgebung des „Unterlandes" getrieben. Dort klettern die „Kühe der armen Leute" auf den Klippen und Felsen umher und suchen sich das kräuterreiche Futter. Das helle Geläut ihrer Glocken unterscheidet sich wesentlich von dem der Rinderherden und klingt zart und silbern durch den sonnigen Tag. Schon mancher Wanderer hemmte beim Anblick der Ziegenherde den munteren Schritt und ergötzte sich an dem lieblichen Bilde, das ihn anmutet wie ein lebendig gewordenes Aquarell Ludwig Richters. —

Wer zur Sommerzeit den Oberharz durchwandert und um Mittag in die Nähe eines Bergstädtchens kommt, der hört zuweilen das wundersame, melodische Geläut von Kuhglocken, ohne eine Herde auf den Wiesen zu erblicken. Bald tönt es stärker, bad schwächer, mitunter verstummt es ganz. Dann schlägt es wieder leise an das lauschende Ohr wie der süße Klang von Äolsharfen. Es scheint aus dem Tannenwalde zu kommen, und richtig, da liegen Hirt und Herde im Schatten gewaltiger Harztannen und halten Mittagsrast. Draußen im Sonnenbrand ist es jetzt zu heiß. Behaglich haben sich die Tiere niedergelassen, kauen ihre genossene Nahrung wieder und glotzen den Eindringling mit großen Augen verwundert an. Der wachsame Hirtenhund unterdrückt sein Gebell auf Geheiß des Herrn, und dieser erhebt sich vom schwellendgrünen Moospolster, begrüßt treuherzig den Wandersmann und lädt ihn ein, im Hirtenlager eine Weile auszuruhen von der Mühsal des langen Weges.

Hier ist's dem Fremden vergönnt, einen tiefen Blick in das ursprüngliche, naturwüchsige Leben und Treiben der Oberharzer Hirten zu tun, die noch zähe festhalten am Altüberkommenen und Hergebrachten. Der alte Hirt mit

dem charaktervollen, gebräunten Gesicht und der kühn gebogenen Adlernase will soeben sein Mittagsmahl bereiten, und der Hirtenjunge geht ihm dabei hilfreich zur Hand.

Heute gibt's „Hirtensuppe", eine „Wasserkaltschale" aus Quellwasser, Salz und Brotbrocken. Dem rindledernen Rucksack, der wie eine große Geldkatze aus Vorväterzeiten aussieht, entnimmt der Hirt ein paar selbstgeschnitzte Holzlöffel, und nun löffeln beide ihre Suppe so vergnüglich aus der flachen, hölzernen Mulde, daß dem Zuschauer auch der Appetit kommt. Hat er Lust, so kann er mittun. Bei Bedarf wird nachgefüllt. Ist der Hirt gut aufgelegt, so gibt's wohl gar noch einen zweiten Gang: Wurst, Speck, Brot und ein Schlückchen „Nordhäuser" aus dem nie fehlenden Fläschchen. Nachdem das Mahl beendet ist, wird das Geschirr sauber abgewaschen und wandert mit den übrig gebliebenen Vorräten wieder in den Rucksack. —

Nun steckt der Alte mit Stahl und Stein und Zunderbüchse sein „Schmokhorrel" an, — denn Streichhölzer sind ihm zu teuer, — und beginnt mit dem scharfen Hirtenmesser geschickt allerhand Gegenstände aus zähem Eschen- oder Ahornholz zu schnitzen, hauptsächlich Glockenbügel für seine Herde und Holzlöffel. Dabei mangelt's nicht an Unterhaltung, die sich zumeist um Freud und Leid des Hirtenlebens dreht. Endlich geht's zum Aufbruch. Die Herde verläßt das Lager und zieht wieder hinaus auf die Weide. Mit herzlichen Dankesworten nimmt der Wanderer von seinem freundlichen Wirt Abschied und grüßt noch von der fernen Waldecke zurück mit einem hellen, freudigen Juchzer.

Allmählich treibt nun der Hirt seine Herde dem Städtchen zu; langsam und bedächtig, mit schwerem Euter trotten die Kühe dahin. Bald hat jede ihren Stall gefunden, und der treue Hirt sucht sein Heim auf, an dessen friedlicher Schwelle ihm Weib und Kind mit liebendem Herzen entgegenkommen. Nach dem Abendessen holt der Alte seine Zither hervor, und die Klänge alter, lieber Volksweisen und Hirtenlieder fließen hinaus in den lauen Sommerabend und erzählen von dem stillen Glück des Hirtenhauses.

Aus Goslars großer Zeit.

Von K. Dorenwell.*)

Schon König Heinrich I., den man den Finkler nennt, soll an der Stelle, wo später die Stadt Goslar entstand, ein Jagdhaus besessen haben. Zur Entstehung eines Dorfes gab aber wohl die Auffindung der reichen Silberadern des Rammelsberges, d. i. Rabenberges, die unter

*) Quelle: Handschriftliche Aufzeichnungen von Fr. Günther.

Kaiser Otto I. geschehen sein soll, die Veranlassung. Vor dem Jahre 979, in welchem Kaiser Otto II. zur Zeit der Herbstjagden hier vorübergehend verweilte, wird Goslar in den Urkunden nicht genannt. Den Ausbau zur Stadt und seine Befestigung verdankt es Kaiser Heinrich II. Dessen Vorliebe für Goslar vererbte sich auf die fränkischen Kaiser. Schon im Januar 1025 treffen wir Konrad II. in Goslar, und von Jahre 1031 ab hatte er hier in der von seinem Vorgänger vergrößerten Villa, der er eine Kapelle hinzufügte, bis 1035 regelmäßig, in manchen Jahren zu drei verschiedenen Zeiten, seine Hofhaltung, verhandelte hier wichtige Reichsgeschäfte und empfing Gesandte fremder Völker.

So trat Goslar an die Stelle der älteren Hauptstadt Quedlinburg, in der die sächsischen Kaiser am liebsten geweilt hatten. Verheißungsvolle Tage des Glanzes erwuchsen der neuen Kaiserstadt des Nordlandes, als Kaiser Konrad II. nach seiner Rückkehr aus Italien das Weihnachtsfest 1038 hier inmitten seiner Fürsten feierte.

Eine wahrhaft glänzende Zeit entstand der aufstrebenden Stadt unter dem mächtigen Kaiser Heinrich III., „dem Schwarzen". Auf der Höhe des Kaiserbleekes, wohl an der Stelle seiner Villa, erbaute er den großartigen Reichspalast, und auf sein Geheiß entstand in der Nähe desselben der stattliche Dom, ein leuchtender Schmuck für das ganze Sachsenland, und auf Veranlassung seiner Gemahlin Agnes auf dem Petersberge ein Stift, die „Kapelle der Kaiserin". Es sind nur wenige Jahre zu verzeichnen, in denen Heinrich nicht in seiner lieben Residenz des Nordens geweilt hat, öfters schlug er vier Monate und länger hier Hof und Regierung auf. Sein letzter Aufenthalt, im Herbst 1056, entfaltete die größte Macht. Nicht nur die deutschen Fürsten waren um ihren gewaltigen Kaiser geschart, auch der Papst Viktor war auf seinen Ruf zur Einweihung der Stiftskirche über die Alpen gekommen, und mit ihm zogen 73 Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte mit stattlichem Gefolge in Goslars Mauern ein. Ein gemeinschaftlicher Jagdzug nach Bodfeld bei Königshof bildete die Nachfeier zu dem herrlichen Feste. Doch gar jäh ging sie in Trauer und Klage über: am 5. Oktober hauchte der Kaiser in den Armen des Papstes seinen Geist aus. Der Leib dieses mächtigsten unserer alten Kaiser ruht in der Gruft zu Speier, sein Herz, das dem Harze gehörte, ward nach seiner Bestimmung im Dom zu Goslar beigesetzt.

Unter Heinrich IV., der hier am 11. November 1050 das Licht der Welt erblickt hatte und hier Weihnachten 1054 von den Fürsten zum König ernannt war, hielt sich Goslar auf der Höhe seines Ruhmes und seines Glanzes. Wie er seine ersten Kinderjahre meist an dieser ihm heimatlich verwandten Stätte verlebte, so verweilte er hier auch oft und gern während seiner Minderjährigkeit in den meisten Jahren den ganzen Sommer hindurch.

Und nach seiner Wehrhaftmachung (1065) hatte der junge König von 1068 an mit seiner Gemahlin alljährlich mehrere Monate, einmal sogar von August bis Weihnachten, seine Hofhaltung in seiner Geburtsstadt. Wie sehr er am Harze hing, wie wohl er sich in unseren Bergen fühlte, beweist die Erbauung der Harzburg. Gar emsig betrieb der baulustige Jüngling das Werk, denn schon 1068 war die Burg bewohnbar.

Wenige Jahre später tobte der Aufruhr der von ihren Fürsten verblendeten Sachsen um die kaisertreue Stadt. Als am 5. August 1073 die Empörer, 60 000 Mann stark, plötzlich vor Goslar rückten, um die Stadt zu stürmen und den König zu fangen, gelang es diesem nur eben noch, mit den Reichskleinodien und einem Teil seiner Schätze nach der festen Harzburg zu entkommen. Und auf dem Reichstage zu Goslar am 10. März 1074 drangen die gewappneten Sachsenhaufen sogar in den Hof des Kaiserhauses ein und drohten trotzig mit Verjagung des Königs, so daß dieser in die Niederreißung der Festungswerke der Harzburg willigen mußte. Als aber der aufgestachelte Pöbel auch die Wohngebäude zerstörte, die Altäre zerbrach, die Kirche niederbrannte und die Leichname aus den Gräbern riß, da ging ein Schrei der Entrüstung durch das ganze Deutsche Reich, und an der Spitze aller deutschen Stämme schlug der König die Aufständischen am 9. Juni 1075 bei Langensalza und am 16. Oktober bei Sondershausen, so daß sie die Waffen strecken mußten. Nun konnte Heinrich ruhmgekrönt das heilige Weihnachtsfest wieder in Goslar feiern, wohin er auch nach seinem ersten Siege unter dem Jubel der treuen Bürger auf einige Zeit gekommen war.

Später hat der unglückliche Kaiser seine geliebte Geburtsstadt nicht wiedergesehen. In seine Pfalz zogen seine Feinde und Gegenkönige und nach deren ruhmlosem Ende sein rebellischer Sohn Heinrich V. ein.

Während des Reichstags im September 1105 brach ein fürchterliches Gewitter aus, und der Blitz fuhr in die Pfalz, berührte den König, ohne ihn zu töten, und beschädigte seinen Schild und das Reichsschwert. So zeichnete Gott den Sünder mit dem Brandmal zur Strafe für seine ruchlosen Taten, welche er gegen den eigenen Vater verübt hatte.

Viel häufiger und länger als sein Vorgänger hielt sich König Lothar in Goslar auf, und 1126 berief er einen Reichstag hierher, so daß Goslar den Vorrang der königlichen Residenz im vollen Umfange wieder zu gewinnen schien. Doch Lothars Nachfolger, die Hohenstaufen, waren zu viel in Italien beschäftigt und kamen nur zu einigen glänzenden Reichstagen nach der deutschen Kaiserstadt am Harze.

Auf seinem ersten Reichstage zu Weihnachten 1138, zu dem viel geistliche und weltliche Große nach Goslar gekommen waren, entsetzte Konrad III.

den Herzog Heinrich den Stolzen seiner Lande. Nach einem kurzen Besuche im Jahre 1143 kam er 1151 zum letzten Male nach Goslar.

Sein Neffe Kaiser Friedrich Rotbart hielt im Juni 1154 seinen ersten Reichstag in Goslar, den glänzendsten, den diese Kaiserstadt je gesehen hat, denn es sollen 30—40 000 Menschen zusammengeströmt sein, so daß Lager vor der Stadt aufgeschlagen werden mußten. Vor den versammelten Fürsten sprach der Kaiser hier das Herzogtum Bayern seinem Vetter Heinrich dem Löwen zu. Glänzend werden auch die Tage gewesen sein, die diese beiden brüderlich befreundeten Vettern um die Jahreswende 1157 in Goslar zusammen verlebten. Aber an Stelle dieser friedlichen Besuche traten bald des Kaisers Kriegszüge in die Harzlande an der Spitze des Aufgebots aller mittel- und süddeutschen Stämme. Der übermächtig gewordene Herrscher Heinrich der Löwe hatte seinem Kaiser die Heeresfolge verweigert, dennoch aber hat ihn dieser nicht zur Rechenschaft gezogen; es bedurfte dessen gar nicht. Die sächsischen Fürsten klagten ihn der Bedrückung, der Gewalttätigkeit, des Eingriffes in ihre Rechte an. So wurde Heinrich nach dreimaliger vergeblicher Ladung im Wege des landrechtlichen Prozesses in die Acht erklärt. Durch Aufstachelung der Wenden zu einem Einfall in die deutschen Lande hatte sich Heinrich aber sogar des Landesverrats schuldig gemacht. Dadurch verfiel er auch der „Friedlosigkeit", die den Verlust nicht nur des Lebens, sondern seines ganzen Eigentums in sich schloß.

Treu, wie immer, stand Goslar auf seines Kaisers Seite. Da wagte sich der Löwe am 28. April 1180 vor die Mauern der Stadt. Als er sie aber nicht so rasch auszuhungern vermochte, wie er gehofft hatte, vernichtete er ihre Gruben, den Quell ihres Wohlstandes. Doch gelang es dem heraneilenden Kaiser im August, die Burg Lichtenberg zu erobern, von der aus Goslar hart bedrängt wurde. Auch befahl er, zum Schutze der kaisertreuen Stadt die in Trümmern liegende Harzburg wieder aufzubauen, und setzte den Anhängern Heinrichs den Martinstag als letzte Frist zur Unterwerfung. Als er nun im November aus dem Süden zurückkehrte, um bei Goslar sein Lager aufzuschlagen, öffneten ihm die Burgen am Westrande des Harzes die Tore, und unmittelbar vor Ablauf der Frist ritten mit anderen Landgrafen die dem Fürstenstande angehörenden mächtigen Grafen vom Woldenberge, denen das Grafenamt in acht Gauen zustand, in das Lager ein, übergaben dem Kaiser ihre Burgen und stellten sich in seinen Dienst. Zum Zeichen des vollen Vertrauens übertrug ihnen der Kaiser die mit Reichsdienstmannen besetzte Harzburg als Reichslehen und machte ihnen damit die Beschirmung des treuen Goslar zur Pflicht.

In Goslar war Kaiser Friedrich I. zum letztenmal 1188, als er sich zum Kreuzzuge rüstete. Er hatte den alten Welfen hierher beschieden, um

von ihm das Versprechen einer nomaligen Verbannung auf drei Jahre entgegenzunehmen. Als Heinrich dennoch im folgenden Jahre auf die Kunde von Barbarossas Tode aus England zurückkehrte und zugleich sein altes Schwert schwang, sammelte König Heinrich VI. bei Goslar gegen ihn das Reichsheer.

Auch nach des Löwen Tode sollte das Kampfgeschrei „Hie Welf! Hie Waibling!" vor Goslars Toren noch nicht verstummen. Da die Stadt im Kampfe des Königs Otto IV. und Philipps von Schwaben um die Krone auf Seite der Hohenstaufen stand, so ward sie von den welfischen Nachbarn, zuletzt von Otto selbst, schwer bedrängt und hart belagert. Doch gelang es König Philipp, der zu ihrem Schutze heraneilte, die Stadt am 5. Januar 1199 noch rechtzeitig zu entsetzen. Dem Welfen lag alles daran, die Kaiserstadt in seine Hände zu bekommen. Daher erbaute er über Vienenburg die Burg Hedwigsburg und schnitt von hier und vom Lichtenberge aus der Stadt alle Zufuhr ab, so daß eine Hungersnot in ihr ausbrach und der größte Teil der Bürger Goslar verließ. Da zog König Philipp 1204 zum zweiten Male zu ihrem Schutze heran, und Otto mußte vom beabsichtigten Angriff absehen. Aber nach seinem Abzuge begannen die Bedrängungen nur um so ärger. Wohl gelang es den Grafen von Woldenberg-Harzburg, den Lichtenberg zu stürmen und gegen alle Angriffe dauernd zu halten, aber die von allen Verteidigern entblößte Stadt mußte Graf Hermann nach tapferster Gegenwehr am 8. Juni 1206 aufgeben und sich mit den Seinigen nach der Harzburg zurückziehen. Unermeßlich war die Beute, welche den Braunschweigern in achttägiger Plünderung, bei der sogar die Kirchen nicht geschont wurden, in die Hände fiel — „den Pfeffer maß man sich in Scheffeln zu" —, und wenn auch durch König Ottos Ankunft das Schlimmste verhindert wurde, so war doch die Blüte der Stadt für lange Jahre geknickt.

Im Juni 1219 nahm Friedrich II. auf einer großen Fürstenversammlung in Goslar aus den Händen des Pfalzgrafen Heinrich, des Bruders Ottos IV. die Reichskleinodien entgegen. Als er 15 Jahre später noch einmal nach Deutschland kam, hat ihn der Harz nicht wiedergesehen. An die Stelle der nordisch-rauhen Kaiserstädte, des felsumgürteten Quedlinburg an der brausenden Bode und des tannenumrauschten Goslar mit seiner damals noch immer stolz in die Lande blickenden Harzburg, war das üppige Palermo auf der fernen milden Insel des Mittelmeeres getreten.

Nur einmal noch sah Goslar einen römisch-deutschen Kaiser in seinen Mauern. 1253 ließ sich Wilhelm hier vom Glanze der alten Kaisererinnerungen bestrahlen. Dann stand die Kaiserpfalz öde und vergessen, bis am 15. August 1875 in die alten Mauern, die länger als sechs Jahrhunderte trauernd und verlangend nach einem Kaiserantlitz ausgeschaut hatten, der

greise Kaiser Wilhelm der Große, der Wiederhersteller der deutschen Einheit, der gerechte und milde Vater seines Volkes, hier einzog und von den treuen Bürgern jubelnd begrüßt wurde.

Ein alter Kronleuchter im Rathause trägt eine schöne Inschrift, die in unserem Deutsch etwa so lautet:

O Goslar, du bist zugetan
Dem heiligen deutschen Reiche,
Ohne Falsch und ohne Wahn,
Nicht magst du davon weichen.

Ja, Kaisertreue, das ist der Grundzug in Goslars großer Geschichte.

Durch den Wald des heiligen Hubertus.

Wanderskizze von Martin Bücking-Braunschweig.

Von Lutter zum Jägerhaus.

Mein Ziel ist der Heinberg, einer von jenen langgestreckten Vorbergen des nordwestlichen Harzes, wie sie sich als selbständige Gebirgsformen zwischen Oker und Innerste hinlagern. Von Lutter am Barenberg plane ich über seinen langen Rücken zu wandern und werfe, während ich mit der Bahn von Ringelheim komme, unterwegs schon einen prüfenden Blick auf ihn. Da liegt er freilich wie nichtssagend, zeigt mir nur einen nüchternen Flachhang mit Wald oben und weiß noch nichts zu erzählen von Geheimnissen und alten Sagen, die die Dämmerung seines Waldinnern durchraunen.

Die Eisenbahn verläßt das Innerstetal und windet sich durch den Engpaß von Neuwallmoden südwärts. Der Einschnitt ist so schmal, daß die Bahn hart neben dem Neileflüßchen und der Heerstraße nur mit Mühe durchkommt und es ohne Verletzung des Berges nicht abgeht. Der Bahnhof Lutter liegt eine kleine halbe Stunde vom Städtchen entfernt, und ich muß mich damit begnügen, zwei hohe Türme, die weithin sichtbar wie dunkle Säulen mitten in einer kleinen Ebene aufragen, von ferne zu grüßen. Jenseits schimmern über Lutter weiße Stellen am Bergzug. Es sind die großen Steinbrüche von Ostlutter. Sie haben sich tief in den Kalksandstein des Haringer Berges hineingefressen und geben ein vorzügliches Material für Monumentalbauten her.

Westlich vom Bahnhof geht es die sanfte Höhe des Nauener Berges hinan. Ein Fußpfad schneidet die Windungen der Landstraße listig ab. Himmelfahrt und Maifeier fallen in diesem Jahr 1913 auf einen und denselben Tag und verdoppeln mir die Schönheit des Wandertages. Die Sommerwärme hat sich so früh eingestellt wie seit einem halben Jahrhundert nicht,

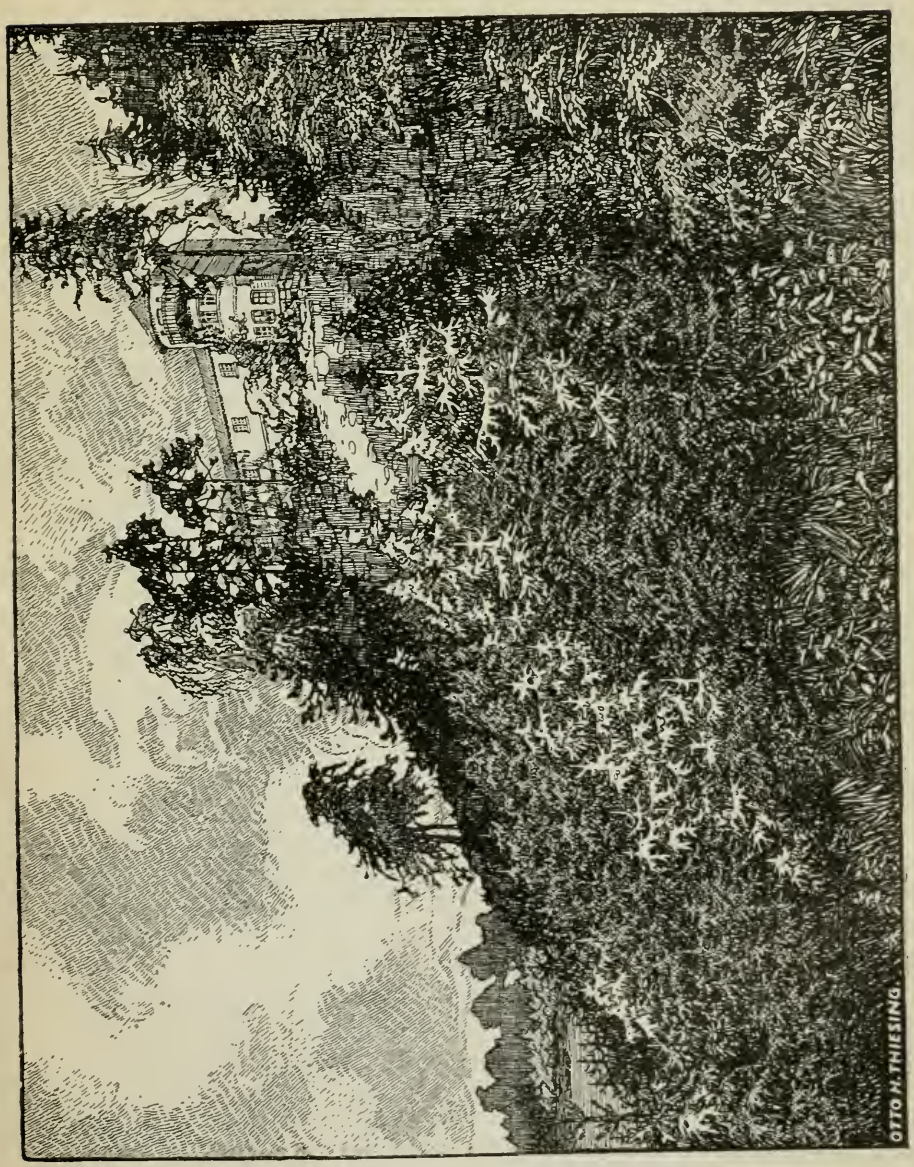
und der 1. Mai ist ausgesucht der heißeste Tag. Die Hitze, die Hitze! — das ist das Gefühl und das Gespräch und die Klage aller. Regen ist die Sehnsucht und ein Gewitter die allgemeine Notwendigkeit. Der Hochsommerstimmung kommt die eigentümliche Vegetation entgegen. Dem frühzeitigen Gesellen, dem Schwarzdorn, ist die Wärme am Waldrand über den Hals gekommen, er hat sein Blühen hastig beendet, und die kleinen, weißen Blütenkreuzchen hängen welk am sperrigen Gestrüpp. Ein seltsam buntes Durcheinander: die Natur ist aus dem Tritt gekommen. Unten auf den feuchten Wiesen, wo der Storch schreitet, blüht noch die Sumpfdotterblume, und hier oben steht schon der Ehrenpreis in blauer Blüte, und der Kuckuck ruft seine Lebensjahre aus, und wie lange wird's dauern, dann flötet auch der gelbe Pirol im dichten Laub. Die Eichen wissen in ihrer Schwerfälligkeit nicht recht, wie sie daran sind, und stecken wie unentschlossen nur erst ganz vereinzelt rötliche Triebe heraus. Nur sachte, so rasch wollen wir nicht mit. Noch zäher sind die querköpfigen Fichten. Sie sind noch lange nicht so weit, um mit einem Male fingerlange helle Triebe hervorschießen zu lassen, aber es hilft nichts, sie müssen mit. Alles drängt, alles springt auf bei der vorzeitigen Sommerhitze.

Ich stehe am Waldrand und schaue übers Land hin. Das kleine von der Neile durchflossene Talbecken zeigt sich mir in seiner ganzen merkwürdigen Abgeschlossenheit. Berge ringsum auf allen drei Seiten: der Nauener Berg, auf dem ich stehe, weiter nordwärts der lange Heinberg, drüben im Osten der Haringer Berg und die Berge bei Altwallmoden, im Süden der Harz, dort, wo ich unter der dunklen Bergwand einen weißen Dampfstreifen erkenne und der Zug von Langelsheim nach Neuekrug fährt. Durch zwei Pässe sehe ich das Talbecken mit der Außenwelt verbunden, nördlich durch den engen Einschnitt von Neuwallmoden und südlich durch den Engpaß von Hahausen, der die alte Frankfurter Heerstraße nach Seesen hinüberführt. Die kleine Ebene ist weltgeschichtlicher Boden. Hier wurde eine große Entscheidungsschlacht des Dreißigjährigen Krieges geschlagen, an jenem 17. August 1626, der dem ligistischen General Tilly einen völligen Sieg über den Dänen Christian IV. einbrachte. Das Bild der Landschaft ist damals in Einzelheiten ein anderes gewesen. Mehrere kleine Bäche gingen von den Höhen der Neile zu und bildeten bei ihrer Einmündung einige jetzt verschwundene Sümpfe, und die Heerstraße lief damals dicht unterm Nauener Berge, wo jetzt die Bahnlinie liegt. Die unveränderte Grundform des Talbeckens mit seinen bedeutsamen beiden Pässen macht es mir jedoch leicht, mir den Hergang der Schlacht zu vergegenwärtigen.

Es ist am 16. August. Langsam vor Tilly nach Norden zurückweichend, ist der König im Talbecken angelangt, doch der nördliche Engpaß läßt die Truppen zu langsam hindurch, und das veranlaßt ihn, sich dem nachdrängenden

Gegner entgegenzustellen. Die Nachhut besetzt den Paß von Hahausen und hält den feindlichen Vortrupp auf. Doch nun trifft am Nachmittag auch Tillys Hauptheer bei Hahausen ein, seine Avantgarde wird sofort weiter vorgeschoben und Infanterie ins erste Treffen, leichte Kavallerie ins zweite gestellt. Die sich zurückziehenden Dänen stauen sich wieder im engen Nordpaß, und es wird Kriegsrat gehalten, ob eine entscheidende Schlacht angenommen werden soll. General Fuchs rät dringend ab und erbietet sich, den Rückzug zu decken, doch die Schlacht wird beschlossen. Die Artillerie, die schon nördlich des Passes ist, wird zurückgeholt und die Treffen zur Aufstellung gebracht, das Vordertreffen unter Fuchs, das mittlere unter dem König, dahinter das Hintertreffen unter dem Rheingrafen Ludwig Otto. Noch am Abend rücken alle Heeresteile in ihre Stellungen ein.

Der folgende Tag ist ein heißer Sonntag. Er mag so heiß gewesen sein wie der heutige Maitag. Unter der Führung ortskundiger Köhler läßt Tilly auf versteckten Waldwegen seine fünf Wallensteinischen Regimenter, zwei Infanterie- und drei Reiterregimenter, durch die südlich von der Talebene liegenden Harzwälder gehen, um den Dänen in die Flanke zu fallen. Da der Flankenmarsch erst gegen Mittag beendet sein kann, eröffnet er die Schlacht um eine Zeit, als die Dänen den Angriff kaum noch erwarten. König Christian läßt seine Regimenter nun die nördlichen Höhen verlassen und führt sie wieder in die Ebene hinunter. Es gelingt ihm, Tillys Truppen zu werfen. Für die Kaiserlichen scheint alles verloren. Tilly springt vom Pferde und läuft den Fliehenden wie ein Rasender entgegen, um sie zum Stehen zu bringen. Es gelingt ihm. Seine Reiterregimenter stürzen sich auf die dänischen Reiter und drängen sie gegen einen Morast, der sie an jeder Bewegung hindert. Auch das dänische Fußvolk beginnt die Flucht, aber der König bringt es wieder zum Stehen, und der Kampf wogt hin und her. Da plötzlich erscheinen, weithin sichtbar, oben auf den Bergen die Wallensteinischen Reiter. Wallenstein ist weit unten in Schlesien, aber es heißt mit einem Mal, hier käme seine ganze Armee. Der König schickt den von der Flanke Kommenden den Rheingrafen entgegen, aber in diesem kritischen Augenblick fällt der General Fuchs, auf dem das Vertrauen des ganzen Heeres ruht. Das Treffen des Königs wendet sich zu wilder Flucht. So tapfer die gegen die Flanke geschickten Regimenter auch kämpfen, sie werden zurückgeworfen, als nun plötzlich auch die beiden Wallensteinischen Infanterieregimenter aus dem Walde brechen. Die Flucht ist allgemein, und die auf beiden Seiten eingeschnürte Sackebene wird zum doppelten Verhängnis. Noch einmal versucht Christian, den Nordpaß zu halten, doch sein Leibregiment und die Leibgarde von dreihundert adligen Reitern werden aufgerieben. Nur mit genauester Not entkommt der König selbst, von einem feindlichen Korporal



Jägerhaus auf dem Wohldenberge.

schon am Koller gepackt, und flüchtet zu seinem Neffen Friedrich Ulrich nach Wolfenbüttel.

Viertausend Dänen waren in der Schlacht gefallen oder auf der Flucht niedergemetzelt, von den Bäumen geschossen und aus ihren Verstecken geholt. 61 Fahnen und 6 Standarten, dazu 20 Geschütze, waren den Siegern in die Hände gefallen. Auch die Bagage war im Paß stecken geblieben und eine Beute der Kaiserlichen geworden. Es war Tillys achtzehnter Sieg, und Papst Urban erteilte ihm seinen apostolischen Segen. „Auf denn, geliebter Sohn, zur Vertilgung der Ketzer, folge Gott als Führer und deiner Tapferkeit!" Die schwerste Folge war das Restitutionsedikt von 1629. Der Katholizismus wird in Niedersachsen wieder eingeführt und bleibt, bis Tilly 1632 das Land verläßt. Aber das Hildesheimer Stift, das die Welfen 122 Jahre besessen haben, muß Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig an den Bischof zurückgeben.

— — — Aber jetzt klingt das Feiergeläute friedlicher Himmelfahrtsglocken weit von unten aus der Ebene zu mir in den Wald herauf. Unzählige Käfer summen über den Waldboden hin und funkeln im Sonnenschein. Das Laub über mir ist noch nicht so dicht, daß es der Sonne das Hindurchscheinen verwehrt, und lilafarbige Flecken liegen auf dem dürrgelben Laub des Vorjahrs. Wie sonderbar das aussieht! Leichter Modergeruch steigt noch auf, aber überall ist schon mächtiges Leben . Mit großen, gelbgrünen Blättern drängt der gefleckte Aron das Laub zur Seite, und wo die Sonne stärker liegt, läuten die Maiglöckchen. Der ganze Wald klingt unter der Sonne oben, doch das haben schon Ungezählte geschildert, und die es nicht schilderten, haben's vielleicht um so tiefer empfunden.

Jenseits der Waldhöhe wandere ich in den Winkel hinunter, in dem das Dorf Bodenstein liegt. Das weite Gelände des östlichen Ambergaus buchtet hier mit einem Zipfel zwischen die Berge ein. Bunte Waldhöhen mit gemischtem Bestand umschließen die kleine Welt, und Bodenstein bleibt trotz Domäne und stattlichem Amthaus nur ein bescheidenes Dörfchen. Ein großer Dorfteich mit trompetenden Gänsen und schnatternden Enten wirkt in dieser entlegenen Welt fast wie ein kleiner See. Von einer der Höhen drüben schauen graue, kahle Klippen herab. Ein Feldweg bringt mich an den nächsten Berg heran und an verlassenen Steinbrüchen vorüber, von dichtem Unterholz verdeckt, die Höhe hinauf, wo an den Wegrändern dürres Heidekraut steht und neben dem Moos der Thymian seine ersten Spitzen treibt. Ein Hohlweg geleitet mich in eine Mulde. Hier ist es lauschig und heimlich. Riesenhafte moosbewachsene Felsblöcke lagern an der einen Seite, und jenseits stehen einige zwanzig große Klippen wie ungeheure Zähne nebeneinander, und in den Spalten wachsen Föhren und Birken. Das graue Gestein ist eigenartig

ausgewettert und ausgewaschen. Wie leere große Honigwaben sitzen lauter röhrenartige Löcher aneinander.

Die Klippenheimlichkeit und die Mulde sind nur ein Vorspiel. Weiter oben liegen auf kahlem Bergkegel größere und höhere Felsen, steigen steil auf und laufen in ungeheure Rundblöcke aus, die aussehen, als hätte eine Riesenfaust sie oben darauf gepackt. Es sind die Bodensteiner Klippen, die ich unten schon sah. Ich steige hinauf und nehme eine Probe von der Aussicht. Über den Höhen bei Lutter erhebt sich der dunkle Wall der Harzberge. Dann schweift der Blick über den Ambergau hin, die weite leichtgewellte Börde der mittleren Nette mit ihren um das Städtchen Bockenem herumgelagerten Dörfern. Nach Nordwesten hinüber steigt in weiter Ferne ein mächtiger hellgrauer Turm aus dem Bergwald hervor. Das ist die Ruine Woldenberg, weit hinten am anderen Ende des Heinbergs, über dessen langgezogenen Rücken der Wald des heiligen Hubertus sich hinstreckt, vorne mit hellem Grün, weiterhin dunkler und immer geheimnisvoller.

Während ich auf der anderen Seite von den Klippen absteige, gewahre ich eine amtliche Tafel. Die Forstverwaltung gibt zu erkennen, das Betreten des Holzes und das Besteigen der Klippen sei streng verboten. Warum? Weshalb? Nur gut, daß mich die eiserne Strenge des Gesetzes erst hinterher erschreckt hat.

Durch Tannenwaldung zieht sich der Weg geradeaus nach Norden und läßt die Höhen des Waldgebirges zu beiden Seiten. Querwege münden auf den Längsweg ein, auch Parallelwege und sonstige Verschmitztheiten, doch ich lasse mich vom Kurs nicht abbringen. Schließlich kommt Buchenhochwald, und die Straße von Sehlde nach Bockenem legt sich quer über den Berg. Die Waldwege werden begangener, und bald treffe ich die ersten Himmelfahrtswanderer, Leute aus Baddeckenstedt, die mit Kind und Küken durchs Maiengrün ziehen und dem nahen Jägerhaus zustreben.

Mitten in der Waldeinsamkeit, dort wo der Heinberg am einsamsten ist, liegt ein fürstlich Münstersches Jagdhaus. Als es um 1830 erbaut wurde und die in neuerer Zeit erbaute Försterei noch nicht vorhanden war, ist die Einsamkeit noch größer gewesen. Die Furcht vor räuberischen Überfällen war so groß, daß sich zuerst kaum ein Bewohner fürs Haus fand. So wurde es halbwegs zur kleinen Festung ausgebaut, die Fenster im Erdgeschoß durch Eisengitter versichert, die einzige Treppe zum Aufziehen eingerichtet, um den Oberbau im Notfall abzusperren. Heute ist Himmelfahrtstag, und die Bank- und Tischreihen unter den hohen Bäumen verraten, daß das Jägerhaus für alle die großen Ortschaften westlich und östlich vom Wald ein begehrtes Ausflugsziel ist. Das Haus liegt auf dem Rand einer steilen Klippe. Die Aussicht ist freilich nicht viel mehr als eine wunderschöne Ahnung. Ein waldiger

Talgrund tut sich auf, und ich fühle die Ebene dahinter. Aber das graue, ernste Turmquadrat des Wohldenberges hebt sich schweigend aus dem Waldgrün heraus, jetzt schon bedeutend näher als auf den Bodensteiner Klippen.

Ein Steig aus Felsblöcken, vom Volk Hexentreppe genannt, führt zum Fuß der Klippe hinunter. Hier ist das erste Ziel meiner Heinbergwanderung. Ich stehe am Ort der Sage vom Hubertus, dem vielberufenen und vielgefeierten Patron alles dessen, was den grünen Rock oder den roten Jagdfrack trägt oder sich sonstwie zum Weidwerk hält. An der Felswand ist eine uralte, schon halb verwitterte Darstellung aus dem Gestein ausgehauen: Hubertus, sein Roß haltend, und vor ihm ein Hirsch. Der Platz unter dem Steinbild wird seit Alters eine stimmungsvolle Raststätte für alle gewesen sein, die im wilden Bergwald der Jagd oblagen. So erkläre ich mir auch die Reste eines alten Kamins und einige Nischen in der Felswand. Doch die Namen von hohen Besuchern, Bischöfen und Grafen, die in breitem Selbstbewußtsein an der Wand prangen, könnten empfindliche Gemüter ein klein wenig verstimmen. Würde der Meißel noch mehr solcher großmächtiger „bin dageweſt" zu verewigen haben, dürfte der Platz bald nicht mehr ausreichen.

Es gibt noch eine zweite Örtlichkeit, an die die Hubertuslegende anknüpft. Sie liegt in den belgisch-französischen Ardennen, und die Sage dort erzählt von einem Pfalzgraf Hubert von Guienne, der ein barmherziger Mann war und sich des armen Volks annahm, jedoch ein Heide geblieben war. Auf einem Jagdzug am stillen Freitag lockt Gott ihn durch einen stattlichen Hirsch vom Gefolge weg in einsame Waldgegend. Plötzlich wird das Geweih des Hirsches zu leuchtendem Gold und mitten darin steht ein strahlendes Kreuz. „Hubertus, wie lange willst du noch die wilden Tiere des Waldes jagen?" ruft der Gekreuzigte ihm zu. „Es ist Zeit, daß du mich erjagst, der ich der wahre Gott und an diesem Tage für dich und alle Menschen gekreuzigt bin." Hubertus läßt sich von Lambert, dem Bischof von Tongern, taufen, gibt alle Habe den Armen, Kirchen und Klöstern und wird Einsiedler. Nach sechzehn Jahren befiehlt ihm Gott, nach Rom zu pilgern, wo er vom Papst zum Bischof von Tongern geweiht wird. Er verlegt seinen Bischofssitz nach Lüttich, und das Grab in der von ihm erbauten großen Kathedrale wird ein Wallfahrtsort. Auch Karl der Große ist unter den Pilgern, nimmt die Leiche des Heiligen auf seine Arme und trägt sie auf den Hochaltar. 825 wird Sankt Hubert in der Abtei Audain im Ardennerwald endgültig beigesetzt, und das Kloster erhält seinen Namen.

In ihrer Anmut — zum Teil überschätzt — atmet die deutsche Volkssage kräftige Einfachheit und natürlichen Waldesduft. Sie mag so wiedergegeben werden, wie Friedrich Günther sie in seinem Werk über den Ambergau niederschrieb.

Als die Glaubensboten vor vielen hundert Jahren in den Ambergau kamen, verließ alles Volk seine Götzen und wandte sich dem gekreuzigten Christengott zu. Nur einer der Mächtigsten, dessen Namen man nicht mehr kennt, widerstrebte hartnäckig. Schon immer ein eifriger Jäger, betrieb er nun die Jagd gerade an den Sonn- und Festtagen mit einer wahren Wut. Er setzte mit seinem Jagdgefolge und seiner Meute höhnend durch die dichtesten Scharen der Kirchgänger, er wußte es bei der Verfolgung des flüchtenden Hirsches so einzurichten, daß das tolle Jagdgetöse, das Hetzen und Geheul der Hunde, der Jubel der Waldhörner und Jäger den Gottesdienst störte. Keine Vorstellung und Bitte vermochte den „wilden Jäger", wie man ihn nun nannte, von seinem wüsten Treiben abzubringen.

Einst am Karfreitag suchte er wieder seine wilden Genossen zur Jagd zu sammeln. Aber so willig sie ihm sonst gefolgt waren, heute, am heiligsten Tage der Christen, verweigerten sie ihre Teilnahme und warnten den wilden Jäger vor dem Zorn des Christengottes. Doch trotzig rief er aus: „Und wenn mir der gekreuzigte Christus selber begegnet, so stelle ich das Jagen nicht ein!" Unmutig ritt er mit einem Diener in den dichten Wald hinein. Tief in der Wildnis, in der Schlucht, über der jetzt das Jägerhaus stattlich emporragt, trat ihm langsam und majestätisch, ohne jede Furcht, ein mächtiger Hirsch entgegen und schritt, unbekümmert um die Hunde, auf ihn zu. Da schleuderte der Jäger rasch und geschickt seinen Speer und traf das edle Tier mitten zwischen dem Geweih. Aber siehe da — der Hirsch stand noch hoch aufgerichtete, und der Speer war zum hellenchtenden Kruzifix geworden. Da sank der wilde Jäger, von jähem Schrecken ergriffen, anbetend auf seine Knie und gelobte, der Jagd für immer zu entsagen. Als er sich erhob, war der wunderbare Hirsch verschwunden. Der Jäger bekehrte sich zu Christo, erhielt in der Taufe den Namen Hubertus und führte seitdem ein christliches Leben.

Die Frömmigkeit späterer Zeiten begnügte sich nicht mit der stimmungsvoll einfachen Örtlichkeit vor der Felswand und hat noch eine Kapelle im Felsen angebracht. Zu beiden Seiten eines Steinaltars mit zwei betenden Engeln und dem Auge Gottes ist die Bekehrung noch einmal als Relief ins Gestein gehauen, auf der einen Seite der Hirsch, auf der anderen der Jäger mit Hunden, Knappe und Jagdroß — gut gemeinte Darstellungen, die aber ein Künstlertum nicht verraten. Die Kapelle bildet einen ovalen Raum von einigen Metern Länge und Breite. Mitten im Gewölbe der Kuppeldecke erkenne ich das mit drei Leopardenköpfen gezierte Wappen derer von Bocholtz und lese an der Wand eine lateinische Inschrift: „Im Jahre 1733 habe ich, Johannes Friedrich Anton, Freiherr von Bocholtz, Drost auf dem Woldenberge, dieses machen lassen. Liebe Nachkommen, gedenket meiner und betet für mich!"

Die Wände der kleinen Felsenkapelle sind von Kieselacks stark bekritzelt, und von der Heiligkeit des Raumes spüre ich nicht viel. Ein in den Fels gesprengter gewundener Gang, in dem mir eine Nische als Beichtstuhl bezeichnet wird, führt mich wieder nach oben ans Tageslicht, wo die Himmelfahrtwanderer sich's zu Dutzenden unter den kühlen Bäumen bequem gemacht haben und mit ihren Spazierstöcken gehörig auf die Tische klappen, weil der Kellner die verschiedenen Verdurstungsgefahren nicht sofort beseitigt.

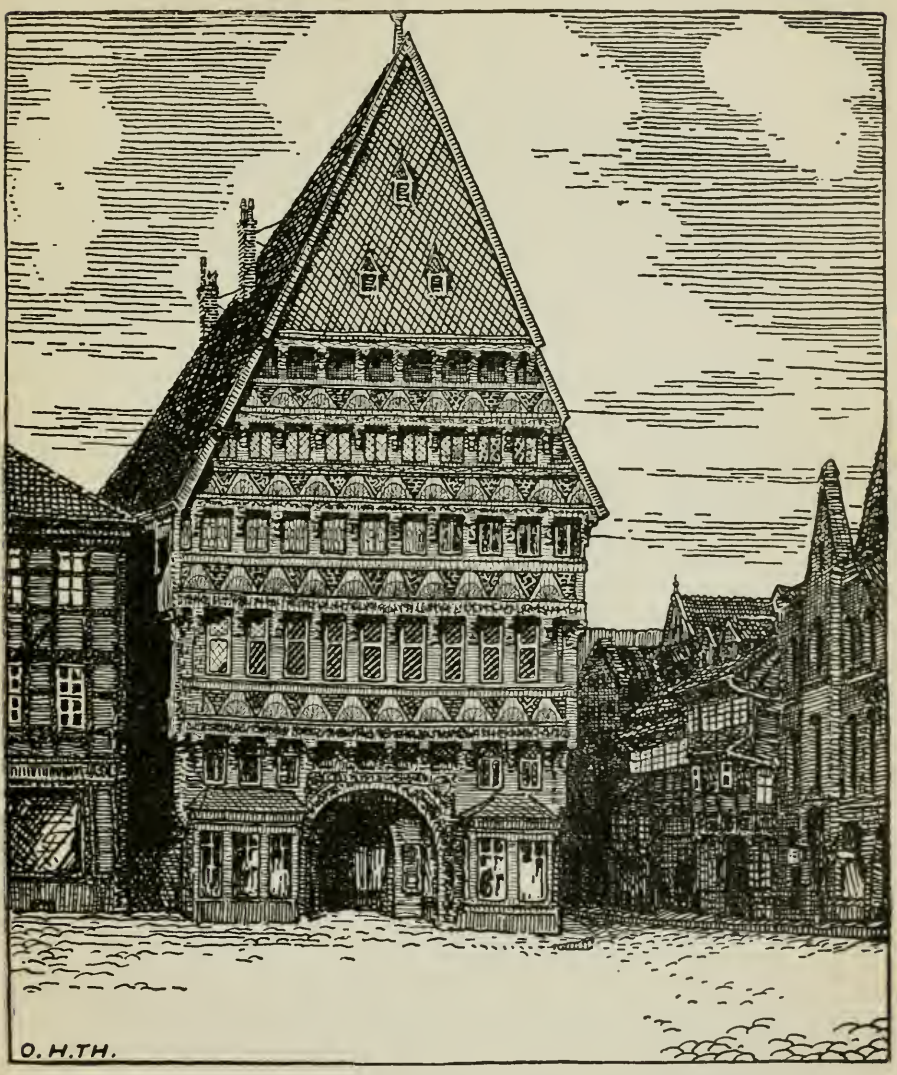
Die in den Berg gehauene Grottenkapelle bildet für das große Publikum erklärlicherweise die Hauptsehenswürdigkeit. Für andere wird die Poesie der Hubertuslegende vielleicht draußen an der Felswand beim altehrwürdigen Steinbildnis ihre Stätte haben, und nur ein wütender Zweifler wird sich an dem merkwürdigen Widerspruch stoßen, daß nun gerade ein von der Jagdleidenschaft Bekehrter der Schutzpatron der eifrigen Jägersleute werden mußte. —

Das Kunstgewerbehaus (Knochenhaueramthaus) in Hildesheim.

Von S. Gerhard Schrader.

Das Kunstgewerbehaus, früher Knochenhaueramthaus genannt, am Marktplatze gelegen, ist eine Perle unter den immer mehr verschwindenden Holzbauten früherer Zeiten. Keine Schwesterstadt Niedersachsens kann sich eines ebenbürtigen Seitenstücks rühmen.

Unser Bild stellt die östliche Giebelfront des Gebäudes dar, wie sie dem Marktplatze und dem Rathause zugewandt ist. Die Längsrichtung des Gebäudes geht ziemlich genau von Westen nach Osten; es bildet mit seinem im Erdgeschosse befindlichen 2,45 Meter breiten Durchgange die Verbindung des Marktes mit einem kleinen, westlich gelegenen Platze, welcher den Namen „Hoken" führt. Die nördliche Längswand wird von dem sogenannten Molkenmarkte begrenzt, so daß die Ostfront und die ganze nördliche Wand frei vor dem Auge des Beschauers daliegen. Gerade auf diese Partie haben die Erbauer des Hauses ganz ungewöhnlich reiche Mittel verwendet und einen farben- und figurenreichen Schmuck, wie wir ihn wohl kaum je wieder an einem Gebäude finden werden. Über dem Erdgeschosse, welches aus einer Halle und einem niedrigen Zwischenstock besteht, erheben sich zwei mindestens um einen Fuß hervorspringende Stockwerke von ungefähr 3,5 Meter und 2,5



Das Kunstgewerbehaus (Knochenhaueramthaus) in Hildesheim.

Meter Höhe im Lichten, über das Ganze spannt sich kühn ein spitzansteigendes Satteldach, dessen Höhe die des Gebäudes bis zum Dache bedeutend übersteigt. Dadurch entsteht besonders an der Ostfront jener herrliche spitze Giebel, der wieder in drei vorspringenden Absätzen ansteigt, so daß seine schieferbekleidete Spitze mit der stolzen Wetterfahne sich weit hinauslegte über das tief unten sich bewegende Leben des Marktes.

Das Material, aus welchem das herrliche Haus hergestellt wurde, ist in seinem wesentlichen Teile Eichenholz, wahre Prachtstämme, welche sicher Jahrhunderte lang ihre Kraft aus den Hildesheimer Bergen gezogen und ebenso lange ihre trotzige Kraft im Kampfe gegen Sturm und Wetter erprobt hatten, bevor sie die Axt des Zimmermannes fällte und sie zu einem mächtigen Bau zusammenfügte für die Dauer vieler kommender Geschlechter. Vom eisenfesten Holz der edlen deutschen Eiche sind die wuchtigen Ständer und Balken, die Streben und Füllbretter; nur unterhalb der zahlreichen Fenster ist ein stumpfer Keil mit Backsteinen in wechselndem Muster ausgesetzt. Seiner ganzen Bauart nach ist das Haus gotisch. Das reiche Bildwerk aber, welches die Nord- und Ostseite desselben in vielfach geschlungenem Kranze umgibt, zeigt uns größtenteils Figuren im Stile der edelsten Renaissance. Da sehen wir neben dem Lamm Gottes, welches die Kreuzesfahne hält — ein Nachbild des Siegels der Innung — Genien, welche an einer Stange zerren, den Stier, der mit dem Beile niedergeschlagen, eine geflügelte Fabelgestalt, welche von einem Spieße durchbohrt wird — Figuren, Gesichter, Blätterwerk, Fruchtguirlanden in üppiger Fülle. Die schrägen Füllbretter unter den vorspringenden Stockwerken sind mit scherzhaften Bildern und Sprüchen, mit den Porträts von historischen Personen, Bischof, Kaiser usw., und auf der Nordseite mit scherzhaften Tiergestalten bemalt. Doch stammen diese Abbildungen erst aus der Neuzeit und sind bei der letzten Restauration des Gebäudes im Jahre 1852 durch den Maler Bergmann angefertigt.

Wer dagegen der Erbauer des Hauses ist und wessen kunstfertige Hand den reichen Schmuck geschaffen, der so viele Geschlechter erfreut hat, wissen wir nicht und werden es wohl auch nie erfahren. Nur das Jahr ist uns bekannt, in welchem der Bau errichtet ist, und das sagt uns eine Inschrift, welche quer über den östlichen Eingang hinläuft und lautet: anno. dom. dusent. viffhundert. twittich. ude. neghen. „Im Jahre des Herrn tausend fünfhundert zwanzig und neun.„ So kärglich aber auch die geschichtlichen Quellen fließen, einiges können wir doch zum besseren Verständnis des Gebäudes zusammenfügen.

In Hildesheim nannten sich die Vereinigungen folgender drei Gewerke — der Gerber und Schuster, der Bäcker, der Fleischer (lat. Carnifices, Knokenhower, Knochenhauer) — „Ämter" zur Unterscheidung von den übrigen

Zunftgenossenschaften, den „Gilden“. Während die letzteren die Bestätigung ihrer Rechte durch den Magistrat erhielten, wurden die drei „Ämter“ jedesmal durch den Landesherrn, den regierenden Fürstbischof, belehnt. Von den drei Ämtern war aber entschieden das Knochenhaueramt — „de werken der Knokenhower“ — das reichste, mächtigste und vornehmste; das vornehmste, denn selbst Mitglieder edler Patriziergeschlechter ließen sich in das Amt aufnehmen oder folgten der Einladung zu den in großartigem Stile gefeierten Festen. Eine Notiz des für die Geschichte Hildesheims so wichtigen Tagebuches der Patrizierfamilie Brandis gibt uns ein interessantes Bild aus dem Jahre 1506: „Midden im Sommer heilden de Knokenhower von ailen dren scharren eine Meitidt, gingen hen uth up de Wisch, mit pipen und trummen. Se lethen mech (Tile Brandis) undt alle min Volk schriftlich to gossler (Goslar) bitten, tho onse tho komende. So ich di midt unwillen van dar wass. Ich toich mit miner Fruwen dar hen.“

Das Amt zählte in Hildesheim so zahlreiche Mitglieder, daß sich dieselben in drei verschiedene Zweige geteilt hatten. Andeutungen für diese Teilung finden sich schon früh; in den späteren fürstlichen Lehnsbriefen wurde sie offiziell anerkannt. Es gab ein Knochenhaueramt („in foro majori, ametthen des groten markedes“) auf dem großen Markte, ferner ein solches auf dem kleinen Markte (in foro minori, uppe deme luttken markede“), auch zu St. Andreas genannt, und endlich ein solches bei St. Martini, auf „den Steinen („in parvis oder einfach de lapidibus“). Alle diese drei Ämter bauten ihre Amtshäuser, die auch Scharren, Marcellum, genannt wurden. Solche Scharren treffen wir früh; im Jahre 1240 wird schon ein Scharren auf dem großen Markte erwähnt. Wer aber vermuten wollte, die Amtshäuser hätten einzig und allein dem Zweck des Fleischwarenverkaufs dienen sollen, würde sich sehr irren. Allerdings hatte das Erdgeschoß, welches sich, wo es anging, über gewaltigen Kellerräumen erhob, diese Bestimmung. Es war eine offene Halle, welche in kleine, durch Fenster und Klappen verschließbare Abteilungen zerfiel, in denen die Mitglieder des Amtes ihre Waren zur Auswahl und zum Verkaufe auslegten, so oft der Markt geöffnet war. Den größten Teil des Gebäudes nahmen jedoch die im ersten Stock belegenen Festräume ein, in welchem das Amt seine Beratungen (sogenannte Morgensprache) hielt, Familienfeste feierte und seine gemeinsamen Vergnügungen und Gastereien gab. — Das Knochenhaueramt bei St. Martini baute sein letztes Amtshaus an der Ecke der Stein- und Burgstraße in dem Jahre 1570. Im Volksmunde führte es früher den Namen „der Kuhfuß“. — Das Amt auf dem kleinen Markte hatte seine Scharren hinter dem alten Andreanum. Das Haus war 1541 errichtet. Zur westfälischen Zeit wurde es unter den Hammer gebracht und ist am 13. August 1881 vollständig niedergebrannt.

Nur das Wappen, ein Schild mit Ochsenkopf, mit zwei Landsknechten an den Seiten, wird noch im städtischen Museum aufbewahrt. — Doch haben beide Amtshäuser im Vergleich zu dem auf dem großen Markt gar keins oder nur geringes kunstgewerbliches Interesse. Der Zweig des Knochenhaueramtes auf dem großen Markte war entschieden der reichste und mächtigste, und sein Amtshaus überragt die beiden anderen an Größe und Prachte wie ein Fürstenschloß das schlichte Haus des Bürgers. O, wenn es doch erzählen könnte, das alte Haus am großen Markte, wenn sich seine Räume plötzlich wieder belebten mit den Gestalten längstvergangener Tage, welch bunte Bilder würden aus dem Moder der vergangenen Zeit hervorgezaubert werden!

Wieder ist Markttag, aber vor 400 Jahren. In dem Innern des Scharrens stehen die kräftigen Gestalten der Amtsmitglieder. Sämtliche Wände sind bedeckt mit ausgeweideten Körpern geschlachteter Tiere. Zwischen diesen laden dichte Kränze von Würsten und Schinken, mächtige fertige Braten, besonders von Schweinefleisch, zum augenblicklichen Genusse ein, und immer noch ist der Reichtum nicht zu Ende, aus der Tiefe des dunklen Kellers holen die Gehilfen neue Lasten an das Licht des Tages. Noch ist die Zeit, wo der Volkswohlstand in unserm deutschen Vaterlande sehr bedeutend war, wo das Fleisch die tägliche Nahrung auch der geringeren Stände bildete. Darum herrscht auch so reges Leben vor den Verkaufshallen der Knochenhauer. Geschäftig kreischt die Säge, und lustig klingt das Beil, indem es mit wuchtigen Hieben Fleisch und Knochen zerteilt, das rasch auf die Wage wandert und von da in die Körbe der harrenden, feilschenden Menge. Selbst der fahrende Geselle, der dort friedlich in der Ecke steht, sieht lustig und wohlgemut in das bunte Treiben, denn er hat sich ein gewichtiges Stück von dem buntverzierten Braten erstanden, das er jetzt mit der Miene eines weltzufriedenen Mannes verzehrt.

Aber das alte Haus hat auch traurigere Zeiten geschaut, und sie sollten nur zu bald hereinbrechen. Das Jahr seiner Erbauung fällt ja gleichsam auf die Grenze der Zeiten, wo der deutsche Reichtum so herbe, unersetzliche Verluste erleiden sollte. Es kamen nach den fetten auch magere Jahre, wo die Kriegsfurie den Segen des Landes verzehrte — da wurde es gar still in den Hallen. Kaum hatte der Vornehme Mittel genug, um für teures Geld eine schlechte Ware einzuhandeln, und der Handwerker und Lohnarbeiter schlich mit bleichen Wangen einher und schaute hungrig die öden Hallen an.

Doch treten wir ein in den Gang. Am Ende desselben treffen wir auf zwei gewaltige achteckige Säulen, die Stützen der oberen Geschosse. Die Neuzeit hat sie freilich weggeräumt, aber vor dem Auge unseres Geistes stehen sie ganz deutlich wieder da, und an der linken Säule führt eine schmale

Treppe in die Höhe. Wohl sind ihre steinernen Stufen tief ausgetreten, aber vertraut euch getrost meiner Führung an. Bald sind wir über die außerordentlich niedrigen Stufen hinweg, und wir gelangen in den Festsaal des ersten Geschosses. Fast den ganzen weiten Raum des Hauses nimmt er ein, ernst und feierlich schaut das alte Holzwerk und die dicken Balken auf uns herab. Alles ist hier gewaltig schwer gebaut, auch Tisch und Bank und Schrank — es soll ja für Jahrhunderte halten. Aber fröhlicher Sonnenschein strahlt durch die zahlreichen Fenster in das Innere des Raumes, und wohin die Strahlen fallen, gaukeln bunte Bilder auf dem Fußboden und Gerät. Das sind die zahlreichen farbigen Wappenschilder, welche in die Scheiben der Fenster eingebrannt sind und die den Stolz der Amtsmitglieder oder vornehmen Schenkgeber bilden. Und während wir träumend nachsinnen, nehmen die Wappenbilder und Namen wieder Gestalt an, und eine fröhliche Gesellschaft füllt den Saal. Eine Hochzeit wird gefeiert. Die Tochter eines reichen Amtsmitgliedes hat dem Sohne aus edler Patrizierfamilie die Hand gereicht, und das Amt hat sein Möglichstes getan, die hohe Ehre anzuerkennen in der fast erdrückenden Pracht des Festes und dem überreichen Mahle, auf welches die Geladenen unermüdliche Angriffe machen. Wieder fällt uns hier das Tile Brandissche Tagebuch ein, das von einer ganz gewöhnlichen Zusammenkunft erzählt: „Sondach nah Peter und Paull (1541) theden de Knokenhauwer van S. Andres scharne in Jochim Brandiß huse. Wy hadden thom besten 50 gulden, gulden malck 9 gros., drunken 10 vadt Beer midt fruen undt Kindern."

Fast dreihundert Jahre, bis in die traurige Zeit der westfälischen Regierung blieb das Gebäude seiner ursprünglichen Bestimmung erhalten. Durch die westfälische Regierung wurden jedoch die Ämter und Gilden aufgehoben und ihr Eigentum eingezogen. So wurde auch das Amtshaus der Knochenhauer auf dem großen Markte der Veräußerung oder besser gesagt der Verschleuderun gpreisgegeben. Zu 900 Talern war das allerdings schon schadhaft gewordene Gebäude taxiert, aber trotzdem fand sich in den beiden ersten am 26. März und 7. August 1808 abgehaltenen Terminen kein Käufer. Erst am 21. November wurde der Verkauf abgeschlossen, und das Gebäude ging mit einer Kaufsumme von 1310 Talern an einen anderen Eigentümer über. Zugleich wurde auch ein zu dem Amte gehörendes, im letzten Rosenhagen belegenes Hospital dieses Zweiges der Knochenhauer der städtischen Armenverwaltung übergeben. Das Gebäude stammt aus dem Jahre 1584 und trug die Inschrift: „Dit iß der Knokenhauwer hillige Geist by dem Markede." Zum besseren Verständnis der Inschrift für solche Leser, welche mit der Geschichte weniger bekannt sind, fügen wir die Bemerkung bei, daß in früheren Zeiten Hospitäler, Kranken- und Siechenhäuser vielfach unter den Schutz des heiligen

Geistes gestellt waren. Als Merkwürdigkeit wird aber von dem Hospitale der Knochenhauer die wohlverbürgte Nachricht erzählt, daß dasselbe niemals seiner ursprünglichen Bestimmung gedient habe, da sich in Hildesheim keine Knochenhauerwitwe fand, die so arm und verlassen war, daß sie Aufnahme im Hospital suchen mochte, und wohl keiner unserer Leser wird einen Grund finden, an der Wahrheit dieser Überlieferung zu zweifeln.

Während der nächsten Jahrzehnte nach dem Verkaufe hat das Amtshaus wenig Gutes erfahren. Die Last der Jahre hatte den ganzen Bau bedenklich aus dem Lote gedrängt, die alten Schildereien waren größtenteils verwittert, und selbst das Schnitzwerk sah kaum merklich hervor aus dem grauen Überzuge von Schmutz und Staub, mit welchem die Zeit alles gleichmäßig überdeckt hatte. Doch der schlimmste Feind solcher verlassenen, ich möchte sagen verwaisten Bauten ist der Mensch. In Unverstand und geldgierigem Streben streckt er seine Hand aus und bricht oft die wertvollsten Perlen aus und wirft sie fort oder verschleudert sie zu einem lächerlichen Preise. Das hat auch das Amtshaus der Knochenhauer erfahren. Die herrlichen Glasmalereien wurden aus den Fenstern herausgenommen und um einen Spottpreis, man sagt zu 18 Talern, veräußert, um dann in alle Weltgegenden verstreut zu werden. Aus diesem traurigen Zustande gerettet und vor dem gänzlichen Ruin bewahrt wurde das alte Haus, welches selbst in seinem Verfalle noch einen unschätzbaren Wert besaß, durch den Hildesheimer Magistrat, welcher im Jahre 1852 auf dringende Vorstellungen des Senators Dr. Roemer das Amtshaus käuflich an sich brachte. Jetzt begann auch sofort eine umfassende Restauration des Gebäudes, die mit energischer, kunstverständiger Hand durchgeführt wurde, so daß die Bewohner Hildesheims plötzlich eines der schönsten Kunstwerke aus Staub und Verfall gleichsam neu erstehen sahen. Am 1. August 1884 wurde der Dachstuhl ein Raub der Flammen, aber auch nach dem Brande ist das Gebäude wie ein Phönix aus der Asche neu erstanden. Die städtischen Kollegien bewilligten die Mittel zum sofortigen Ausbau, und diese Perle edler Baukunst prangt wieder in schönstem Schmuck zur Ehre der Stadt und zum Zeugnis für kommende Geschlechter. Jetzt ist das Knochenhaueramthaus zum Kunstgewerbehaus umgewandelt.

Frei.

Von Heinrich Eggersglüß-Hildesheim.

Draußen vor den Toren der Stadt Hildesheim nenne ich ein Stück Gartenland mein eigen. Dort finde ich in den dienstfreien Stunden lohnende Beschäftigung, gemütvolle Anregung und wohltuende Erholung. Der Weg nach meinem Garten führt mich an der Sülte vorbei. Hier finden geisteskranke Frauen, die Ärmsten aller Armen, ein Heim.

Wenn ich neben der hohen Mauer, die nach dieser Seite die Sülte umgibt, dahinschreite, so beschleunige ich unwillkürlich meinen Schritt. — — Welch einen Jammer, welch unaussprechliches Leid hält diese Mauer umschlossen! Würden die Steine der alten Bauten erzählen können, sie würden auch ein hartes Herz erweichen! Ja, wir würden ihnen zurufen: Schweigt! Behaltet euren Jammer, behaltet euer Leid, schon die Kunde davon erschüttert das Herz! — — — —

So schritt ich auch eines Tages meinem Garten zu an jener Mauer vorbei, vor der sich einige Menschen angesammelt hatten. Aber diesmal hatte kein verworrenes Stimmengewirr der Kranken die Veranlassung gegeben. Ergreifend, bitter klagend sang da drüben eine helle, klare Mädchenstimme:

„Steh ich hier am Eisengitter
In der stillen Einsamkeit —
Seufze laut und weine bitter,
Klage Gott mein Herzeleid.
O, wie sind die Mauern dunkel,
O, wie sind die Ketten schwer! —
O, wie lange wird' noch dauern,
Gibt's denn keine Rettung mehr?"

Die wundervolle Stimme sang das Lied ungetrübt zu Ende, und ich bin dann — vielleicht andere mit mir — beklommen meines Weges gegangen und habe über das Leben am eisernen Gitter, hinter den dunklen Mauern nachgedacht. Und wieder ging ich desselben Weges und hörte dieselbe Stimme, dasselbe Lied. — Meine Gedanken schweiften hinüber, und in mir regte sich das Verlangen, die Sängerin des so oft gehörten Liedes einmal zu sehen.

Vielleicht? — — — —

In wenigen Minuten stand ich am Fenster des oberen Stocks eines in der Nähe befindlichen Hauses, und meine Augen suchten das Jenseits der Mauer zu erforschen: Da — an eine Linde gelehnt, die Hände gefaltet,

den Blick zum Himmel erhoben, stand die Gesuchte, ein schlank gewachsenes junges Mädchen. Eben stimmte sie die zweite Strophe ihres Liedes an:

„O, wie sind die Mauern dunkel,
O, wie sind die Ketten schwer!
O, wie lange wird's noch dauern,
Gibt' sdenn keine Rettung mehr?"

Mit großer Spannung folgte ich tief ergriffen ihrem Liede und vergaß ganz, wo ich mich befand, und wußte nicht, war es Mitleid, was sich mir im Innern regte, oder waren es die feinen blassen Züge, die zierlichen weißen Hände, die natürliche Stellung und der weiche, wundervolle Ton, die diese innere Bewegung verursachten? — Das Lied war verklungen, ich wollte mich zum Gehen wenden, da begegneten sich unerwartet unsere Blicke. — Sie fuhr erschrocken zusammen, aber die schönen, dunkelblauen, unsagbares Leid verratenden Augen, die nicht das geringste von einer Irren durchblicken ließen, waren fest auf mich gerichtet und ließen mein Innerstes erbeben! Und diese Augen, diese Blicke verfolgten mich noch lange, lange. — — —

Zehn Monate waren verstrichen. Nichts hatte ich von der Kranken erfahren, niemals jene weiche Stimme, jenes Lied wieder vernommen. Es war Sonntag, ein wundervoller Frühlingsmorgen. — Die Erde hatte sich festlich geschmückt, die Vögel sangen ihre Jubelhymnen und Millionen von Blütenkelchen reckten sich empor zum wolkenlosen Blau. Von den Türmen der Stadt erklang festliches Geläut, und die Eisenbahnzüge brachten vollbesetzte Wagen von Kirchenbesuchern und Fremden. Ich hatte als Schaffner eine dienstliche Fahrt beendet und wollte soeben den Bahnhof verlassen. Da trat eine gutgekleidete ältere Frau zu mir heran mit der Frage: „Wann können wir wohl am besten nach N. N. zurückfahren? Wir müssen in L. aber gleich Anschluß haben." Ich gab die gewünschte Auskunft. Im selben Augenblick wandte sich ihre Begleiterin, ein schlank gewachsenes, ganz in schwarz gekleidetes junges Mädchen mit auffallend blassen Wangen mir zu. Ein paar große, dunkelblaue, träumerische Augen sahen mich einen Augenblick staunend an und senkten sich dann beschämend zur Erde. — — — Auch ich war seltsam überrascht, und der Mutter mußte dies sofort aufgefallen sein. „Sie kennen meine Tochter?" fragte sie verwundert. — „Nein, ich kenne Ihre Tochter nicht; doch ist es möglich, daß wir uns schon gesehen haben," erwiderte ich fast verlegen, grüßte und ging.

Gern hätte ich mich umgewandt, um noch einmal in diese seltsamen Augen zu blicken; doch ich fühlte, daß Mutter und Tochter mich mit ihren Blicken verfolgten.

Der Heimweg führte mich an der Westseite der Sülte vorbei. Einen erhebenden Eindruck bot hier der große, vom Lenz aufs reichste geschmückte

Garten. Herrliche Blumenbeete und sattes Grün waren von den Blütenflocken der Obstbäume wie mit einem weißen Samtteppich überzogen, und über allem lag wieder der feierliche Sonntagsfrieden. — Sinnend blieb ich stehen, und meine Blicke schweiften durch das frische Grün und über die herrlichen Blumenbeete hinweg und suchten eine Gestalt; meine Ohren lauschten nach jener Stimme, nach jenem Klageliede. — — —

Da kam eine Drossel geflogen und setzte sich mir gegenüber in die Blütenkrone eines Apfelbaumes und sang von goldiger Freiheit, von Lenz und Liebe. — Ich erwachte aus meinen Träumen, ein seliges Gefühl beschlich mich, denn ich wußte: auch sie, die meine Blicke hier suchten, war gesund, war frei! Diese Mauern hatten sich geöffnet, und zur Freiheit genesen war sie der Mutter, der Menschheit wiedergegeben. Sie war frei! — —

Aus der Geschichte der alten Welfenstadt Braunschweig.

Das alte, hochberühmte Braunschweig, „die Krone aller Städte in den welfischen Landen", hat eine höchst charakteristische Lage. Zunächst scheidet sich hier das Heide- und Moorgebiet des Nordens von den fetten, fruchtbaren Tälern und waldreichen Bergen der südlichen Landschaften. Dazu kam, daß die Oker, die jetzt trübe und träge dahinschleicht, in früheren Zeiten mit Kähnen bis hierher befahren werden konnte. Als die Landstraßen noch schlecht waren, benutzte man selbst ärmliche Wasserstraßen, und so führte Braunschweig in der Tat große Massen Korn durch die Oker und Aller über Celle nach Bremen. Heinrich der Löwe dachte in Zollsachen sehr liberal; er wollte nichts von Flußzöllen wissen und erteilte den Schiffen von Bremen nach Braunschweig freie Auffahrt, um seine geliebte Residenz zu heben. Das trug viel zur Handelsgröße der Stadt bei, die wohl den Segen der Flußlage erkannte, aber mit Rücksicht auf die kleine Oker doch klagte:

„O Brunswik, wäreſt du Waters rike,
So wäre nimmer deines gelike."

Über Braunschweig führte die Handelsstraße von Lübeck und Hamburg nach dem Süden und später der ostwestliche Heerweg, der Elbe und Rhein verknüpfte. An dieser Stelle ließen sich Bruno und Dankwart, die Söhne des Sachsenherzogs Ludolf, nieder und gründeten am östlichen Ufer der Oker im Jahre 861 — wie man annimmt, eine Ansiedlung, die nach Bruno den Namen Brunswik, d. h. „Bruns Ort", erhielt, woraus in der hoch-

deutschen Zunge das verderbte „Braunschweig", ein sprachliches Unding, wurde. Zur rechten Blüte gelangte jedoch der Ort erst, als das Erbe der Brunonen in die Hände der Welfen übergegangen war, und Heinrich der Löwe muß als der eigentliche Gründer der Stadt angesehen werden. Er machte Braunschweig zur Festung und stellte vor seiner Burg Dankwarderode mit ihrem romanischen Pallas, dem wuchtigen Burgfried und dem achteckigen Turm der Kapelle im Jahre 1166 den ehernen Löwen auf, ein Meisterwerk byzantinischer Arbeit und ein Wahrzeichen der Stadt. Dabei errichtete er noch, wie der Chronist Botho erzählt, „einen nygen (neuen) Dom in de Ere sünte Blasius und sünte Johannes Baptiste", ein überaus edles, romanisches Gebäude, geschmückt mit Wandgemälden aus dem 12. und 13. Jahrhundert. Da steht noch der siebenarmige Leuchter, dessen Kerzen einst Heinrich dem Löwen leuchteten, da erklingt noch das Gebet an demselben Altare, an dem auch er, der stolze Feind des Kaisers, gebetet. Dort liegt er selbst neben seiner zweiten Gemahlin Mathildis begraben, über ihnen das eherne Grabmal mit den überlebensgroßen Figuren beider. Nicht fern davon ruht ihr Sohn, Otto IV., der deutsche Kaiser, und in der Krypta unter dem Dome steht eine lange Reihe von Särgen mit edlen Welfen, deren Namen weit hinausgreifen über Braunschweigs Ortsgeschichte. Da liegt Leopold, der zu Frankfurt a. O. ertrank, als er bei einer großen Überschwemmung menschenfreundlich rettend auftrat; da ruht Ferdinand, der tapfere General Friedrichs des Großen, der Sieger von Minden, neben ihm der unglückliche Karl Wilhelm Ferdinand, der bei Jena das Augenlicht und den Thron im Ringen mit Napoleon verlor, und dabei sein tapferer Sohn, der schwarze Öls. Inmitten dieser Särge tapferer Welfen stand bis in die achtziger Jahre der mit rotem Samt überzogene und mit einer Königskrone geschmückte Sarg der unglücklichen Königin Karoline von England, der geschiedenen Gemahlin des Wüstlings Georg IV. Sie war eine braunschweigische Prinzessin. Dreiundsechzig Jahre hat dieser Sarg nach alter Sitte an dieser Stelle gestanden. Jetzt ist er zur Seite geschoben, und seinen Platz hat der Sarkophag des Herzogs Wilhelm von Braunschweig eingenommen, der nach 53 jähriger segensreicher Regierung in Sibyllenort starb und hier beigesetzt wurde.

Doch hinaus aus den Grüften, denn draußen blüht noch frisches Leben, dort grünt noch immer neben dem Dome die ungeheuer alte Linde, die der Volksmund vom Löwen gepflanzt sein läßt. Um den Dom herum, der den Mittelpunkt der Stadt bildet, gruppieren sich die fünf Weichbilder derselben: die Altwiek, Altstadt, Neustadt, der Sack und der Hagen, die einstmals örtlich getrennt waren und deren jedes sein eigenes Rathaus und seine besondere Pfarrkirche besaß, und die erst 1671 zu einem Ganzen vereinigt wurden. Predigt in Braunschweig auch manches von Fürstenmacht, so doch mehr von

Bürgermut und Bürgerstolz, von Kämpfen des Rats und der Gemeinde und von dem gemeinschaftlichen Streite beider gegen die Welfenherzöge. Um 1250 schon trat Braunschweig dem neugegründeten Hansabunde bei, und so bedeutend überflügelte es schnell die verbündeten Nachbarstädte, daß es bald zur Quartierstadt der Hansa ernannt wurde. Als 1308 die Welfenherzöge ihre Residenz nach der Asseburg und später nach Wolfenbüttel verlegten, da ward auch Braunschweig kräftiger und selbständiger, und da die Herzöge, die oft in Geldverlegenheit waren, bei ihm borgten, oft auch die verschiedenen Linien der Welfen um die wichtige Stadt stritten, da war Braunschweig nahe daran, freie Reichsstadt zu werden. Mit Gent und Brügge stand es in direktem Handelsverkehr, und 10 000 gewappnete Bürger sorgten dafür, daß keine Stadt des nordwestlichen Deutschlands ihm an Kriegstüchtigkeit gleichkam. Wie Halberstadt das „Pfaffenhaus", Lüneburg das „Salzhaus", Lübeck das „Kaufhaus" des alten Sachsenlandes waren, so war Braunschweig das „Rüsthaus". Neben dem Handel und der Wehrhaftigkeit blühten gleichmäßig die Gewerbe, zumal die Tuchmacherei und das Waffenschmiedehandwerk.

Noch heute trägt die innere Stadt einen vorwiegend mittelalterlichen Charakter. Als Zeugnisse einer durch Jahrhunderte andauernden Blüte weist sie eine Anzahl hervorragender Denkmäler aus allen Epochen des Mittelalters auf, großartige kirchliche Bauwerke der romanischen und gotischen Epoche und eines der schönsten Rathäuser des Mittelalters. Schon im 15. Jahrhundert fällt die großartige Pracht und Schönheit der Stadt einem Kenner wie Äneas Sylvius auf. In unverkümmerter Frische nimmt sie an dem Wiederaufleben der Künste und Wissenschaften im Mittelalter zur Reformationszeit teil und bringt eine stattliche Reihe von Profanwerken des Stils hervor, die bis hart an den Beginn des Dreißigjährigen Krieges reichen, der auf lange Zeit die Blüte der Stadt vernichten sollte. Eng, krumm und winkelig sind viele der alten Gassen neben stolzen und breiten Straßen. Die Häuser, meist im Riegelbau, zeigen oft prächtige Holzarchitektur und geschmückte Treppenfriese, und die alten Namen der Straßen, uns kaum noch verständlich, weisen zurück auf die Zeit, als hier noch unverkümmert die plattdeutsche Sprache herrschte.

Mit Macht stürmt das Mittelalter auf uns ein, wenn wir den Altstadtmarkt betreten. Da steht zunächst das alte Want- oder Seligshaus, wo seit dem 16. Jahrhundert die Tuchmacher (Wantschneider) ihre Ware feilhielten. Der wunderbar schöne Renaissancegiebel ist eine Zierde der Stadt. Von dem alten Reichtum der Stadt zeugt dort das altehrwürdige Rathaus, ein schön verzierter gotischer Prachtbau mit Lauben und Bogengängen, von dessen Strebepfeilern uns die Standbilder der großen Kaiser aus dem sächsischen Hause ernst und würdig anschauen. Da steht ferner, lustig sein

Wasser in ein weites Becken hinplätschernd, der schöne Brunnen, ein würdiges Seitenstück zu jenem von Nürnberg. Gleich diesem ist er überreich mit Inschriften, Wappen und phantastischen Verzierungen versehen. Im Hintergrunde erhebt sich die gotische Martinikirche, reich an großartigem Schmuck, der zum Teil von jenem Steinmetz Hans Jürgen herrührt, der im nahen Dorf Watenbüttel das Spinnrad erfand. Dem Braunschweiger ist sein Altstadtmarkt ans Herz gewachsen, und wenn Neubauten dort nötig wurden, so führte er sie pietätvoll im alten Stile aus, so daß der Eindruck des schönen Platzes ein durchaus harmonischer ist.

Das kräftige Geschlecht, das Braunschweig bewohnt, hat allezeit am Materiellen und Geistigen gleiche Freude gehabt. Bis wie weit ist nicht der Ruhm der Braunschweiger Mumme gedrungen! Nahe am Petritor wird noch das Haus gezeigt, in welchem von 1498 an Christian Mumme sein nach ihm benanntes berühmtes Bier „verſellete", d. h. verkaufte. Das Braunschweiger Mummelied, das bis zum heutigen Tage sich erhalten hat, stammt dagegen aus dem Jahre 1718, als zum ersten Male auf dem herzoglichen Hoftheater die Oper „Heinrich der Vogler" aufgeführt wurde und dabei der Sänger Rüdel ‚in einer Hand eine Schlackwurst, in der anderen ein Glas Mumme haltend, das urwüchsige Lied sang, das also beginnt:

Brunswik, du leiwe Stadt
Vor vel dusend Städten,
Dei sau schöne Mumme hat,
Dar ick Worst kann freten.
Mumme smeckt nahmal sau sien
Aß Tokay- un Moselwien,
Slawost füllt den Magen,
Mumme settet Reirentalg,
Kann dei Winne ut den Balg
Aß ein Snaps verjagen. —

eine Szene, wie sie unsere Hoftheater dem Publikum heute nicht mehr bieten dürfen. Dafür aber haben wir heute „Kameliendamen" und ähnliches. Von jeher spielte das Bier in Braunschweig eine große Rolle; heißt es doch 1555 in Sebastian Münsters „Weltbeschreibung": „Trinkwassers halben ist Mangel in der Stadt; darum gemeiniglich jeder Bier trinkt." Und die blühende Wurst- und Honigkuchenfabrikation, beweisen die nicht auch, daß man in Braunschweig das Materielle zu würdigen weiß?

Nie aber sind dieserhalb edlere Bestrebungen hintan gesetzt worden. Frühe schon zeichnete sich die Stadt durch ein vortreffliches Schulwesen aus;

rasch verbreitete sich hier, selbst gegen den Willen des Herzogs Heinrich, die Reformation, so daß Luthers vertrauter Freund Bugenhagen der Stadt schon 1528 eine plattdeutsch geschriebene Kirchenordnung erteilen konnte. Wie die Bürger, so wirkten auch später die Fürsten für den geistigen Fortschritt, denn die Tage der Freiheit waren gezählt. Die Not des Dreißigjährigen Krieges hatte die Stadt schwer in Schulden gestürzt, und 1670 trat sie aus der Hansa aus — damals die letzte Stadt neben Hamburg, Lübeck und Bremen —, weil sie die gemeinsamen Kosten nicht mehr erschwingen konnte. Große Schuldenlast war an die Stelle des alten Reichtums getreten, und diesen Augenblick ergriffen die Welfenfürsten. Im Frühjahr 1671 verbanden sie sich auf dem Tage von Burgwedel gegen die stolze Stadt und rückten mit 20 000 Mann vor dieselbe. Nur 220 Mann konnte Braunschweig auf seine weitläufigen Wälle stellen, und als nun das Bombardement begann, da war es mit der dreihundertjährigen Freiheit zu Ende. Am 12. Juli zogen die Welfenherzöge, fünf an der Zahl, ein, und die Stadt fiel dem Wolfenbütteler Herrn, Rudolf August, zu.

Erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts, als die Welfenfürsten ihre Residenz wieder nach Braunschweig verlegten, nahm die Stadt einen neuen Aufschwung und unter ihrem milden Zepter regen Anteil an dem Wiedererwachen des geistigen Lebens in Deutschland. Der Abt Jerusalem gründete 1745 das Kollegium Karolinum, jetzt Polytechnikum, eine Anstalt, die eine Quelle feiner Geistesbildung wurde. An dem Institute war ein Kreis von Männern vereinigt, ausgezeichnet durch feinen Geschmack und nationalen Sinn, die als Vorläufer und Fackelträger der neuen klassischen Periode unserer Literatur von hoher Bedeutung geworden sind. So ein Eschenburg, Zachariä und Leisewitz. Von dem nahen Wolfenbüttel, wo im 17. Jahrhundert Herzog August die an kostbaren Handschriften überreiche Bibliothek aufstellte, und wo später Lessing wirkte, kam ein erfrischender Hauch über Deutschland mit den Schriften dieses großen Mannes. Im Angotschen Hause zu Braunschweig am Egidienkirchhofe ist er gestorben, und auf dem Magnikirchhofe liegt, was von ihm sterblich ist. Kein Ort war wohl passender, sein ehernes Denkmal, von Rietschels Künstlerhand, aufzunehmen, als gerade Braunschweig. Und wie von Meister Lessing eine Reformation in der Literatur datiert, so auch von diesem Standbilde ein Umschwung in der Skulptur. Braunschweig ist so reich an Denkmälern wie keine zweite Stadt von gleicher Größe in deutschen Landen. Vom prachtvollen Residenzschlosse herab lenkt Rietschels herrliche Brunonia ihr Viergespann; vor dem Schlosse erheben sich die in Kupfer getriebenen Reiterstandbilder der Herzöge Karl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm, auf dem Brunnen des Hagenmarktes steht Heinrich der Löwe — alles vortrefflich gelungene Skulpturen. Dazu die schönen alten

Brunnen, die Denksäulen — wahrlich in dieser Richtung hat der berechtigte Lokalpatriotismus viel geleistet.

So sehen wir die alte Stadt überall eng verflochten mit der Geschichte des Deutschen Vaterlandes.

Im „malerischen, romantischen Wesertal."

Von K. Dietrich v. d. Garte.

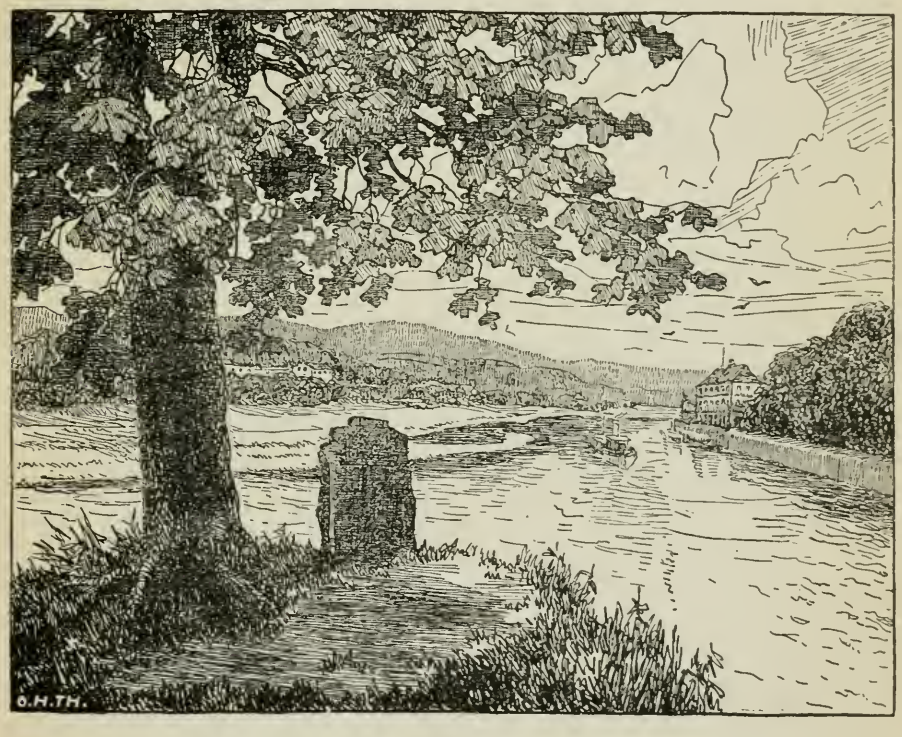
(Von Münden bis zur Porta.)

„Leider von mir ist gar nichts zu sagen; auch zu dem kleinsten Epigramme, bedenkt, geb' ich der Muse nicht Stoff." (Schiller.)

Schiller muß wohl nur den unteren Teil der Weser, etwa von Minden bis zu ihrem Ausfluß ins Meer, nicht aber den oberen Teil, der zwischen Münden und Minden liegt, gekannt haben, sonst würde er in seinen poetischen „Kleinigkeiten" sich nicht allsogleich widerlegt und ein so beißendes Epigramm auf den letzten der von ihm besungenen Flüsse verfaßt haben.

Dieses Gebiet der Weser birgt auf verhältnismäßig kleinem Raume Schätze, die lange Zeit verkannt und wenig geachtet, seit längerer Zeit aber mit Recht ihre Freunde und Bewunderer gefunden haben. Zwar gehört das Wesergebirge zu den niedrigsten Gebirgen des mittleren Deutschlands, aber der Eindruck, den diese Berge machen, und die Aussichten, die sie bieten, sind darum doch bedeutend, denn sie steigen wallförmig aus ihren Umgebungen zu einer verhältnismäßig ansehnlichen Höhe über die tiefe Talfurche der Weserbergland an jenem großartig wilden Charakter, den hohe, zerrissene Weser und die benachbarten Tieflandsebenen empor. Auch fehlt es zwar dem Felswände und dunkle Fichtenabhänge mit schäumenden Gewässern einer Gebirgslandschaft verleihen; dafür bietet aber der Weserstrom mit seinen vielen bald größeren, bald kleineren Gebirgszügen, seinen freundlichen Hügellandschaften, dem vielgewundenen breiten Haupttal und den engen Nebentälern, seinen altertümlichen Weserstädten und unzähligen oft so anmutig liegenden Dörfern einen solch mannigfaltigen Wechsel schöner und lieblicher Landschaftsbilder, daß dieses Gebiet anderen um dieser Vorzüge willen vielgerühmten Gegenden nichts nachgibt. Und wenn man endlich der Weser im Vergleich mit anderen deutschen Strömen alle Poesie abzusprechen geneigt ist, so tut man ihr auch in diesem Punkte Unrecht. Wohl muß man bei einer Wanderung durch das Wesertal auf die vielen Burgen und Ruinen,

auf Reben und Wein des Rheins verzichten, dafür sind die Spitzen und Abhänge der Weserberge mit dem prächtigsten Laubwald geschmückt, der oft meilenweit sich hinzieht. In erquickender Waldeskühle kann hier sehr häufig der Wanderer seine Straße ziehen, unter schattigen Buchen die Höhen erklimmen, an weithin sich erstreckenden Waldungen sein Auge laben. Und wie das Wesertal von der Natur geschmückt, so ist es auch zum Teil infolge davon vielfach durch Geschichte und Sage geweiht. Hier schlug der unermüdliche



Zusammenfluß der Werra und Fulda.

Cäsar Germanikus auf seinem dritten großen Feldzuge gegen die Germanen im Jahre 16 n. Chr. auf dem Felde Idistavisus oder Idisiavi so zwischen Fluß und Berg jene große Schlacht, in welcher er die Legionen des Varus an dem Cheruskerfürsten Hermann rächte. In derselben Gegend vernichtete Wittekind mit den wilden Sachsen zwei von Karl des Großen tapferen Heerführern, Geilo und Adalgis. Totental heißt noch heute eine im tiefen Walddunkel liegende Schlucht, und das Volk meint, daher habe es seinen

Namen, weil dort lange und grausam durcheinander die Gebeine der Erschlagenen gelegen. Hier entstanden, nachdem der Sachsen trotziger Sinn dem Christentum gewonnen war, eine Reihe mächtiger Klöster und Abteien. Und im Mittelalter, welch mannigfaltiges und reiches Leben auch hier! Kämpfe zwischen der Geistlichkeit und dem Rittertum; einzelne mächtig emporstrebende Dynastengeschlechter, deren Angehörige sogar in fremden Staaten den Thron bestiegen; durch Gewerbe und Handel reichgewordene Städte, die nach Freiheit rangen und später der Reformation sich anschlossen! Und als nach den schrecklichen Zeiten knechtischer Abhängigkeit Deutschlands vom Auslande unter Friedrich dem Großen ein neuer Geist sich zu regen begann, da konnte im Siebenjährigen Kriege das Wesertal wiederum Zeuge sein von dem ersten gewaltigen Ringen eines deutschen Staates mit dem übermütig gewordenen Ausland. So knüpfen sich historische Erinnerungen in Menge auch an die Ufer des so ganz deutschen Stromes.

Sehen wir uns nun die Schönheiten, welche uns die Weser von Münden bis Porta bietet, näher an, so ist es zuerst die Stadt Münden, welche unsere Aufmerksamkeit fesselt.

Schon früh scheint die Gegend um Münden von Schiffern und Fischern bewohnt gewesen zu sein, doch läßt sich die Zeit der ersten Ansiedlungen nicht genau angeben. Nach der „Chronecke der Sassen" „buwede (baute) Anno 249 der Graf Godobaldus eine starke Borg up de Munt dreier Water, de Werre, de Vulde und de Wesere, dä wast Gemunden." Um diese Burg, die jenseits der Fulda da gelegen haben soll, wo sich an der unteren Fähre noch alte Mauerreste finden, siedelten sich, so berichtet die Sage, allmählich die Fischer und Schiffer an. Das alte Gemunden — noch zu Anfang des 14. Jahrhunderts kommt diese urkundliche Bezeichnung für Münden vor, — gehörte ursprünglich wohl zu Franken, befand sich aber später unter den Northeimschen Gütern. Otto, Graf zu Northeim, soll zu Gemunden 1070 „das Hus thom Palandes" erbaut haben, die frühere Grafenfamilie wird nicht weiter erwähnt. Bei der Ächtung Heinrichs des Löwen fiel der Ort an die Landgrafen von Thüringen, und bei dem Erlöschen dieser Herrscherfamilie mit Heinrich Raspe gewann Herzog Otto d. K. das Werratal wieder.

Nach Ottos des Kindes Tode hoben sich allmählich die Städte, und dies war auch bei Münden der Fall. Die Stadt wurde Mitglied der Hansa, mit Mauern und Türmen wohl versehen und mit stattlichen Gebäuden geschmückt und war auf einige Zeit sogar fürstliche Residenz. Nachdem Wilhelm der Jüngere sein Land unter seine beiden Söhne Erich I. und Heinrich geteilt hatte, nahm Herzog Erich seinen Wohnsitz in Münden, und es ward nun die Stadt Sitz einer Regierung, einer Kanzlei und eines Hofgerichts, wodurch der Wohlstand der Bürger sich bedeutend vermehrte.

Seit der Veränderung der Handelswege im 16. Jahrhundert, besonders aber seit dem Dreißigjährigen Kriege sank der Wohlstand der Stadt bedeutend. Nach heldenmütiger Verteidigung der dänischen Besatzung wurde nämlich im Jahre 1626 Münden von Tilly erstürmt und fast gänzlich zerstört. Man berechnete schon 1626 den angerichteten Schaden auf über 300 000 Taler. Erst 1634 ward sie durch den tapferen Herzog Georg von der kaiserlichen Besatzung befreit. Neuen Schaden brachte 1643 eine große Überschwemmung. Eine Inschrift in der St. Blasienkirche berichtet darüber: „Ao. 1643 ist den 5. Januarii eine große Wasserfluth entstanden so diese unterste Schrift erreicht hadt." Deren Höhe über dem Kirchenfenster hat 1,68 Meter betragen. Als fürstliche Landstadt erhob sich Münden erst seit 1720, aber im Siebenjährigen Kriege wurde der Ort wieder recht hart heimgesucht. Jetzt zählt die Stadt etwas über 9000 Einwohner.

Als Denkmale aus alter Zeit treten uns besonders das Rathaus, die Hauptkirche St. Blasii, die Egidienkirche und das Schloß entgegen.

Das Rathaus wurde in den Jahren 1603—1619 an Stelle des wegen Beschränktheit seines Raumes abgebrochenen gebaut und kostete 10 786 Taler. Die St. Blasienkirche, gegen das Ende des 13. Jahrhunderts begonnen, ist ein großartig schönes Gebäude in mittelalterlichem Stile. Das Innere der Kirche macht einen erhebenden Eindruck und enthält manche bemerkenswerte Gegenstände, so u. a. ein Sakraments-Schränkchen mit interessanter Bronzetür, ein ehernes Taufgefäß und verschiedene Grabsteine und Epitaphien, unter denen das Grabmal Herzog Erichs I. und seiner Gemahlin eines der vorzüglichsten Kunstwerke der Renaissancezeit in dieser Gegend ist. Die St. Egidienkirche ist nicht minder merkwürdig. Sie wurde wohl gegen das Ende des 13. Jahrhunderts erbaut, 1626 größtenteils zerstört, 1684 wieder hergestellt. An der Nordseite befindet sich der Grabstein des bekannten Dr. Eisenbart. Das Schloß, ein mächtiger Bau in der Nähe der Werrabrücke, ursprünglich ein Ritterhaus, dann Eigentum der Fürsten, dient gegenwärtig teils zu Geschäftslokalen des Amtsgerichts. Von 1495—1584 residierten hier die Eriche. 1561 wurde es durch Feuer verwüstet, und 1566 ließ es Erich d. J. durch italienische Baumeister fünf Etagen hoch erbauen und fürstlich ausstatten. — Von den alten Befestigungswerken sind noch mehrere Türme und Stadtmauerreste erhalten.

Die Umgebung Mündens gehört zu den anziehendsten Landschaften des nördlichen und mittleren Deutschlands. Eine große Menge mit zahlreichen Lusthäusern geschmückter Gärten umschließen mit ihrem Blumenflore die Stadt und geben ihr ein ungemein freundliches Ansehen. Auf allen Seiten kommt man bald in den prächtigen Laubwald, der rings um Münden weithin die Berge bedeckt, an steilen Abhängen und Lichtungen aber freie Aussichten

auf die Flüsse mit ihren Feldern und Wiesen, die schön bewaldeten Berge und den mitten im Kessel liegenden Ort gestatten.

Unterhalb Mündens wird das Wesertal allmählich enger. Auf der einen Seite tritt der Reinhardtswald, auf der anderen der Bramwald, eine südliche Fortsetzung des Sollings, dicht an den Fluß heran. Auf einem Vorsprunge des Bramwaldes stand in früherer Zeit die Bramburg, welche schon im Anfang des 13. Jahrhunderts als Besitz des Grafen von Scharzfeld-Lauterberg erwähnt wird und vermutlich zum Schutze des nahen Klosters Bursfelde angelegt ist.

Bei Bodenfelde wendet sich die Weser westwärts bis nach Karlshafen, einer kleinen, freundlichen hessischen Stadt, die gegen Ende des 17. Jahrhunderts von Karl, Landgrafen von Hessen, gegründet wurde, um die für Kassel und das hessische Hinterland bestimmten Waren in Empfang zu nehmen und auf Landwegen weiter zu spedieren und so das Stapelrecht Mündens zu umgehen. Bei dem benachbarten Dorfe Herstelle weilte Karl der Große. Im Jahre 797 bezog er hier ein festes Lager, in welchem er, von seinen Söhnen und Edlen umgeben, das Weihnachts- und Osterfest feierte und die Gesandten seiner Fürsten empfing. Damals entstand hier die Burg Heristall, die aber bald wieder zerfiel.

Von Karlshafen ab beginnt der malerischste Teil des Weserlaufes. Auf der linken Seite des Flusses erstreckt sich bis zum Fuße des Eggegebirges eine weitgedehnte Hochebene, auf der sich nur wenige bedeutendere vereinzelte Gipfel erheben, so z. B. der sagenreiche Köterberg, ein vielbesuchter Aussichtspunkt zwischen Holzminden und Schwalenberg. In seinem Innern, so berichtet der Volksmund, birgt er Gold und Schätze, die einen armen Mann wohl reich machen könnten, wenn er dazu gelangte. Aber schrecklich aussehende Männer und Riesen verscheuchen die armen Leute, wenn sie in die Höhlen einzudringen suchen. Und der einzige, den ein Königsfräulein mit Hilfe der Springwurzel hineinführte, ein friedlicher Schäfersmann, vergaß drinnen das Beste, die Springwurzel. Krachend schlug das Tor hinter ihm zu, und er konnte nicht wieder hineinkommen.

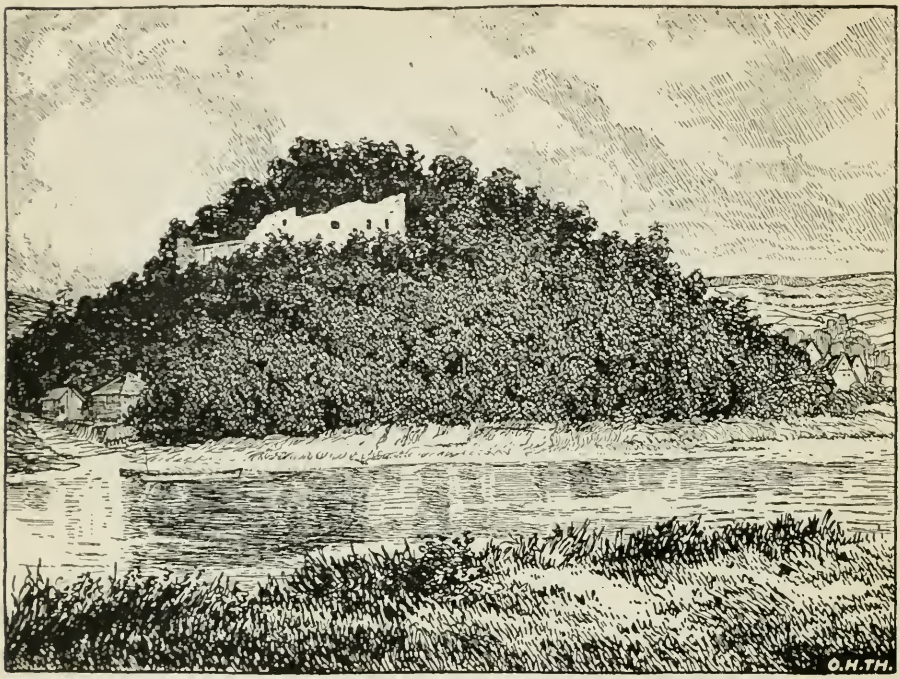
Die Hochebene fällt überall steil mit felsigen Wänden zum Flusse ab, so daß noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts es keine ununterbrochene Fahrstraße gab, die jetzt zum Teil mit Hilfe großartiger Felssprengungen und Untermauerungen hergestellt ist. Auf der östlichen Seite wölbt sich allerdings die Kuppel des Sollings flacher empor; aber am Nordrande dieses Gebirges tritt der Vogler, ein kleines Gebirge, ebenfalls mit 204 Meter hohen Felsabstürzen an den Fluß heran, der mit vielen fast in sich zurücklaufenden Windungen seine Gewässer brausend durch die so gebildete enge Gasse wälzt. Es ist wahrscheinlich, daß hier einst der Felsrücken ununter-

brochen war und den Fluß dahinter zum See aufstaute, und daß dieser dann in unablässiger Arbeit die weicheren Schichten des Gesteins aufsuchend, sich allmählich diese Gasse grub, an deren Ausweitung und Vertiefung er noch bei jeder Frühlingsflut arbeitet, indem er unablässig die Felsmassen im Grunde des Stromes, die bei Niedrigwasser der Schiffahrt sehr gefährlich sind, sowie die Ufer des Stromes bearbeitet. Bei der Enge des Flußbettes werden die Hochwasser den Ansiedelungen oft sehr gefährlich, und namentlich hat Bodenwerder oft schwer darunter gelitten.

Von Ortschaften nennen wir auf dieser Strecke zunächst das herrlich gelegene Städtchen Höxter mit dem benachbarten Corvey und Holzminden. Corvey ist eine uralte Klosterstiftung aus den Zeiten Ludwigs des Frommen, so benannt nach dem Mutterkloster Corbie bei Amiens in Frankreich. Das Kloster, gleich anfangs mit bedeutenden Ländereien und Rechten ausgestattet und mit den Gebeinen des heiligen Vitus, eines Märtyrers der diokletianischen Verfolgung, beschenkt, erhob sich bald zu hohem Glanze und großer Macht. Von hier aus wurde mit besonderem Eifer die Mission des Nordens betrieben, besonders durch Ansgar, den Apostel des Nordens († 868). Eine Reihe von berühmten Gelehrten ging aus der Klosterschule hervor, z. B. der ausgezeichnete Geschichtsschreiber Widukind, † 1004, und es entstand hier früh eine bedeutende Bibliothek, in der 1517 die fünf ersten Bücher der Annalen des Tacitus gefunden wurden. Nachdem die gefürstete Abtei beinahe 1000 Jahre bestanden und in dieser Zeit allem Wechsel der Zeit Trotz geboten hatte, wurde sie, seit längerer Zeit allerdings schon ihrer alten Bedeutung beraubt, im Jahre 1803 säkularisiert. 1815 fiel sie an Preußen, und dieses verlieh das Mediatfürstentum Corvey, das jetzt etwa eine Quadratmeile umfaßt, dem letzten Landgrafen von Hessen-Rotenburg, von dem es der Herzog von Ratibor, Prinz von Hohenlohe-Schillingsfürst, geerbt hat. Die stattlichen Klostergebäude, noch jetzt zum Teil mit hohen Mauern umgeben, dienen dem jetzigen Besitzer vorübergehend zum Aufenthalt. Am Eingange in den Schloßhof stehen die Standbilder Karls des Großen und Ludwig des Frommen. Im Innern befindet sich eine Bibliothek von 150 000 Bänden, die Hoffmann von Fallersleben bis zu seinem Tode 1874 verwaltete. Neben dem Schlosse liegt die im Innern reich ausgestattete, zum Teil sehr alte Kirche. Auf dem Kirchhofe ruht Hoffmann von Fallersleben.

Höxter gelangte besonders durch Corvey zur Bedeutung. Im Dreißigjährigen Kriege hatte die Stadt viel zu leiden; besonders wurde ihr durch das sogenannte Blutbad von Höxter am 30. April 1634 und durch schwere Kontributionen unheilbare Wunden geschlagen.

Die braunschweigische Stadt Holzminden liegt am rechten Ufer der Weser, die hier die Holzminde empfängt, am Fuße des Sollings in einer jener



Burgruine bei Polle a. d. Weser.

fruchtbaren Erweiterungen des oberen Wesertals. Der schon im 11. Jahrhundert vorhandene Ort gehörte den mächtigen Grafen von Eberstein. Von ihnen wurde der Ort 1245 zur Stadt erhoben, nachdem sie daselbst eine Burg gebaut hatten. Neuerdings hat die Stadt infolge ihrer vorteilhaften Lage einen bedeutenden Aufschwung genommen und besitzt zahlreiche Fabriken.

Beim Beginn der geschilderten Engen der Weser liegt der Flecken Polle, dessen Bewohner alles daran setzen, ihren Ort durch Kultivierung der Wege usw. zugänglich und angenehm und all das Herrliche, was die Natur in so überreichem Maße bietet, sich nutzbar zu machen. Von den Ruinen der durch Tilly zerstörten Burg genießt man eine wahrhaft entzückende Aussicht den Strom nach links hinunter, wie nach rechts hinauf.

Zwischen der von hohen Bergen umgebenen Stadt Bodenwerder, auf einer Insel erbaut, und Grohnde wendet sich die Weser nach Nordwest, und fließt dann von Rinteln ganz westlich bis nach Blotho. Damit wird ihr Tal zugleich weiter. Zu beiden Seiten aber erheben sich malerische Berghöhen.

Das ist besonders am östlichen Ufer der Fall, wo der große und kleine Süntel herrliche Ausblicke gewähren. Besonders schön ist der Hohenstein, von dessen Höhe man einen der großartigsten Rundblicke im ganzen Wesertal genießt; ferner die Paschenburg, zu deren Füßen die Überreste des alten Stammschlosses der Grafen von Schaumburg, bald nach 1030 von Johann Adolf von Santersleben erbaut, liegen. Am schönsten ist es auf den Luhdener Klippen, nicht weit von der Arendsburg, dem überaus lieblich gelegenen Lustschlößchen des Fürsten von Bückeburg.

Der Hauptort des eben geschilderten Talbeckens ist Hameln. Die Stadt, früher Quern-Hameln oder Mühlenhameln, liegt am Fuße des Klüt und hat ihren Namen unstreitig von dem Flüßchen Hamel, das hier sich in die Weser ergießt. Die Veranlassung zur Entstehung des Ortes gab wahrscheinlich das Stift des heiligen Bonifatius, welches von Fulda aus nach der Tradition durch Bonifatius gegründet sein soll. Durch Karl den Großen wurde der Abt von Fulda mit dem Stift belehnt, nachher werden die Grafen von Eberstein als die Schutz- und Schirmherren genannt. Die Einwohnerzahl Hamelns, mit dem bald mehrere der anliegenden Dörfer vereint wurden, war zu Anfang des 13. Jahrhunderts schon so erheblich gestiegen, daß man auf die äußere Sicherheit der Stadt bedacht war und sie mit Wall und Mauern umgab. Jedoch darf man sich keine so große Vorstellun davon machen, da die Bürgerhäuser nur aus gezäunten Fachwerkwänden bestanden und mit Stroh gedeckt waren, so daß sie von Bauernhäusern nicht zu unterscheiden waren.

Im Jahre 1247 trat Hameln dem Hansabunde bei. Dadurch wurde nicht nur der Handel lebendiger, auch die sonstigen Erwerbsquellen stiegen, und der Wohlstand mehrte sich.

1259 wurde die Stadt in eine Fehde mit dem Bischof von Minden verwickelt. Nach einer freilich nicht ganz zuverlässigen Nachricht verkaufte Heinrich von Erthal, Bischof von Fulda, im genannten Jahre dem Bischofe Wedekind von Minden die Hoheitsrechte über Hameln und das Patronatrecht der Kirche daselbst mit allem Zubehör, den Zoll und die Münze. Die Stadt und der Graf von Eberstein, die das Recht über Stadt und Kirchengüter von der Kirche zu Fulda hatten, protestierten aufs heftigste. Der Bischof von Minden griff zu den Waffen. Bei Sedemünden in der Nähe von Springe kam es zur Schlacht, die für die Hamelenser einen ungünstigen Ausgang hatte. Viele blieben auf der Walstatt liegen, und die das Schwert nicht erreichte, gerieten in schimpfliche Gefangenschaft.

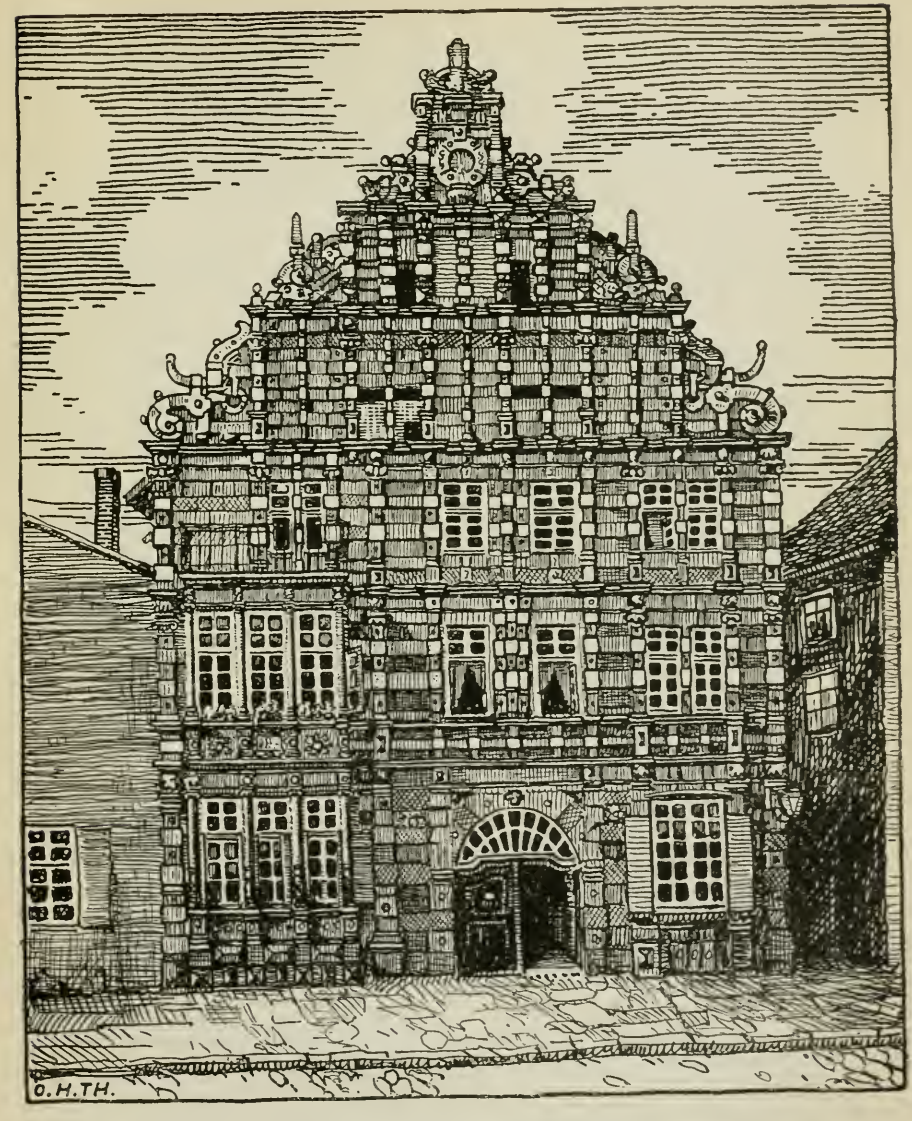
Nach der Fehde kam Hameln in die Hände des Herzogs Albrecht, der den Bischof vor seiner Feste belagert und zum Vergleich gezwungen hatte. Die Grafen von Eberstein verkauften ihm die Vogtei, und der Herzog be-

stätigte nun 1277 die Privilegien der Stadt und schickte zur Verwahrung seiner Rechte den Grafen Konrad von Schwalenberg als Statthalter nach Hameln, de mein Vogt zur Seite stand, um die Justiz zu verwalten. Seit dieser Zeit sahen sich die Herzöge von Braunschweig als die Herren von Hameln an. Durch den großen Geldmangel wurden die späteren Herzöge öfters gezwungen, Verpfändungen der Stadt oder einzelner Gerechtsame eintreten zu lassen. So verpfändete Herzog Erich die Vogtei und die jährliche Abgabe von 40 Pfund Silbers an den Rat, an Friedrich Schulten und Arnold Haken für 300 Mark lötigen Silbers hamelscher Witte und Wichte.

Das 16. und 17. Jahrhundert ist Hamelns Blütezeit. Trotz neuer und schwerer Abgaben stieg der Wohlstand, von dem nicht allein der Luxus an Kleidern, sowie an Gelagen und Fastnachtsspielen, sondern auch die Bauten öffentlicher Gebäude, wie z. B. des Hochzeitshauses und manches mit seltener Pracht errichtete Privatgebäude ein beredtes Zeugnis ablegen.

Der Dreißigjährige Krieg brachte großes Leid auch über Hameln. Auf eine kurze Beschießung der Stadt durch den Dänenkönig Christian IV., der hier einen argen Fall vom Walle tat und wie tot dalag, folgte ihre Übergabe an Tilly, der wiederholt in der Stadt weilte und ihr schwere Kontributionen auferlegte. 1633 ward sie durch Schweden und den Herzog von Lüneburg erobert, nachdem ein kaiserliches Heer bei Oldendorf in die Flucht geschlagen war. Nach dem Friedensschlusse 1648 wurde die Stadt befestigt und erhielt die 1808 gebliebene Hauptanlage. Im Siebenjährigen Kriege kam sie nach der Schlacht bei Hastenbeck am 25. Juli 1757 in die Hände der Feinde. Zwei Jahre später zog nach dem glänzenden Siege bei Minden der Herzog Ferdinand in Hameln ein. — Jetzt begannen unter Oberleitung des Grafen Wilhelm von Bückeburg die Befestigungen des Klütberges. Aber trotz der nicht unbedeutenden Befestigungswerke kapitulierte nach der unglücklichen Schlacht bei Jena auch diese Festung, obwohl sie eine starke Besatzung hatte und letzterer Mannesmut und Unerschrockenheit keineswegs abgesprochen werden konnte, wie jener Brief des Dichters Chamisso beweist, den er zähneknirschend unmittelbar nach der Übergabe schrieb. 1808 schon wurden die Befestigungswerke auf Geheiß Napoleons geschleift. — Fortan teilte Hameln die Schicksale der hannoverschen Lande.

Von den kirchlichen Gebäuden ist als das interessanteste die St. Bonifatius- oder Münsterkirche zu nennen. Das erste kirchliche Gebäude, welches an ihrer Stelle stand, ist längst verschwunden, ein zweites trat an seine Stelle, und auch dieses wurde um das Jahr 1200 durch einen Brand zerstört, bei welchem alle schriftlichen Dokumente verloren gingen. Nur der stolze achteckige Vierungsturm und die Krypta unter dem hohen Chor widerstanden, wie es scheint, der Glut der Elemente; um diese Reste erhob sich



Das Rattenfängerhaus zu Hameln.

bald ein neuer Bau, der mancherlei Erweiterungen und Veränderungen erfuhr.

Im vorigen Jahrhundert aber wurde denn doch der Zustand des Münsters bedenklich, und es handelte sich schließlich darum, ob es niedergerissen oder gründlich ausgebessert werden sollte. Nach mancherlei Verhandlungen kam die Entscheidung zur Wiederherstellung des alten, ehrwürdigen Gotteshauses. Der im Jahre 1870 begonnene Bau wurde 1875 vollendet. Eine Hauptzierde des ehrwürdigen Gebäudes ist außer dem mächtigen, kunstvollen achtseitigen Kuppelturm die neu aufgeführte Nordseite mit reich gegliederten romanischen Portalen. Der hohe, geräumige Chor der Kirche, in dem sich eine zweite vom Kaiser geschenkte Orgel befindet, bildet gleichsam eine Kirche für sich und wird besonders zum Nachmittagsgottesdienst benutzt.

Von den Profanbauten ist besonders das sogenannte Rattenfängerhaus zu nennen. Es ragt mächtig empor mit seinem hohen Giebel und trägt an seiner nach der Bungelosen-Straße gerichteten Seitenwand folgende auf die bekannte Rattenfängersage sich beziehende Inschrift:

Anno 1284.
Am Dage Johannis et Pauli
War der 26. Junii
Dorch einen Piper mit allerley Farve bekledet
Gewesen CXXX Kinder verledet
Binnen Hameln gebo(re)n
To Calvarie bi den Koppen verloren.

Die Inschrift stammt wie das Bauwerk selbst aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts.

Derselben Zeit, wie das Rattenfängerhaus, dankt das Hochzeitshaus seinen Ursprung, das von dem Reichtum und der Prachtliebe der Stadt einen klaren Begriff gibt. Sein eigentlicher Zweck ist durch den Namen bezeichnet. In diesem prächtigen Gebäude feierten die Bürger die glänzenden Hochzeiten, deren letzte dort am 25. Mai 1721 gehalten wurde. Hier können wir uns auch am besten das von Wolff in so ergreifender Weise geschilderte glänzende Fest der Lautmerung gefeiert denken, bei welchem Hunolds unheimlich dämonische Gewalt über die Weiber den höchsten Sieg davonträgt, zugleich aber zur erschütternden Katastrophe führt. Die reiche Architektur, die hohen Giebel und das reiche Material geben noch heute Zeugnis von dem Glanze früherer Tage.

Hameln hat jetzt 24 000 Einwohner. Die Weserschiffahrt und der sich daran knüpfende Handel sowie mehrer Fabriken unterhalten ein reges Leben.

Etwa zwei Stunden südlich von Hameln, am linken Ufer des Weserstromes, erhebt sich auf sanfter Ansteigung vor einem prächtig bewaldeten Bergzuge stolz das Schloß Hämelschenburg, das großartigste Beispiel eines Herrensitzes im Fürstentume Kalenberg. Mit wahrem Hochgefühl verweilt das Auge bei diesem festen Bau. Ist es doch, als wäre er für die Ewigkeit gegründet. Wer baut so fest in unserer Zeit?

Wohl hat die alte Sitte, in der Laube den müden Wanderer zu erquicken, längst aufgehört, aber den Besitzern des Schlosses wird nachgerühmt, daß sie noch immer ein offenes Herz und eine offene Hand für die Bedürftigen haben.

Bei Blotho beginnt die letzte Krümmung der Weser, die eine niedrige Vorhöhe des kleinen Süntels beim Badeorte Kehme umfließt, um sich dann dem Felsentore der Porta Westphalica zuzuwenden, welches sie zwischen dem Wittekinds- und Jakobsberge sich selbst gegraben, um sich einen Weg nach Norden zu bahnen. Auf dem Wittekindsberge hat das deutsche Volk dem großen Kaiser Wilhelm I. ein herrliches Denkmal errichtet. Der Fluß hält sich jetzt hart am rechten Ufer, wo Chaussee und Eisenbahn bei der Station Porta wie eingeklemmt zwischen Fluß und Fels liegen. Wunderbar ergreifend ist der Blick von einem der beiden Felspfeiler: auf der einen Seite das liebliche Flußtal, und darüber Berg an Berg in den verschiedensten Formen, alle mit reicher Laubwaldung geschmückt; auf der anderen Seite die weite, schrankenlose Ebene bis an die Grenzen des Horizontes, ohne Hügel mit nur wenig Wäldern. Es ist, als ständen wir an der Grenze zweier Welten.

Die Externsteine in Westfalen.

Von K. Dietrich v. d. Garte.

In der Nähe des westfälischen Städtchens Horn erheben sich am Fuße des Teutoburger Waldes fünf große, bis über 30 Meter hohe Sandsteinfelsen, die eine der größten Naturschönheiten Westfalens und das interessanteste Denkmal des Fürstentums Lippe bilden. Das sind die Externsteine, vom Volke auch Eggester- oder Elsternsteine genannt.

In den nördlichsten der Felsen ist eine geräumige Grotte eingehauen, während die äußere Wand in lebensgroßen Figuren die Abnahme Christi vom Kreuz darstellt; seitwärts befindet sich eine muldenartige Vertiefung, das heilige Grab darstellend. Der zweite Felsen trägt auf seiner Höhe die Reste einer viereckigen Kapelle mit Altar und Tür, zu der man vom dritten

besteigbaren Felsen über eine Brücke gelangen kann. Der vierte Felsen trägt auf seiner Spitze einen mächtigen Steinblock, der wie das Schwert des Damokles jeden Augenblick herunterzustürzen droht, aber schon Jahrhunderte diese Lage behauptet hat. Ein Chronist vom Jahre 1627 berichtet von ihm: „So der Wind wehet, so beweget er ihn, aber er bleibet gleichwohl liegen. Wie er aber oben angeheftet sei, das weiß niemand als Gott selber.“ Der fünfte Felsen tritt weniger hervor.

Von dem Felsen übersieht man die lieblichen Anlagen am Fuße desselben mit Gebüsch und Teich und schattigen Wegen, die waldbekränzten Häupter des Gebirges und die wellenförmige Ebene nach Horn, Meinberg und Blomberg.

Eine tausendjährige Geschichte sahen diese altersgrauen Felsen an sich vorüberrauschen, und noch Jahrtausende können sie zwischen den grünen Bergen mit ihren Buchenkronen und Eichensäulen stehen, bis die mannigfachen Risse und Spalten, zwischen denen hier und da Gesträuche und selbst einzelne dickere Baumstämme wachsen, sich durch den Regen und andere Einflüsse der Witterung so vertieft haben, daß größere Felsstücke sich von dem Felsenkern lösen und abbröckeln können und die späteren Enkel lehren, daß alles Irdische vergeht.

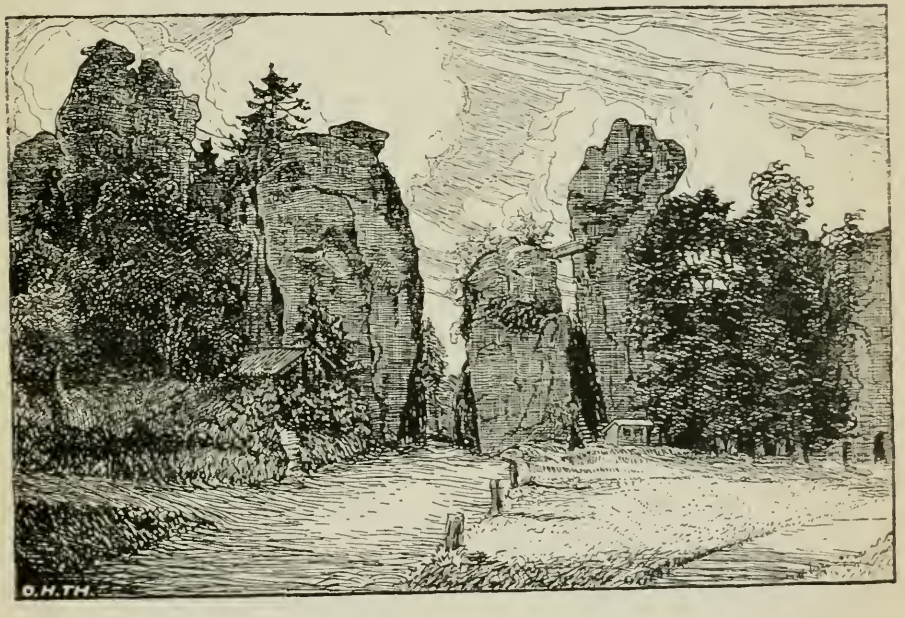
Wir lassen es dahingestellt, ob die Steine in grauer Vorzeit eine Stätte heidnischen Götterdienstes oder Opferaltäre der alten Germanen oder eine Walstatt der Sachsen gewesen sind. An ihrer Felsenbrust tragen sie das unzweifelhafte Gepräge christlichen Altertums. Das vorher erwähnte Bildwerk, das im 11. Jahrhundert entstanden sein mag, das älteste größere Denkmal der Bildhauerkunst in Deutschland, deutet auf eine Wallfahrtstätte, während sich die Bestimmung der 11 Meter langen, 2 Meter breiten und 2 Meter hohen Grotte nicht mehr feststellen läßt.

Wir wollen uns das herrliche Bildwerk, das einzig in seiner Art dasteht, näher ansehen.

Es besteht aus drei Teilen, die in der Folge von oben nach unten klar auseinander treten, indem sie oberwärts durch den Querbalken des Kreuzes, unten durch den Boden, auf dem dasselbe sich erhebt, getrennt werden. Der Hauptgegenstand ist in der Mitte die Abnahme Christi vom Kreuze. Aber dieser Vorgang wird geschildert nach seinem großen Zusammenhang, wie er in die Mitte der Geschichte des Reiches Gottes tritt und die Grenzen der Erde überschreitet. Darum dehnt sich die Szene unermeßlich aus. Über dem Kreuze ist der Himmel offen, unterhalb desselben zeigt sich eine Gruppe der Unterwelt. Damit erweitert sich auch die Handlung, unbeschadet ihrer Einheit, da der räumlichen Ausbreitung eine Zeitfolge entspricht,

so daß die Hauptereignisse vom Tode bis zur Auferstehung Christi vergegenwärtigt werden.

Zuerst sehen wir zwei Männer beschäftigt, die den heiligen Leichnam vom Kreuze abnehmen. Es sind dies der Ratsherr Joseph von Arimathia, der den Leichnam Jesu von Pilatus erbeten hatte, und Nikodemus, der, wie der Evangelist Johannes berichtet (Kap. 19, 30), zur Bestattung Myrrhen und Aloen herzubrachte. Joseph, auf einem Sessel stehend und mit dem rechten Arm am Kreuze sich haltend, läßt mit dem linken Arm den Leichnam herabgleiten, den Nikodemus auf seine Schulter und in seine Arme nimmt.



Die Externsteine in Westfalen.

(Von Joseph sind die Füße und der eine Arm abgebrochen.) Sorgsame Scheu und ernste Trauer spricht sich in der Haltung und den Gesichtszügen dieser Männer aus. Unmittelbar beteiligt an dieser Handlung erscheint auch Maria, die Mutter des Herrn, leise vornübergeneigt, mit den Händen das erblaßte Haupt ihres Sohnes stützend, den Kopf an dasselbe anlehnend. Bemerkenswert ist die Kleidung dieser Personen: die beiden Männer erscheinen in römischer Kriegertracht, Maria in einem deutschen Frauengewande.

Auf der anderen Seite des Kreuzes erblickt man den Jünger, den der Herr lieb hatte, durch das Buch in seiner Linken als Apostel bezeichnet. Er

ist gleich der Maria Christo zugeneigt. Das gesenkte Haupt und die erhobene Rechte deuten seine innere Beteiligung an dem Vorgange an. — So, zu beiden Seiten des Kreuzes stehend, werden Maria und Johannes ganz gewöhnlich in diesem Zeitalter in Bildern der Kreuzigung dargestellt. Wenn sie ähnlich hier auch bei der Kreuzabnahme erscheinen, so bringt ihre Gegenwart diese Handlung mit dem Vorhergehenden in Verbindung und läßt insbesondere an das Vermächtnis der Sorge und Liebe denken, welches der Erlöser sterbend ihnen gab (Joh. 19, 26, 27).

Noch bestimmter weisen dahin die Figuren in der oberen Abteilung des Bildes. Da sieht man zu beiden Seiten des Kreuzes über den Enden des Querbalkens Sonne und Mond in Runden, und zwar in menschlicher Gestalt, doch nur in halber Figur, die Sonne mit sieben Strahlen, den Mond mit Andeutung einer Sichel, beide sich Tücher vorhaltend. Es wird durch diese Verhüllung einesteils die Verfinsterung beim Tode Jesu, anderenteils die Teilnahme und Trauer dieser Himmelskörper und mit denselben der ganzen Natur bei dem Leiden des Sohnes Gottes geschildert. Daß nicht bloß die Sonne, sondern auch der Mond in dieser Weise am Himmel erscheint, ist allerdings eine Freiheit der Künstler, die der Wirklichkeit nicht entspricht, da damals zur Zeit des jüdischen Passahfestes der Mond bei Tage nicht am Himmel stehen konnte. Doch liegt der Darstellung wohl ein theologischer Gedanke zugrunde, indem man die Weissagung vom Tage des Herrn vor Augen hatte, daß wie am Tage des Gerichts über Babel die Sonne finster aufgehen und der Mond dunkel erscheinen sollte (Jes. 13, 10), so dieselben am Tage des Gerichtes über den Erdkreis ihren Schein verlieren werden (Matth. 24, 29, Mark. 13, 14) — denn die Ereignisse bei der Kreuzigung wurden als Vorbild des jüngsten Gerichts aufgefaßt.

Ferner erblickt man zwischen Sonne und Mond, aber sie überragend, in halber Figur eine ehrwürdige Gestalt mit langem Bart, das Haupt mit dem Kreuznimbus geschmückt, in der linken Hand die Kreuzfahne halten, die Rechte segnend niedergestreckt, mit einem Kinde auf dem linken Arm. Diese Gruppe weist unmittelbar auf den Tod Christi hin und auf die Worte des sterbenden Erlösers: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist", denn sie bildet Gott den Vater ab, der die Seele Christi in Kindesgestalt (nach der gewöhnlichen Vorstellung der mittelalterlichen Kunst) in seine Arme genommen hat. Die erhobene Kreuzesfahne ist eine Bestätigung des Wortes, das der Erlöser am Kreuze sprach: „Es ist vollbracht", sie zeigt den Sieg des Erlösers an. Mit der gesenkten Rechten aber über dem Haupte des Sohnes segnet der Vater den Leichnam desselben, der ja nicht im Grabe bleiben und die Verwesung sehen sollte. So läßt uns dieser Akt über das Grab hinausblicken auf die Auferstehung des Heilandes.

In der unteren Abteilung, unter dem Fuße des Kreuzes, treten noch zwei menschliche Figuren hervor, rechts eine männliche, ganz unbekleidet, links eine weibliche, unterwärts mit einem Gewande versehen, beide kniend, die eine Hand betend erhoben. Sie sind von einem Drachen umstrickt, dessen Vorderleib und zwei Füße mit Löwenklauen vor ihnen sich zeigen. Die beiden Figuren sind nach Ansicht der meisten Ausleger die Stammeltern unseres Geschlechts, Adam und Eva; der Drache ist die alte Schlange, die Eva verführte. Diese Gruppe hängt mit der Kreuzigung Christi in zweifacher Hinsicht zusammen. Erstens nach der Sage von dem Grabe Adams, die von den Juden auf das christliche Altertum übergegangen ist. Danach soll Adam auf Golgatha bestattet und gerade über seinem Grabe Christus gekreuzigt sein. Zweitens nach der Lehre, daß Christus in der Zwischenzeit seiner Grabesruhe hingegangen ist, zu predigen den Geistern im Gefängnis (1. Petr. 3, 19), nämlich den Vätern des Alten Bundes, unter denen die beiden Stammeltern voranstehen. Merkwürdig aber ist's, wie die Erwartung dessen an den Moment der Kreuzigung geknüpft ist: die beiden Eltern blicken hoffend empor zu dem Sohne Gottes, obwohl er eben gestorben ist. Aber gerade durch seinen Tod ist die alte Schlange besiegt. Diese aber scheint von Furcht gleichwie von Zorn ergriffen, denn gewiß nicht ohne Bedeutung ist es, daß, während auf der linken Seite des Kreuzes der Leichnam herabgelassen wird, in entgegengesetzter Richtung die Schlange mit ihrem Kopfe vorwärtsstrebt. Sie merkt mit Entsetzen, daß der Sieger naht. Aber die Stunde ist da, daß er hinabkommen wird, die Riegel der Unterwelt zu durchbrechen und die harrenden Völker zu befreien.

So tritt uns in diesem herrlichen Bildwerk nicht bloß ein feines Kunstgefühl und eine hohe Begabung zutage, sondern es werden uns auch allgemein die Grundgedanken des Evangeliums von Sünde und Tod, auch von Satans Gewalt und List, wie von der Gnade Gottes und der Erlösung durch Christum in ergreifender Weise durch dies Kunstwerk vor Augen gestellt.

Die Teufelsage von den Externsteinen.

Von K. Dietrich v. d. Garte.

Wie sich an fast allen neu eingeweihten christlichen Kultusstätten, namentlich an früher heidnisch gewesenen, der Satan hindernd einmischte, so erzählt man auch von den Externsteinen eine Teufelssage. Von keinem andern als von dem Störenfried selber soll dies Riesengebäude herrühren. Als der Frankenkönig Karl, so erzählt man, die heidnischen Sachsen bekriegte

und zum Christentum bekehren wollte, widersetzte sich das mächtige Volk diesem Vorhaben mit aller Macht. Besonders war es Wittekind, der mutige Anführer, der immer und immer wieder den oft sinkenden Mut seiner Sachsen zu entflammen suchte. Aber endlich wollte auch seine Kraft erlahmen.

Da erschien ihm in einer Nacht der Böse und erbot sich mit schmeichelnden Worten, einen Heidentempel zu errichten, der an Größe und Pracht alles übertreffen sollte. Um dieses Heiligtum sollten sich dann alle, die dem alten Götterglauben treu wären, versammeln und von hier aus die verhaßten Feinde vertreiben, was sicher gelingen würde. Nur sollten Wittekind und die Seinen dem väterlichen Glauben nimmer entsagen. Der Herzog willigte freudig ein, und der Teufel begann das Werk in der nächsten Vollmondsnacht mit großem Eifer, und nicht lange währte es, so waren die gewaltigen Felsstücke, die aus aller Welt Enden von dem Unhold zusammengeschleppt wurden, ineinandergefügt, und der großartige Bau mit mächtigen Hallen und Gewölben stand fix und fertig da.

Zu gleicher Zeit waren auch Wittekinds Waffen wieder siegreich. Als er aber eines Tages einen entscheidenden Schlag gegen die Franken tun wollte und verkleidet in das Lager der Franken schlich, um König Karls Aufenthalt zu erkunden, da sah er den Gegner in der Kapelle knien und hörte, wie dieser inbrünstig für die Bekehrung der Sachsen und das Seelenheil Wittekinds betete. Davon ward der gewaltige Mann tief ergriffen. Reumütig warf er sich zu Karls Füßen und ließ sich taufen.

Als dem Teufel hiervon Kunde kam, geriet er in heftigen Zorn. Eiligst stürzte er über seinen Tempel her, riß Mauern, Säulen und Giebel mit gewaltiger Kraft auseinander und warf die Felsen rechts und links neben sich auf die Erde. Das sind die Externsteine, die am Eingang zum Teutoburger Walde zu sehen sind.

Nun wurde aus den Überbleibseln des Heidentempels eine christliche Kapelle gebaut und ein mächtiges Kreuz in die Felsenwand gehauen. Ein Glöcklein auf der Kuppe des Felsens rief die Gläubigen von nah und fern zum Gebet, und Tausende strömten herbei, an diesem Gnadenort Erquickung zu suchen für Herz und Gemüt. Der Teufel aber hielt sich lange Zeit fern von dieser Stätte. Doch eines Tages verspürte er Lust, sich seinen früheren Tummelplatz wieder einmal anzusehen. Wie erstaunte er aber, als er das Glöcklein klingen hörte und dann vor dem Altar einen Priester knien sah, umgeben von einer gewaltigen Menge andächtiger Beter. Wütend faßte er einen mächtigen Steinblock und schleuderte ihn unter greulichen Flüchen gegen die Kapelle, um den Priester zu zerschmettern. Dieser aber sah den Steinblock heranfliegen, erhob das Kreuz und flehte Gott den Herrn um

Hilfe an. Und Gott erhörte ihn. Das Felsstück senkte sich und blieb am Rande des gegenüberliegenden Felsens hängen. Der Teufel flog wutentbrannt von dannen. Jener Felsblock aber hängt noch heute auf der Höhe der Externsteine und dräuet allen, als wenn er sogleich herabstürzen wolle.

Aus dem Zieglerleben der Lipper.

Von K. Wehrhan.

Wenn im Frühjahr die Sonne ihren Bogen am Himmel wieder höher spannt, die lieben Schwalben und andere Singvögel wieder in unsere heimischen Fluren zurückkehren, und sich alles für die schönste, aber auch arbeitsreichste Zeit des Jahres vorbereitet, regt es sich auch in den kleinen, aber wohnlichen lippischen Zieglerhäusern. Kisten, Koffer, Säcke und Beutel werden gepackt, es geht an ein Abschiednehmen hüben und drüben, von Nachbarschaft und Verwandtschaft, und in acht bis vierzehn Tagen ist die ganze nach vielen Tausenden zählende Schar der lippischen Ziegler über die rotgoldenen Grenzpfähle nach allen vier Winden ausgewandert, vom schnellen Dampfroß in einer Anzahl von Extrazügen befördert.

Über 16 000 Ziegler ziehen aus dem kleinen Lipperländchen in jedem Frühjahr in die Fremde nach allen Himmelsrichtungen, bis nach Dänemark, Rußland, Österreich, ja selbst bis in die Kolonien hinaus. Ungefähr jeder neunte Lipper, also jede vierte bis fünfte männliche Person, Kinder eingerechnet, ergreift den Zieglerberuf, ein Zeichen dafür, welche Bedeutung dieser für das Land hat oder vielmehr erlangt hat, denn diese Zahl ist erst in dem letzten Jahrhundert zu ihrer Höhe gekommen. Im Jahre 1797 zogen erst 549 in die Fremde; 50 Jahre später, 1847, waren es schon 6500. Diese gewaltige Zunahme ist darin begründet, daß das früher in Lippe eine wesentliche Rolle spielende Leinengewerbe infolge der Einführung des Maschinenbetriebes in den Webereien zurückging und die Leute gezwungen wurden, einen anderen Beruf zu ergreifen.

Wohl hat auch der lippische Ziegler heute unter dem Wettbewerb von Arbeitern anderer Gegenden zu leiden, aber er versteht seinen Beruf so, daß er diesen Wettbewerb bisher hat nicht zu fürchten brauchen, infolge seiner Intelligenz auch wohl nicht wird zu fürchten haben; jedenfalls nimmt er heute noch überall die besseren Stellen auf den Ziegeleien ein, vor allem ist er als Meister allen voran; der Lipper hat eben von der Pike auf gedient.

Freilich ist es eine harte Arbeit, die er leisten muß, wenn sie auch in den letzten Jahrzehnten, seit der Einführung des Maschinenbetriebes auf

den Ziegeleien und seit der Erfindung der Ringöfen, erträglicher geworden ist. Auf den alten Ziegeleien gab es nur Handbetrieb, bei dem sich die Arbeit nach einer strengen Arbeitsteilung vollzog: der Meister führte die Aufsicht und versorgte dabei noch, wenn auch nur vertretungsweise, das wichtige Amt eines Brenners, der Umgänger grub den Ton, den der Karrenmann zur sogenannten Mühle schaffte, wo er von dem Müller gemahlen und dann vom Aufstecher auf den Tisch des Steinemachers, des Formers, gebracht wurde, der mit einer hölzernen Form hantierte; die geformten Steine wanderten dann in den Trockenraum, wo sie durch den Hagenschichter in „Hagen" aufgeschichtet oder auf hölzerne Gestelle, Holten genannt, gesetzt wurden, um nach dem Austrocknen durch den Ofenschieber in den Ofen gebracht und von dem Ofensetzer kunstgerecht zum Brennen aufgestapelt zu werden. Die Betriebe waren nur klein, vielleicht 10 bis 12 Mann; 20 Arbeiter auf einer Ziegelei war schon eine große Zahl, während heute bei den Maschinenbetrieben 50, 80 und gar 100 und mehr Mann keine Seltenheit sind.

Die Arbeit dauerte früher bei dem Handbetrieb von etwa 3 Uhr morgens bis 9 Uhr abends, wahrlich eine Sklavenarbeit. Die Ziegler waren in jeder Beziehung genügsam. Ihr Mittagsmahl bestand und besteht heute noch in den meisten Fällen den ganzen Sommer hindurch aus Erbsen und Speck oder, der Abwechslung halber, wie der Ziegler sich schalkhaft ausdrückt, aus Speck und Erbsen; Sonntags gab's zur Veränderung auch wohl Bohnensuppe.

Wie der Lipper im allgemeinen, so ist auch der Ziegler trotz der harten Arbeitsanforderungen heiter und fröhlich, und diese Heiterkeit kommt auch in seinem Berufe zum Vorschein. Wie die jungen Zieglerburschen Sonntags und an den Winterabenden auf den Dorfstraßen auf und ab ziehen und lustige Lieder[1]) anstimmen, so auch auf der Reise zur Arbeitsstätte, wenn es gilt, die Heimat für ein halbes Jahr und länger zu verlassen. Da singen sie vielleicht das alte, sonst wenig bekannte Zieglerlied:

Steht nur auf, steht nur auf, ihr lust'gen Zieglergesellen,
Ihr habt die Zeit verschlafen!
Denn die Vöglein, die singen schon im grünen Wald,
Und der Fuhrmann, der tut schon klatschen.

Ei, was fragen wir wohl nach dem Vogelgesang
Und nach des Fuhrmanns Klatschen?
Denn wir sind ja die lust'gen Zieglergesellen,
Müssen wandern fremde Straße!

[1]) Sie sind gesammelt in dem Heftchen „Lippische Volkslieder". Von K. Wehrhan und Fr. Wienke. Detmold 1912. Meyersche Hofbuchdruckerei. 147 Seiten, Preis 75 Pfennig.

Und als wir wohl kamen vor das Potsdamer Tor,
Tat uns die Schildwacht fragen:
„Ei, wohin, wohin ihr Zieglergesellen,
Wohin wollt ihr denn reisen?“

„„Auf der langen breiten Straße. In das große grüne Haus,
Da wollen wir einkehren;
Da gibt's braun Bier und Branntewein,
Den wollen wir verzehren!““

Schon der junge, für den Zieglerberuf bestimmte Lipper muß, sobald er den Schulstaub abgewischt hat, mit in die Fremde ziehen; er wird „Junge“. Freilich kann er die schweren Karren noch nicht handhaben, auch die Steine noch nicht schichten und dergl. Er erhält vorerst leichtere Arbeiten angewiesen, besonders muß er das Amt eines Kochs versehen. Daß bei einem solchen Küchenmeister selbst die einfache Erbsensuppe nicht immer die hervorragendsten Eigenschaften aufweist, kann niemanden wunder nehmen. Gar oft müssen anfangs die Ziegler klagen, daß die Erbsensuppe zu dünn oder zu dick, gar wohl angebrannt ist. Da bekommt der arme Kochjunge manch böses und bitteres Wort zu hören, das ihm neben dem Heimweh in das Herz manche Träne über die Wange treibt. Doch auch das Kochen lernt sich, und da die Speisenfolgen keine große Abwechslung zeigen, so ist der Junge nach einigen Wochen in alle Kunstgriffe eingeweiht. Daß er den Kaffe kochen kann, wird überhaupt vorausgesetzt, denn jeder Lipperjunge, der auf dem Lande aufgewachsen ist, muß das schon als Schuljunge verstehen.

In früheren Zeiten — oft geschieht es auch heute noch — wurde der angehende Zieglergeselle mit besonderen Feierlichkeiten in die Zahl der Genossen aufgenommen, ähnlich wie es in alter Zeit bei den Handwerkern geschah. Gerade wie diese sich gewissen Gebräuchen unterwerfen mußten, wenn sie vollwertige Mitglieder des Gesellenverbandes werden wollten, so ging auch bei den Zieglern eine Art Lossprechung vor sich. Doch bildeten die Ziegler seit jeher eine viel engere Gemeinschaft als die einzelnen Gruppen der Handwerker, die sich als Meister, Gesellen und Lehrlinge gesellschaftlich streng voneinander sonderten. Die Ziegler einer Ziegelei waren wie in einer großen Familie vereint; eine nach außen in die Augen fallende Unterscheidung jener drei Gruppen gab es bei ihnen nicht. Die „Jungen“ waren die eigentlichen Lehrlinge, alle übrigen Arbeiter einer Ziegelei waren, mit Ausnahme des Meisters, die Gesellen. Das familiäre Verhältnis der drei Gruppen wurde dadurch lebhaft gefördert, daß die Ziegler als Lipper in der Fremde auf sich allein angewiesen waren. Sie traten für die Sommermonate bezw. für die Arbeitszeit nicht in engere Gemeinschaft zu den Bewohnern der Gegend, des Dorfes, wo sie sich gerade aufhalten. Sie besuchen

gemeinsam oder zu Gruppen die in der Fremde vorhandenen Sehenswürdigkeiten, sie gehen gemeinsam in das Wirtshaus. Auch heute hält der Lipper in der Fremde noch fest an der Liebe zur engeren Heimat; er nennt jeden Fremden, also z. B. jeden Bewohner des Dorfes, in dem er arbeitet, einen „Hiesigen", selbst wenn er wieder daheim, d. h. in Lippe ist. Falls von den „Hiesigen" Arbeiter auf der Ziegelei beschäftigt sind, so spricht er von ihnen nur als von Zieglern zweiter Ordnung; sie sind ihm nicht „voll".

Infolge dieses familiären Verhältnisses wurde auch die angedeutete Lossprechung des Lehrlings, die Beförderung zum Gesellen, die einem ähnlichen Vorgange im alten Handwerkerleben entspricht, nicht immer von den Gesellen, sondern meistens von dem Meister vorgenommen, ein Vorgang, den uns der bekannte lippische Volks- und Zieglerdichter Friedrich Wienke, der selber jahrelang den schweren Zieglerbeutel in die Fremde getragen hat, in der lippischen Mundart in einem bisher in seine Liedersammlung noch nicht aufgenommenen Gedichte anschaulich geschildert hat. Den ganzen Vorgang des Lossprechens nennt der Ziegler in seiner Sprache „Dat Putzen", d. h. das Rasieren, nach der dabei vorgenommenen Handlung.

Das Putzen.

De Junge werd putzet,
De Boert [1]) mot fleuhn, [2])
Un wat et em nutzet,
Dat fall heu wall föihn.
Höi werd dann dat Höimwöih
Nich länger verspüern,
Un kann äuk mol orneck [3])
Osse Ticheler metküern. [4])

Eck dräjje [5]) den Slöpstöin, [6])
Dat Rad göit rund,
De Seipen [7]) osse Backstöin
Gifft Schium ümme Mund;
Din Mest van Holte,
Dat snitt köin Blëut,
De Pannen osse Spöjjel
Es äouk [8]) wall gëut .

Un wer dat Slüipen
Un Putzen will föin,
De mot nin innen Kröise
Den Meister ümmestohn;
Mot maken den Putzer
De Männekens noh,
Un wer dat nich maket —
De Schrüiwer sitt do!

De Schrüiwer mot schrüiben,
Mot Striche töin,
Höi werd jo de Fiulers [9])
Dat Lachen wall söin,
Dann gifft et Brannewüin,
Schluck un Böer. —
Sën ging dat Putzen,
Sën maken wüi't wallöer! [10])

Worterklärungen. [1]) Bart, [2]) fliegen, [3]) ordentlich, [4]) als Ziegler mitsprechen, [5]) drehe, [6]) Schleifstein, [7]) Seife, [8]) auch, [9]) Baulen, [10]) wohl eher. d. h. früher.

Die Einführung in den Gesellenkreis bestand also in einem komischen Putzen (Rasieren), bei dem ein Schleifstein den Messerriemen, ein Backstein die Seife, ein Stück Holz das Messer, eine Pfanne den Spiegel vertreten mußte, und bei dem der Putzer (Rasierer) allerlei Faxen machte, die von den übrigen Teilnehmern nachgeahmt werden mußten; wer die Nachahmung nicht oder nicht kunstgerecht vollführte, mußte zur Strafe Branntwein oder Bier dafür zahlen, ein sogenannter Schreiber notierte alle gemachten Fehler und zog die Übertreter nachher zur Zahlung heran.

So gab es auch trotz der schweren Arbeit frohe Stunden, und meistens an einem Samstagabend, wo man eine Stunde oder mehr vor der gewöhnlichen Zeit mit der Arbeit aufhörte, blieb man in trauter Fröhlichkeit zusammen, erzählte von der fernen Heimat, den Lieben, die zurückgeblieben waren, und den Neuigkeiten, die der eine oder andere erfahren hatte. Auch die Gesellenbeförderung, das Putzen, fand gewöhnlich an einem solchen Tage statt; da hatte man ja Zeit, am folgenden Tage auszuschlafen.

Es ist aber auch notwendig, daß die schweren Stunden durch heitere abgelöst werden, und besonders für ein so junges, vierzehn- bis sechzehnjähriges Menschenkind, das zum ersten Male die harte Zeit in der Ferne miterlebt, zum ersten Male aus dem Mutterhause entfernt ist, jeglicher Mutterpflege entbehren muß, ist es notwendig, daß es sich durch trauliche Stunden hindurch an die älteren Genossen anschließen kann, denn sonst könnte es die schweren Strapazen der „Kampagne" wohl nicht ertragen. Manche schöne Beispiele gibt es, wie ein älterer Ziegler sich eines blutjungen Menschenkindes, das daheim ein rechtes Muttersöhnchen gewesen war, in der Fremde wie ein zweiter Vater annahm, daß er ihn nicht nur vom Allerschlimmsten zurückhielt, sondern ihm Trost spendete und die Sommerzeit hindurch mit angenehmen Erinnerungen das Herz füllte. Gewiß ist in den letzten Jahrzehnten auf den „Werken" manches geändert, manches ist verbessert worden,

so daß die Arbeit menschlicher erscheint. In früherer Zeit waren die Ziegler in der Tat übel dran, wie uns anschaulich in einem volkstümlichen lippischen Liede beschrieben wird:

Ein altes Zieglerlied.

Wir leben wie die Sklaven
Hier auf der Ziegelei,
Wenn andre Leut' noch schlafen,
Ist bei uns die Nacht schon vorbei.

Des Morgens, wenn die Sterne noch blinken,
Kommt der Brenner schon ins Haus,
Ruft laut zum Kaffeetrinken,
Zum Bette muß alles hinaus.

Dann fängt man an zu suchen
Nach Strümpfen und nach Schuh',
Dabei ein leises Fluchen
Hört man mitunter dazu.

Und bei dem Kaffeeschmause
Hat man nicht lange Zeit;
Denn draußen vor dem Hause
Steht der Meister schon bereit.

Aber sitzt man ein wenig zu lange,
Dann heißt es gleich: „Vorwärts, heraus!"
Dann geht man angst und bange,
Betrübt zur Tür hinaus.

Dann geht es in die Karre,
Man schiebt ohn' Unterlaß,
Dann wird man wie ein Narre
Vom Schweiße pudelnaß.

Des Morgens, die ersten Stunden,
Die fallen dem Magen so schwer;
Hat man die erst überwunden,
Die andern, die kriegen wir schon her!

Und wenn der Koch holt Wasser,
Und der Mittagszug kommt an,
Ruft er mit seinem Basse,
Uns laut den Mittag an.

Dann geht es wieder nach Hause,
Wohl um den großen Tisch,
Dann gibt's eine Stunde Pause,
Dann geht man wieder frisch.

So geht's denn immer weiter
Bis Vesper, und wer weiß,
Des Abends erst nach neune
Gibt's wieder Milch und Reis.

Will man sich des Sonntags ergötzen
In der Gegend bei Gladbach umher,
So heißt es gleich: „Steine einsetzen!
Die Plätze müssen leer!"

Oder scheint es manchmal zum Regen,
Ruft der Meister: „Nun alle herbei!
Ihr müßt die Matten auflegen,
Die Steine gehn sonst entzwei!"

Dies wird man bald zuwider,
Wär' nur erst der Sommer vorbei!
Ei, dann geh' ich mein Leben nicht wieder
Nach Gladbach auf Ziegelei!

So geht die Arbeitszeit allmählich vorüber, der Herbst zieht heran und damit die Zeit, in der die Ziegler wieder ihrer Heimat zureisen. Überall freut man sich: daheim in der Familie des Heimkehrenden und auf der Ziegelei im Kreise der so lange der Heimat Ferngebliebenen. Und selbst in denjenigen Familien, die niemanden zu erwarten haben oder deren Mitglieder noch einige Zeit in der Fremde verweilen, ist die Mitfreude eingekehrt. Das ganze Dorf gerät in Aufregung, wenn die ersten Ziegler, meistens ein größerer Trupp, wieder einziehen. In früherer Zeit war es ein bestimmter Tag, an dem diese einzogen, der 15. oder 16. Oktober. Am 14. Oktober hörte das „Sommerwerk" auf, von da begann das sogenannte „Nachwerk". Da bei diesem letzteren nur eine beschränkte Zahl Ziegler notwendig war, konnten die anderen die Arbeitsstätte verlassen, vor allem waren das die jüngeren Leute. So zogen denn gegen Mitte Oktober in ein Dorf oft 50 bis 60 und noch mehr Genossen ein, besonders von den Kindern mit Spannung erwartet. Zur Ankunft des Vaters wurde das Haus von unten bis oben sauber gemacht, die Stuben wurden „aufgenommen", wie es sonst auf dem Lande in einfachen Verhältnissen nur zu besonderen Gelegenheiten, wie bei den großen Festen geschieht, und dann wurde und wird der Boden mit gelbem oder gar weißem Sand bestreut. Der Kaffeekessel brodelt mit nicht zu knappem Inhalt zur bestimmten Stunde, und auf dem gedeckten Kaffeetische steht neben dem „Pickert" (einem auf der Pfanne oder in einer besonderen Form zubereiteten Buchweizen- oder Weizengebäck, das warm genossen wird) auch der seltene Zucker; denn zur Feier des Tages gibt's süßen Kaffee, den man sonst nur an hohen Festtagen genießt. Wenn ein Ziegler

Kinder hat, so darf er sicher sein, daß sie sich schon wochenlang auf den dicken Korinthenstuten gefreut haben, den er herkömmlicherweise mitbringt. Natürlich holen die Kinder den Vater von der nächsten Station oder der nächsten Stadt ab. Als es noch keine Bahn gab, liefen ihm die Seinen oft stundenweit auf dem bestimmten Wege entgegen, da der Zeitpunkt des Eintreffens nicht so genau angegeben werden konnte. Und öfter mag es Fälle gegeben haben, wie der, der dem kleinen „Wieschen" passiert ist, das ihrem Bruder Früiderken fast zwei Stunden entgegengeeilt war, verschiedentlich über die im Sande vorstehenden Kiefernwurzeln stolperte und vor Eifer und Freude erst zu spät merkte, daß es auf bloßen Strümpfen ging, während es beim Fortgang von zu Hause noch mit zwei wirklichen Holzschuhen versehen gewesen war. Doch an diesem Tage wurde der Verlust der Holzschuhe von den Eltern nicht so schwer empfunden und geahndet, der Tadel erstickte in der Wonne des Wiedersehens. Wieschen bekam trotz seiner Unachtsamkeit das erwartete „Hasenbutter", d. h. das vom Vater von der Reise mitgebrachte, schon etwas hart und krustig gewordene Butterbrot, und dazu seinen Korinthenstuten.

Ein herrlicher Tag im Zieglerleben, der Tag des glücklichen, erfolgreichen und gesunden Wiedersehens im Herbst, ein Tag, an dem die Freude und das Erzählen schier kein Ende nehmen wollen. Besonders groß ist die Freude, wenn der Verdienst gut gewesen ist. Ein „Junge" konnte von seiner Sommerarbeit ungefähr 40 bis 50 Taler erübrigen, die er dann mit großem Selbstbewußtsein als erstverdientes Geld seinen Eltern auf den Tilch zählte. Im allgemeinen kann man die von den Zieglern mitgebrachte Geldsumme wohl durchschnittlich auf 500 bis 600 Mark ansetzen, so daß durch die Ziegler jährlich an die 8 Millionen Mark ins Land fließen, für dieses von ungeheurer wirtschaftlicher Bedeutung, da ihm die Industrie fehlt.

Im Winter versieht der Ziegler sein kleines Anwesen, das er in den meisten Fällen besitzt, und das im Sommer von der Frau und den Kindern versorgt wurde. Er sucht auch wohl als Holzarbeiter oder Steinbrecher oder sonst durch irgend eine Arbeit seinen Verdienst zu vergrößern. Der Ziegler ist im allgemeinen außerordentlich sparsam; er setzt seinen Stolz darein, sich im Laufe der Zeit ein eigenes Häuschen und einen Garten mit etwas Ackerland zu erwerben.

Vadder.

Von Lulu von Strauß und Torney.

Der Pastor war vor fünf Minuten weggegangen. Die Kranke hatte darauf bestanden, daß sie ihr das Abendmahlszeug anzögen, den faltigen, roten Rock, das schwarze Tuch, die steifgestärkte Mullkrause und schwarze Schleifenhaube. Jetzt war sie fertig mit ihren Kräften. Sie saß halb liegend zwischen der buntkarierten Bettkissen, den Kopf hintenüber, die Lippen noch feucht vom Abendmahlswein und das Gesicht mit den roten Fieberflecken wunderlich hager zwischen den breiten schwarzen Mützenbändern.

Die Höppnersche, ihre Schwester, saß neben dem Bett, das Gesangbuch mit den silbernen Schließen auf der Schürze, und laß mit harter, leiernder Stimme ein Sterbelied herunter, einen Vers nach dem andern, bisweilen nur von einem kurzen, sonderbar schluchzenden Ton unterbrochen.

Sie hörte jetzt plötzlich auf und wandte den Kopf zum Fenster.

„Danjel, sei möt dat Lütje noch mal seihn."

Der Mann, der da am Fenster stand, in Hemdsärmeln und die Hände in den Hosentaschen, drehte sich langsam um. Aus seinem Gesicht war unter der braungebrannten Haut alle Farbe gewichen.

Er antwortete kein Wort, er ging nur durch die offene Tür in die Nebenstube; da stand in der Ecke eine kleine braune Holzwiege. Er nahm das Kind heraus, ein winziges Bündel, und trug es ungeschickt auf den breiten, harten Händen hinüber. Aber er hatte keinen Blick dafür.

Die Schwägerin nahm es ihm ab und legte es auf die Bettkissen.

„Kiek eis, Fieke. Din Lütje!"

Die Kranke hatte ganz teilnahmslos gelegen, fast als ob es schon zu Ende wäre. Aber das rief sie doch zurück. Sie machte plötzlich die Augen auf, sanfte graubraune Augen, über denen die dunklen Brauen wie ein feiner, gerader Strich standen. Jetzt war ein fieberiger Glanz darin.

„Jau, de Lütje. Kiek eis, sei slöppt. Stine, dau mötst ehr mitnehmen, ji hebbet jau all fif, dor kümmt woll ok noch eins mihr dör. Danjel is jau jümmer in Daglohn, de kann nich nah ehr kieken. Ji möt de Lütje nehmen." —

„Jau, Fieke, quäl di man nich. Eck nehm' ehr mië."

Die junge Frau hatte die Antwort kaum gehört, sie fingerte mit den mageren Händen über die Decke.

„Danjel, de Klock is all söß. Binn di man den Dauk üm den Hals, dat is kolt vandage. Eck möt man glik de Zäge milken" —

Ihre fieberig schwatzende Stimme verlor sich in ein undeutliches Murmeln, dann warf sie den Kopf herum und fing an, schwer und röchelnd zu atmen.

Die Höppnersche machte ängstliche Augen.

„Kumm, Danjel, drag dat Lütje man wedder weg. Sei ward all wedder slichter. Dat schall woll nich lang mihr duren."

Der Mann nahm das Kind wieder und ging mit knarrenden Stiefeln aus der Tür. Er hörte nicht, daß nebenan plötzlich ein sonderbar gurgelnder Laut war, und dann ein paar Sekunden Stille.

Er stieß in der Tür beinahe mit der Schwägerin zusammen, ihr knochiges Gesicht war verzogen, sie packte ihn am Arm.

„Danjel, use Herrgott hett ehr hennenahmen."

Einen Augenblick starte er sie an, er faßte unwillkürlich an den Türbalken und umkrallte den fest mit zitternden Fingern.

„Tau Enne," sagte er nur heiser.

Die Höppnersche schlug plötzlich aufheulend die Schürze vors Gesicht.

„Nä, use Fieke! Un sei harr noch sau gaud lewen künnt! Wer dat dacht harr!"

Sie ließ dann wieder die Schürze von den rotgeweinten Augen.

„Eck will ehr man glik torechte maken, Danjel, ji Mannslüe verstaht dor doch nix vun, un dor is jau nein anner, de 't daun künne. Dat Dodenhemde schall woll in'r Lade sin, eck weit, dat sei ein'n spunnen un neiht hett, all vör'n Johrener twei, as sei noch nich frigt harr."

Der Mann machte eine Bewegung, um in die Kammer zu gehen, aber die Bäuerin schob ihn mit dem Arm zurück.

„Bliw man dor, schallst ehr nahsten seihn."

Da kehrte er um und blieb in der Stube. Er setzte sich ans Fenster und sah hinaus. Da draußen war die weiße, staubige Chaussee, in den niedrigen Zwetschenbäumen am Rande waren Strohhalme von den hohen Erntewagen hängen geblieben; ein paar hellhaarige Jungen warfen mit Steinen nach den halbreifen Zwetschen. Daniel beugte sich vor und verfolgte den einen Steinwurf, als ob der etwas sehr wichtiges wäre. Dann sah er in der Stube um sich. Es war alles unordentlich, und die Dielen lange nicht gescheuert.

„Dote," sagte er leise vor sich hin. Aber es war, als könnte er es gar nicht begreifen.

Nebenan hörte er Stühlerücken, Wasserplätschern und Fußtritte. Er wußte nicht, wie lange er so dasaß.

Er fuhr förmlich zusammen, als die Schwägerin die Tür aufmachte. Ihr Gesicht war rot vor Anstrengung, sie trocknete sich die Hände an der Schürze.

„Nu kumm man, Danjel."

Sie standen dann nebeneinander vor dem Bett. Dem Mann ging ein Fröstеln über den Leib, wie er darauf herunterſah. Ein weißes Laken war darüber gebreitet von oben bis unten; unter dem groben Leinen zeichneten sich die Formen des Körpers, die hageren Schultern, die langgestreckten Beine scharf ab.

Die Höppnersche hob das Laken etwas auf. „Kiek eis, wo schön. Just as wenn sei slöppt un wedder upwaken möte."

Aber Daniel schüttelte nur den Kopf.

Das weiße, unbewegliche Gesicht mit den geschlossenen Lidern sah ihm auf einmal so fremd aus. Ob es von dem langen Totenhemde kam oder von dem losen blonden Haar, das sonst die Mütze verdeckte? Er wußte es nicht. Aber es war ihm, als ob das gar nicht Fieke, seine Frau, wäre. Es würgte ihn in der Kehle, aber er hatte keine Tränen.

Die Höppnersche fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen.

„Jau, dat is nu nich anners, wi möt dat nehmen, as use Herrgott dat schickt. Eck möt nu ok nah Hus, dat is all late, un min Mann täuwt. Eck kann de Lütje jau glik miënehmen."

Sie band den bunten Kattunmantel mit der breiten Halskrause um, der über dem Stuhle hing. Dann lief sie in die Stube und holte das Kind.

Es war aufgewacht und schrie jetzt. Sie hielt es dem Vater noch einmal hin. Ein jämmerliches, farbloses, kleines Ding, sie hatten ihm vorgestern die Nottaufe geben lassen, weil sie dachten, daß es ihnen unter den Händen sterben wollte.

„Jau, dat kümmt anners as wi glöwet. Nu hebbet wi de Lütje behollen un sei is dote."

Der Mann sah auf das Kind herunter, er zog die hellen Brauen zusammen, in seine Augen trat plötzlich ein harter Ausdruck, fast wie von Haß und Widerwillen.

„Nümm ehr man mië. Wat schull eck woll dormit dauhn? Eck bruk dat Worm nich."

Da schlug die Frau den Mantel um das quarrende kleine Geschöpf.

„Na adjüs ok, Danjel. Un gräm di nich tau vel, dat hett nich anners sin schullt."

Sie ging aus der Tür und ließ ihn allein.

Drei Tage darauf begruben sie die Frau. Die Höppnersche hatte alles fertig gemacht. Sie hatte der Toten wieder das schwarzweiße Abendmahls-

zeug angezogen und die vier hohen Lichter um den Sarg angezündet. Sie hatte gebacken und Kaffee gekocht und ging mit der dampfenden Kanne in der Hand zwischen den Leuten herum, die zu der Leiche gekommen waren.

Daniel stand dabei, als ob ihn das alles nichts anginge. Sie gaben ihm alle die Hand und sprachen ein paar Worte, über die Witterung oder dergleichen. Und hinter seinem Rücken schüttelten sie die Köpfe über sein Gesicht. Es war, als ob er nicht recht bei sich war.

Er ging dann neben dem Pastor hinter dem Sarge, mit schwerem, gleichmäßigem Schritt. In ihm war noch immer das sonderbar starre Gefühl vom ersten Tage. Es war ihm, als ob das alles gar nicht wirklich sein könnte. Das blieb auch so, als er die ersten paar Erdschollen auf den Sargdeckel warf, daß es hohl dröhnte, und als der Pastor ihm dann mit ein paar Worten die Hand gab.

Den Abend saß der Schwager Höppner bei ihm in der Stube. Sie rauchten ihre Pfeifen und sprachen hin und wieder ein Wort.

Am anderen Tage mußte Daniel wieder in Tagelohn. Er hatte sich die letzten Wochen schon daran gewöhnt, früh seinen Kaffee selbst zu kochen, Fieke konnte ja nicht aufstehen. Er tat es auch heute ganz mechanisch, ohne etwas dabei zu denken, und ging dann den gewohnten Weg zum Meierhof.

Es war warm und windstill, als er Feierabend nach Hause kam. Der Knecht vom Meierhof saß mit der Handharmonika auf einem Baumstamm am Tor, der schrille und lustige Takt des Schott'schen, den er spielte, lag Pöhler aufdringlich im Ohr. Vor den Türen standen die Mädchen mit dem Strickzeug, lachten und schwatzten, und mit hellem Gekreisch rannten spielende Jungen auf der Dorfstraße.

Daniels Haus lag ganz still. Er ging mit schweren, müden Schritten auf die kleine Vordiele und setzte seine Schaufel dahin.

Er atmete beklommen, als er in die Stube kam. Es war schwere, dumpfige Luft.

Er ging an den Tisch, in dessen Lade das Brotmesser war. Das schwarze Brot lag noch auf dem Tisch, wo er es am Morgen gelassen hatte.

Er sah sich gedankenlos um, während er anfing, die derbe Brotschnitte zu essen. Die Sonne war noch nicht herunter, wie eine breite, rötliche Tafel lag ihr Schein auf den Dielen. Die kleine Stube war ganz hell.

Aber trotz der Sonne war eine heimliche Unbehaglichkeit darin. Die paar Stühle standen unordentlich vom Tisch abgerückt, auf dem Fußboden lagen noch kleine, grüne Lebensbaumzweige. Keiner hatte ja gefegt und gescheuert seit gestern. Fieke hatte das alles sonst immer so blank gehalten.

Es wurde ihm auf einmal sonderbar schwer zu Sinn. Er mochte nicht mehr in der Stube bleiben, er ging nebenan in die Kammer, da wollte er noch eine Pfeife rauchen.

Aber mitten in dem schmalen Gelaß blieb er stehen und sah starr auf einen Fleck. Da in der Ecke, neben dem Bett, standen ein paar Schuhe. Abgebrauchte Lederpantoffeln mit niedergetretenen Hacken, der eine etwas zur Seite gerückt, so als ob die Füße eben herausgetreten wären.

Nur eine Kleinigkeit und doch so wunderlich lebendig. Es packte den Mann förmlich an und rüttelte ihn.

„Fieke — Fieke — eck holl't nich ut!"

Es war halb wie ein Stöhnen. Er wandte sich mit einer hastigen Bewegung weg und ging aus der Tür. Nicht nur aus der Stubentür, auch über die Diele aus der Haustür, so rasch, als ob er gejagt würde. Er ging so, wie er war, ohne Kappe und den Brotknust in der Hand.

Ganz spät kam er erst zurück. Er war stundenlang draußen vor dem Dorf zwischen den Stoppelfeldern herumgelaufen, auf denen die hohen Garbenhocken in regelmäßigen Reihen aufgerichtet standen und sich dunkel vom Himmel abhoben. Erst als ihm die Füße weh taten und der Kopf vor Müdigkeit schwer wurde, wandte er sich mechanisch zum Dorf zurück. —

Es regnete am anderen Tage, schwere Wolken schleiften ihre Fetzenränder zwischen den Buchenstämmen der Bergkette durch.

Sie stachen zu dritt einen Graben aus in des Büntemeiers Wiese. Die beiden anderen schwatzten unter der Arbeit; Daniel Pöhler war stumm und sah gar nicht auf, während er eine Schaufel zäher Schlammerde nach der anderen auswarf. Sie wunderten sich aber auch gar nicht darüber, er hatte ja erst vorgestern seine Frau begraben.

Es lag ihm wie ein Druck auf der Brust, der immer schwerer wurde, je mehr der Werktag seinem Ende zuging. Als es Feierabend läutete, und die anderen den letzten Rest kalten Kaffees aus ihren Flaschen heruntergossen und die Jacken umhängten, ließ er sie vorausgehen. Es regnete jetzt stetig in dünnen Fäden, sein Zeug war durchnäßt, aber er achtete nicht darauf. Er ging so langsam, als ob ihm etwas die Füße am Boden festhielt.

Das Nachhausekommen, die leeren Stuben! Er hatte Angst davor, er konnte das nicht aushalten.

Gestern war er weggelaufen, aber heute war draußen alles naß, daß man in den Wegen stecken blieb. Heute mußte er zwischen den vier Wänden sitzen bleiben, ganz allein, bis es dunkel wurde!

Er blieb plötzlich im Regen auf der Dorfstraße stehen.

„Nee. Eck kann't nich. Un eck dauh't nich!" sagte er dann heiser vor sich hin.

Etwas weiter hinter sich hörte er Rufen und Lachen, eine Tür wurde geschlagen. Er wandte unwillkürlich den Kopf. Das war der Krug, das rote Haus da drüben. Sie hatten da schon Licht angezündet, trotzdem es noch Tag war; die Fenster schienen sonderbar gelb in die Regendämmerung hinaus.

Es war ihm auf einmal, als ob es ihn mit Stricken dahinzöge. Da waren Menschen und Licht und Lärm. Nur nicht allein sitzen in der Stube, wo nicht einmal die kleine Wanduhr tickte, weil keiner sie aufgezogen hatte, und wo die Schuhe in der Ecke standen.

Er besann sich gar nicht weiter. Er stieß schon die Tür auf, lehnte seine Schaufel an die Wand und ging in die Stube.

Die war schon ganz voll von Qualm und Menschen. Es war Sonnabend heute, die Zechenarbeiter hatten ihren Lohn in der Tasche und saßen in ihren von Eisenstein rostrot gepuderten Jacken vor den Bier- und Branntweingläsern.

Der Krüger hatte Daniel gleich gesehen, er kam ihm entgegen und schüttelte ihm die Hand.

„Kiek eis, Danjel. Dat's recht. Dat höllt jau nein Minsche ut, jümmer alleene sitten. Kumm, drink eis!"

Er setzte das Schnapsglas vor ihn auf die Tischdecke, Daniel kippte es über und schob es gleich wieder hin.

„Dat deit gaud. Slichte Witterung vandage."

Der Schnaps lief ihm heiß herunter, daß er es bis in die Fingerspitzen fühlte. Er schob die Kappe aus der Stirn und rückte auf der Bank näher zu den Zechenleuten hin. Einer erzählte gerade eine derbe Geschichte. Als er zu Ende war, lachten sie alle.

Daniel lachte am lautesten. Der Druck war weg, ein herausfordernder Trotz kam plötzlich über ihn. Er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser tanzten.

„Jungens, vertellt noch sau wat! Kränger, noch 'n lütjen! Vandage willt wi lustig sin!"

Ein paar von den anderen sahen ihn an und flüsterten. Es war noch früh, die Männer hatten noch kaum getrunken, deshalb fiel es ihnen auf, daß Pöhler so laut war. Er war doch sonst ein stiller Mensch. Und er hatte doch gerade erst das Unglück mit der Frau gehabt.

Aber sie dachten nicht weiter darüber nach. Einer der Burschen hatte die Harmonika auf den Knien, er fing an zu spielen, irgend einen Gassenhauer. Der fuhr ihnen plötzlich in die Glieder und in die Kehlen, sie sangen heiser mit, trommelten den Takt mit den Fäusten. Sonnabend war immer ein wüster Tag im Kruge.

Daniel Pöhler hatte heute keine Angst mehr vor seinem leeren Hause. Er fühlte kaum, wie ihm spät die nasse Nachtluft um den heißen Kopf schlug. Er sang laut und abgerissen vor sich hin, während er tappend mit unsicheren Händen seine Haustürklinke suchte. In der Kammer stolperte er über etwas; als er Licht gemacht hatte, sah er, daß es Fiekes Schuhe waren. Aber seine Augen blieben gläsern und gleichgültig.

Das war das erste Mal, und es blieb nicht das einzige.

Sie sprachen bald im Dorf darüber, daß Pöhlers Daniel Abend für Abend im Kruge saß. Tags tat er ja seine Arbeit, aber das würde wohl nicht lange mehr dauern, wenn er es so weitermachte. Es war eine Schande, daß einer, der eben so was erlebt hatte, nun jeden Tag in der Schenke lag und sich einen antrank.

Die Höppnersche kam ganz aufgeregt mit ihren Eimern, die sie an Büntemeiers Ziehbrunnen gefüllt hatte, nach Hause.

„Dat harr eck doch nindag nich von Danjel dacht, hei is jümmer jau 'n orndtlichen Minschen wesen. Eck möt man seihn, dat eck min Geld krege, dat hei mi för de Lütje gewen wull, dat hei 't nich all versupet. Sei is ja min Swesterkind, aewer wi hebbet doch all sif, dor möt wi doch irst anne use denken."

Höppner saß auf der Wandbank und sog an seiner Pfeife. Er brummte nur etwas Undeutliches und kraute sich in den Bartstoppeln.

Die Frau setzte mit einem Ruck ihre Eimer hin, daß das Wasser aufplantschte.

„Ji Mannslüe sid ein as de anner. Leiwer nah'n Krauge as nah'r Karken. Aewer dat segg eck di, Pöhler is min Swestermann, un eck gah henne un segg em Bescheid. Dat is jau just, as wenn hei mann täuwet harr, bet dat hei Fieken ünner de Irde harr, dat hei man supen un lustig lewen künne. Du leiwer Gott, nee."

Sie schalt noch weiter, mitten in den Kinderlärm herein, während sie wieder mit hochgesteckten Röcken am Waschtubben stand.

Es war nun Feierabend. Die rostroten Zechenmänner kamen mit dem Pickel über der Schulter ins Dorf herein, und Büntemeiers Knecht ritt pfeifen die Braunen in die Schwemme.

Die Höppnersche trocknete hastig den Seifenschaum mit der Schürze von den roten Armen und lief vor die Tür. Pöhler mußte am Haus vorbei, sie konnte ihn gar nicht verpassen.

Er wollte mit kurzem „Fierabend, Weesche!" an ihr vorbei, als er sie sah. Sie trat einen Schritt vor.

„Kiek eis, Danjel. Wo geih't? Kumm 'n beten rinne, eis kören, Höppner is ok inne."

Er schüttelte den Kopf. „Nee, eck heww nein' Tid."

„Nein' Tid?" Die Frau setzte die Arme auf die Hüften. „Mötst woll all wedder nah'n Krauge, wat? Sei köret jau all in'n Dörpe doräwer, dat Pöhlers Danjel jümmer dun is. Leiwer Gott, wenn Fieke dat wüßt harr, sei harr sik noch in'n Grawe ümmedreiht, Danjel!"

Er war nun doch stehen geblieben und sah ihr mit zusammengezogenen Brauen ins Gesicht.

„Wenn eck Fieke noch harr, denn wull eck ok nich nah'n Krauge lopen. Woför schall eck denn to Hus sitten? För de Müs' und de Fleigen?"

Er lachte kurz auf.

„Din Lütje, Danjel; mötst doch an de Lütje denken."

„Och de" — machte er gedehnt.

„Danjel, wat schall de denn vun di seggen, wenn sei grötter ward? De schall doch woll nich n' dunen Kirl Vadder raupen?"

In seine Augen kam ein harter Ausdruck.

„Lat ehr Vadder raupen, wen sei Lüsten hett. Eck bruk ehr nich. Wenn eck man för ehr betahlen kann, dat is doch woll 'naug. Wenn de'r nich wier, harr eck Fieke woll noch behollen!"

„Minsche, versünnig di nich! Wenn use Herrgott ehr wegenahmen hett, denn schall hei woll weiten, worümme."

Der Mann schulterte plötzlich wieder mit einem Ruck seine Spaten.

„Adjüs. Eck heww neine Uppasser nödig."

Die Frau schlug die Hände zusammen und rief noch etwas hinter ihm her, aber er sah sich gar nicht um.

Als sie wieder in die Stube kam, blieb sie neben der Holzwiege stehen und fuhr mit der verarbeiteten Hand über den flaumigen Kinderkopf zwischen den Kissen.

„Dat arme Worm." — — —

Der letzte Weizen war nun eingescheuert, die Kartoffelfeuer schwelten über die Stoppeln. Nun hockten die Arbeiter im tropfenden Nebel auf dem nassen Lande und nahmen die Runkeln auf. Es war alles spät dieses Jahr, schon Ende Oktober.

Der Büntemeier schüttelte den Kopf, während er an den Arbeitenden entlang ging. Pöhler war der vierte in der Reihe, er tat stramm seine Arbeit. Aber wenn er sich ungesehen meinte, zog er heimlich die Schnapsflasche aus der Tasche und tat hastig einen guten Schluck. Es war ein Jammer um den ordentlichen, fixen Kerl. Das Unglück mit der Frau mußte ihn ganz durchhin gebracht haben.

Der Meier hatte mit der Höppnerschen über ihn gesprochen, die war doch seiner Frauen Schwester und konnte ihm wohl ein Wort sagen. Aber die hatte nur den Kopf geschüttelt.

„Jau, dat segget ji woll, Meiers Vadder. Eck kann dor nix anne ännern, de hürt nich up mi. Eck heww jau sin Lütje hier, hei hett 'r noch ni chnah kieket, förre dat sei vun em wege is. Verladen Sünndag sin eck 'r hennegahn un heww de Lütje miënahmen, aewer eck möte man maken, dat eck wedder wege kam, hei harr mi süs rutesmeten. Hei will vun de Lütje nix weiten, un vun nien Minschen nich."

Der Büntemeier hatte sich damit noch nicht zufrieden gegeben. Pöhler war Hofjunge bei ihm gewesen und später Knecht, bis er heiratete. Er mochte das nicht ansehen, daß er so verlodderte. Ein paarmal hatte er ihm selbst schon ins Gewissen geredet; es war dann zuerst, als ob es wirklich besser wurde. Aber nach ein paar Tagen saß Pöhler wieder im Kruge, trank und schrie lauter als die anderen.

Der Meier nahm sich vor, mit dem Ortsvorsteher zu sprechen. Vielleicht half das mehr.

Der erste Reif lag jetzt schon unter den Hecken im Gras, und in den krausen Kohlblättern des Gemüselandes.

Es war still im Dorf, die Leute waren noch in der Kirche. Die drei einzelnen Schläge des Gebetläutens lagen schwer und lang nachhallend in der Luft.

Pöhler hörte die drei Schläge des Gebetläutens auch, er lag lang auf dem Bett in Hemdsärmeln. Er reckte sich gähnend, es war nun bald Zeit, in den Krug zu gehen, wenn die Kirche aus war.

Draußen vor dem Hause auf der Straße waren schon die Tritte und Stimmen der ersten Kirchgänger.

Er hob horchend den Kopf. War es nicht, als ob da seine Haustür knarrte? Wer zum Kuckuck mochte von ihm etwas wollen? Er fuhr in die Höhe, als es an die Stubentür klopfte. Einen Augenblick starrte er den Hereinkommenden an, ohne ein Wort zu sagen.

Der alte Bauer nickte und sah mit einem ernsthaften Blick über die Stube hin. Es sah alles verkommen aus, die Fensterscheiben grau verstaubt, und Spinnweben an der Decke. Seit die Höppnersche einmal um Michaelis gefegt und gescheuert hatte, war es alles so geblieben.

Der Vorsteher zog sich einen Stuhl her und breitete vorsichtig die Schlappen seines schwarzen Rockes auseinander, ehe er sich setzte.

Dat's kolt vandage."

„Jau. Dat schall nu woll Winter warden."

„Man gaud, dat de Runkeln nich mihr in'n Lanne sünd!"

Es ging noch ein paarmal so hin und her in knappen Sätzen. Pöhler sah den Alten mißtrauisch an. Jeder wußte, daß etwas kommen mußte, aber keiner wollte anfangen.

Endlich nahm der Bauer den großen, schwarzen Kirchenhut vom Kopf, hängte ihn umständlich auf die Stuhllehne und legte beide Arme breit auf die Tischplatte.

„Eck will di eis seggen, Danjel. Eck sin n' olen Mann, vun mi kannst' dat woll annehmen. Kiek eis, eck heww di all as lütjen Bengel seihn, un eck heww di mindag as 'n ordtlichen Minschen kennt."

Der Junge zog die Brauen hoch, ein Ausdruck von verbissenem Trotz kam in sein Gesicht. Er wußte jetzt, worauf der Alte hinaus wollte, aber er sagte noch kein Wort.

„Junge, dat is doch ne Schanne, dat 'n Kirl as dau sik sau ünnerkregen let. Hest jau Unglück hadd mit de Fru. Leiwer Gott, wi hebbet all usen Packen, eins as de anner. Dat kann ok wedder anners kummen. Büst jau noch 'n jungen, fixen Kirl, mötst wedder frigen, dor is männig ein' Maike, de di naeme."

Pöhler hatte angefangen, in der kleinen Stube auf- und abzulaufen, unruhig an der Lippe kauend.

„Dank ok för den gauden Rad!" sagte er kurz auflachend.

„Schullst di dat man leiwer aewerleggen, dat segg eck di. Dat deiht nich gaud, jümmer alleene sitten. Un de Schnaps maket dat ok nich beter. Wer nich in use Herrgott sin Karken geiht, de löpt nah't Düwels Karken, Junge. De Lüe köret dor all aewer."

„Dunnerslag, denn lat sei kören!" Pöhler war plötzlich herum gefahren, er schlug mit der Faust auf den Tisch. „Wat scher eck mi dorümm? Eck dauh, wat eck Lüsten heww, un wenn sei mi nich tofre'en latet, denn dauh eck't just noch mal!"

Der Weißkopf war schwerfällig aufgestanden, als der junge Mensch ihn so anschrie. Er nahm jetzt seinen Hut und ging mit steifen Schritten zur Tür.

„Dauh, as du Lüsten hest. Eck heww min Schülligkeit dahn. Adjüs."

Pöhler ließ den großen Bauern gehen ohne ein Wort. Er stand mitten in der Stube und sah ihm durch das verstaubte Fenster mit trotzigem Gesicht nach. —

Von da an ließen sie ihn laufen. Es kümmerte sich keiner um ihn, und er kümmerte sich um keinen. Auch um sein Kind nicht. Seit die Höppnersche ihn damals angehalten hatte, machte er immer einen Umweg, daß er nicht an ihrem Haus vorbei mußte, wenn er von der Arbeit kam.

Er hatte aber nicht mehr viel Arbeit. Es mußte sich herumgesprochen haben, daß er dem Ortsvorsteher grob geworden war. Die großen Bauern sahen ihn gar nicht mehr, wenn er ihnen begegnete. Nur der Büntemeier behielt ihn als Tagelöhner. Da verdiente er genug, um zu leben und abends seinen Schnaps zu trinken. Er saß im Kruge immer zwischen den tollsten Lärmmachern, jungen Burschen und Zechenleuten. Wenn die Bauern Sonntags im Krug saßen, tranken sie ihren Schoppen Bier am Nebentisch, die Karten in den Händen. Auch Höppner rauchte manchmal seine Pfeife da, aber er tat, als ob er den Schwager nicht sah.

Die Frau, die Höppnersche, kümmerte sich auch nicht weiter um ihn. Sie hatte genug um die Hand; Höppner war den ganzen Tag auf Arbeit, da mußte sie das gepachtete Stück Gemüseland allein in Ordnung halten. Und dann die Hauswirtschaft und die Kinder, fünf eigene und das fremde noch dazu.

Es war ein schwächliches Ding geblieben, ein rechtes Nottaufkind. Und besonders dafür sorgen konnte sie auch nicht, es mußte eben aufwachsen, schlecht und recht, wie ihre eigenen auch. Die älteren hüteten das Kleine mit der Ziege zusammen und faßten es unter die Arme, wenn es mit dünnen, tappenden Beinchen die ersten Schritte machte. Als es anfing zu reden, sagte es wie die Großen „Mäume“ zu ihr, und zu Höppner „Vadder“. Das war auch gut so, es brauchte erst einmal noch nichts von seinem Vater zu wissen. Sünde und Schande, wie der verlumpte! —

Der Juniwind hatte wieder im Roggen Wellen geschlagen, das Sensendengeln war von Feld zu Feld geschrillt. Nun gingen Pflug und Egge wieder durch die Schollen. Es war Zeit zur Wintersaat.

Daniel Pöhler kam in schwerem, bummeligem Schritt den Koppelweg entlang, der zum Dorfe führte. Er hatte keine Arbeit heute, wie das in letzter Zeit öfter vorgekommen war.

An solchen Tagen war es ihm immer unbehaglich zu Sinn. Er konnte nicht schon früh in den Krug laufen, und wenn er zu Hause saß, kam er ins Denken. Mittags und abends sah er die Knechte und Tagelöhner von der Arbeit kommen, müde und hungrig, die Sense über der Schulter. Und er räkelte sich hier faul auf der Bank herum mit seinen starken, gesunden Gliedern. Das war früher anders mit ihm gewesen, vor kaum einem Jahre noch.

Ein förmlicher Widerwille packte ihn dann gegen den Schnaps, gegen die Lärmmacher im Kruge und gegen sich selbst. Er schämte sich.

Aber wenn der Abend kam, war das wieder vorbei. Er wußte selbst nicht, was ihn nach dem Kruge riß — Gewohnheit oder Langeweile oder Trotz gegen die Leute. Sein Platz blieb nie leer.

Heute war er ins Feld gelaufen und hatte sich da an einem Hudekamp unter die Hecke gelegt. Wenn er dann abends wieder ins Dorf käme, konnten die Leute ja denken, er käme von der Arbeit.

Vor ihm gingen ein paar Weiber, die roten Röcke hochgesteckt, den Handkarren mit Kartoffelsäcken hinter sich herziehend. Neben dem Koppelweg hatte ein Haufen Kinder ein kleines, glimmendes Feuer angemacht, der blaue Rauch zog dicht über den Stoppeln her, auf denen verstreut die Ziegen weideten.

Pöhler sah das alles nicht. Er bummelte so hin, die Hände in den Hosentaschen, die Pelzkappe aus der Stirn geschoben. Er sah erst auf, als er hinter sich Lärm und Schreien hörte.

Unwillkürlich sprang er zur Seite.

Zwei schwere Ackergäule rasten den Koppelweg herunter, sie schleiften an halb zerrissenen Strängen die Egge hinter sich her, daß sie flog und tanzte. weit hinten erst der Knecht, fluchend und schreiend.

„Fiekschen — Fiekschen!"

Vom Stoppelfeld herüber tönte plötzlich gellendes Kindergeschrei, daß Pöhler sich umwandte.

Einen Augenblick schoß es ihm eiskalt über den Rücken.

Da, zwanzig Schritt schon vor den Gäulen, ein Kind, sorglos in dem kurzen Gras des Koppelweges krabbelnd!

Der Mann besann sich keine Sekunde. Mie zwei Sätzen war er neben dem durchgehenden Gespann, hing mit ganzer Wucht an den Zügelleinen, wurde noch zehn Schritt mitgeschleift. — Dann standen die Tiere, zitternd, aneinandergedrängt, die Luft aus den Nüstern blasend.

Da war auch der Knecht schon und packte die Braunen am Kopf.

Pöhler war schon wieder auf den Füßen. Er achtete nicht weiter auf das Gespann, er riß das kleine Würmchen aus dem Grase in die Höhe. Es mußte doch etwas abgekriegt haben, es schrie gellend, das kleine Gesicht war voll Schmutz und Blutstropfen.

„Wen hürt't tau?"

„Use!"

Er fuhr das weißköpfige Mädchen an, das vom Stoppelfeld hergelaufen war und laut heulend neben ihm stand.

„Wer is „use"?"

Ein größerer Junge schupste die Kleine beiseite.

„Höppners Fieke. Sei is äwer nich use, sei hürt we nanners tau," sagte er altklug.

Wen anners? —

Pöhler starrte den Jungen einen Augenblick an. Dann wußte er es auf einmal.

Es konnte nicht anders sein. — — Es war sein Kind.

Er hatte gar keinen klaren Gedanken. Er lief nur mit hastigen Schritten den Koppelweg entlang, das schreiende Kleine im Arm. Die Kinder trotteten erst hinterher. Als er es merkte, wandte er sich zurück.

„Bliwwt ji man dor. Eck drag ehr nah Hus."

Da war schon die schmale Tweechte. Und da das rote, niedrige Dach seines Hauses.

Auf die zerwühlten Kissen seines Bettes legte er das Kind hin. Dann riß er die Kleiderlade auf und suchte zwischen dem Zeug, bis er ein Stück Leinen fand, von dem er einen Lappen abriß. Wasser mußte er auch haben, er hatte nichts zur Hand als einen zerbrochenen Milchtopf, mit dem lief er draußen an den Ziehbrunnen.

Seine breiten, arbeitsharten Hände waren ungeschickt und fahrig, als er die verletzte Stelle zwischen den hellen, kurzen Haaren wusch. Er sah gleich, daß es nichts Schlimmes war, nur eine Beule und ein paar Schrammen, vielleicht von dem Eggenholz, das die Kleine zur Seite geschleudert hatte.

Das Kind schrie die ganze Zeit. Er hob es auf und trug es durch die Stube, aber das half nichts. Er war ganz ratlos. Aber da sah er auf dem Tisch ein Stück Brot. Hastig schob er es dem schreienden Würmchen zwischen die Hände.

Das war das Rechte. Es schluckte und schluchzte noch ein paarmal, dann war es still. Wie eine kleine Maus nagte es an der trockenen Brotrinde.

Pöhler stand am Fenster und starrte in wirren Gedanken auf die Dorfstraße.

Sein Kind!

Er hatte sich nicht darum gekümmert, hatte nichts davon wissen wollen. Und nun war es auf einmal doch hier und lag da zwischen seinen Bettkissen.

Es war ihm immer so gewesen, als ob das Kind die Schuld daran hatte, daß seine Mutter tot war. Deshalb hatte er es nicht gemocht. Wenn eins von den beiden draufgehen mußte, dann war so ein Wurm doch immer leichter zu missen!

Er wandte sich um; vom Bett her kam ein kleines krähendes Lachen. Das Kind hatte sich aufgerichtet, krabbelte zwischen den Bettkissen und griff nach dem Deckenzipfel.

Pöhler blieb fast erschrocken stehen, als es ihn anlachte. Das war ja, als ob Fieke ihn ansah, seine Frau. Dieselben Augen, ganz groß und braun, mit dem feinen schwarzen Brauenstrich.

Er wandte unruhig den Kopf weg, er mochte die Augen nicht sehen. Aber dann konnte er doch wieder nicht anders.

Die Kleine hatte mitten im Spielen aufgehört und starrte in großem fragendem Kinderstaunen auf das fremde Männergesicht ein paar Sekunden lang.

Der Mann stand regungslos.

Und in diesen Sekunden kam es über ihn, daß er nicht mehr dagegen an konnte. Er schämte sich vor diesen Augen. Vor Fiekes Augen.

Er sah auf einmal alles ganz deutlich, als ob es zum ersten Mal wäre. Die verkommene Stube voll Schmutz und Spinnweben. Sich selbst in seinem verschabten, ungeflickten Zeug, die Branntweinpulle noch in der Tasche.

Ein verlodderter Kerl war er geworden in dem einen Jahre. In der Schenke hatte er gelegen und seine Arbeit schlecht getan und sein Kind fremden Leuten auf den Hals gepackt.

Er fing an, die fünf Schritte in der kleinen Stube auf- und abzulaufen.

Sein Kind. Fiekes Kind.

Sie hatte es ja selbst der Höppnerschen gegeben damals, ehe sie starb. Sie hatte sich schon gedacht, daß er sich nicht recht darum kümmern konnte. Aber sie hatte doch gemeint, wegen der Arbeit hätte er keine Zeit für das Kind, nicht wegen des Schnapses.

Ein schöner Vater war er für das Würmchen gewesen. Seinetwegen hätte es längst sterben und verderben können. Es fehlte ja nicht viel vorhin, daß es aus damit war. Es war nicht sein Verdienst, daß er zufällig gerade daher kam.

Was hatte die Höppnersche doch damals gesagt? „De Lütje schall doch woll nich n' dunen Kirl Vadder raupen?"

Lieber Gott, wenn Fieke ihn sehen könnte, wie er jetzt war! Die würde ihn nicht wieder kennen. Früher war er ein anderer Kerl gewesen.

Vielleicht wäre es nicht so weit mit ihm gekommen, wenn er das Kind bei sich gehabt hätte. Dies kleine Ding, das ihn mit Fiekes Augen ansah. Aber jetzt!

Solch einen Vater, der nichts taugte, den konnte das Kind nicht brauchen. Es war besser, wenn es nichts mit ihm zu tun hatte.

Er war stehen geblieben und sah mit gerunzelter Stirn zu dem Bett hinüber, wo die Kleine noch vor sich hin plapperte und spielte. Nun hob es den hellen Kopf und sah ihn auch an.

„Vadder!" sagte es plötzlich lallend.

Er war mit zwei Schritten am Bett. Er dachte gar nicht mehr daran, daß das Kind Höppner so gerufen hatte und nur durch den fremden Mann

an ihn erinnert wurde. Es war ihm, als ob es ihn erkannt hätte, ihn selbst. Eine große, heiße Freude durchschoß ihn.

„Min lütje Maike!"

Er riß das kleine Ding aus den Kissen und schwang es hoch in die Luft, daß es aufkreischte und lachend mit den dünnen Fingerchen in sein Haar griff.

„Vadder" —

Er hatte ganz überhört, daß es an die Tür klopfte. Erst als sie aufgemacht wurde, fuhr er herum.

Die Höppnersche sah ihn starr an, die Hände hingen ihr schlaff am Leibe herunter.

„Kiek eis — wat 's dit?" brachte sie nur heraus.

Pöhler blieb am Bett stehen, er behielt das Kind auf dem Arm. Sein Gesicht hatte einen sonderbar verlegenen Ausdruck. „N' Dag, Weesche!"

Die Frau kam hastig ein paar Schritte näher. „Eck sin man kamen, Willem un Stine hebbet mi vertellt, dat de Lütje sik wat dahn harr, un dat dau ehr nah Hus drägen wullst. Un eck heww täuwet un täuwet, un toletzt heww eck't mit de Angst kregen, as du nich kamen büst. Un nu wull eck ehr sülbsten wederhalen. Kumm tau Mäume, Fiekschen!"

Der Mann war zurückgetreten. Er legte unwillkürlich den Arm fester um das Kind. Er wußte auf einmal, daß er und das Kleine zusammengehörten. Er wußte, was er wollte.

„Vandage schallst ehr noch hebben, Weesche, aewer vermorrntau hal eck ehr wedder. Sei schall nu nah Hus kummen. Sei is doch mine."

Die Frau lachte kurz auf.

„Kiek eis, is di dat ok mal infollen?"

Er nickte. „Eck kann ehr ja jümmer nah ju henne bringen, wenn eck up Arbeit gah, un wenn eck Fierabend nah Hus gah, künn eck ehr wedder miënehmen, dat sei bi mi slöpt."

Die Höppnersche setzte die Hände in die Seite.

„Un wer schall 'r denn up passen, wenn du nh' 'n Krauge löppst?"

Er war einen Augenblick still.

Dann ging er mit zwei Schritten ans Fenster, stieß das auf, daß es klang, und zog plötzlich die Schnapsflasche aus dem Rock.

„Nee, darför heww eck denn neine Tid mihr, Weesche."

Die Höppnersche schrie auf, als die Flasche draußen auf die Steine klirrte, daß der scharfe Branntweindunst ins Fenster schlug.

„Dat wier nu just noch nich nödig wesen. Dat's wegesmieten Geld!"

Der Mann lachte.

„Beter wegesmietet as versupet, dat segg eck di. Un wenn eck wedder wat verdeint heww, Weesche, denn will eck ju dat mit de Lütje ok wedder gaud maken. Ji hebbet ehr doch —"

Die Frau unterbrach ihn mitten im Satz und nahm ihm das Kind vom Arm.

„Nee, dat lat man sin. Dat 's jau nu in Ordnung. Annerdag kumm eck mal her, Danjel, un mak en beten rein, dat is hier jau as 'n Swienstall. Kumm, Fiekschen."

Auf dem westfälischen Bauernhofe.

Von Matthias Brinkmann.

Am frühen Morgen.

Knarrend öffnet sich das weite, braune Hoftor. Eine stämmige Bauerngestalt erscheint im gewölbten Türbogen. Wohlig recken sich die sehnigen Glieder, und auf dem scharf gezeichneten Antlitze ruht sonnige Selbstzufriedenheit. Noch wallen die Nebel der Morgenfrühe über der wogenden Sommersaat, und die Teutoburger Berge ruhen im grauen Nebelbett des Horizonts. Der braune Wallo tollt freudig an seinem Herrn vorüber auf den Fahrweg.

Sinnend blickt das Auge des Landmannes in die Ferne. Kaum sieht er das reiche Leben der Umgebung. Der Plan der Tagesarbeit wird still erwogen. Noch bevor er zur Hoftür hinaustrat, war auf dem Hofe Leben. Des Hauses „gespornter Wächter" hatte seinen stolzen Weckruf in die Runde gesandt und reichen Widerhall hervorgerufen. Überall krähen die Hähne, und die Hunde bellen. Das Taubenweibchen hört am Eingange des Taubenschlages wohlgefällig dem süßen Gekurre des Täubers zu, der sich wie ein Narr im Kreise drehte. Die Schwalbe umflog im scharfen Gleitfluge das Haus, erhaschte hier eine Stubenfliege, dort ein Mückchen oder gar einen Rübenweißling. Der Landmann denkt der nun leer gewordenen Balken und hört, wie die Schwalbe zwitschernd klagt: „As ick wägtoag, wön Dack und Fack full, as ick wiërkeim, wö't oalle feschlicket und feschliën." Vergnügt lächelt er. Die neue Frucht wagt vielverheißend. Bald werden Dach und Fach wieder gefüllt sein. Eine Zeitlang sieht er dann dem Rotschwänzchen zu, das ihm unter zierlichen Bücklingen den Morgengruß entbietet. Es gehört zu den Vögeln, die sich dem Menschen auf seinen Wegen angeschlossen haben. Noch vor hundert Jahren war es ein Mittelmeervogel. Der Vetter, der buntbewestete Gartenrotschwanz, ein besserer Sänger, bewohnt ebenfalls Löcher der

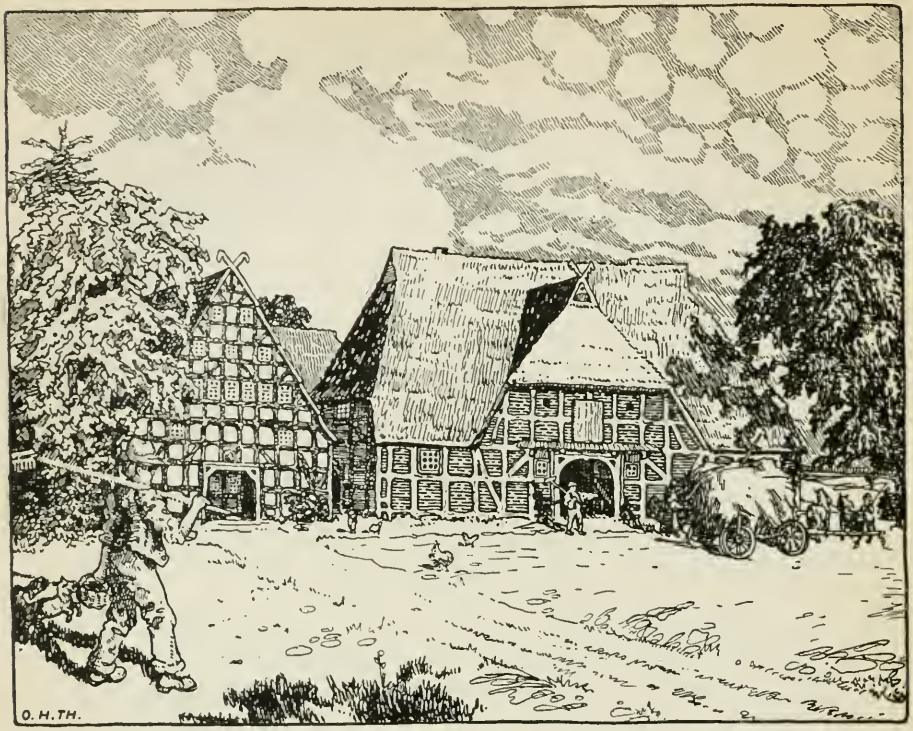
Bauten als Brutstätten. In der Luft jubiliert die Lerche, auf dem Dache stäubt der närrische Star in wilden Zuckungen das Gefieder und schwätzt das wunderlichste Zeug zusammen. Auf dem Scheunenfirste wippt das Ackermännchen im blauweißen Röckchen mit dem langen „Quickstärt", auf dem Hofe stolziert zwischen dem Hühnervolk Meister Spatz, in den hochstämmigen Eichenwipfeln an der Hofmauer gackert die buntgefiederte Elster, und im Apfelbaume läutet der Buchfink. Sie alle sind vertraute Freunde im Gefolge des Menschen, wohin er seinen Fuß auch wendet.

Der Bauer hat sich inzwischen eine Sense geholt und wandert zum nahen Kleeanger, schaut einen Augenblick dem kreisenden Punkte im blauen Äther, der tirilierenden Lerche, zu und fällt mit wuchtigen Hieben den betauten, rotblütigen Klee, aus dem blutrote Sauerampferrispen und die weißen Glöckchen der nickenden Nelke hervorragen. Eine dicke Hummel brummt auf den roten Kleeköpfen, und im Saatfelde schreit fern das Rebhuhn.

Als die Sonne in goldiger Pracht am entschleierten Himmelsrande erscheint und den glitzernden Tau der Nacht leckt, fährt der gefüllte Wagen zum Hofe hinein, freudig begrüßt von laut blökenden Kühen.

Alte und neue Zeiten.

Die Magd schwankt mit den bis oben angefüllten sauberen Milcheimern zur Küche, wo alsbald die Zentrifuge summt. Erst seit einem guten Jahrzehnt hat sich diese Maschine auf den Höfen Stammrecht erworben. Früher ließ man in „Setten", die auf Holzbrettern des kühlen „Molkenkellers" zu langen Reihen aufgestellt waren, die leichtere Sahne mit dem Fettgehalt von der zu Kaseïn gerinnenden Milchflüssigkeit scheiden. Die Zentrifuge schleudert den leichteren Rahm aus der rotierenden Kranzrinne, die ihn durch eine Ausflußröhre ableitet. Im dienstbotenarmen Zeitalter scheint sich die Maschine und damit das Prinzip der Arbeitsteilung auch auf den Bauerngütern immer mehr auszubreiten. Vielfach wird schon sämtliche Milch an die Zentralmolkereien abgeliefert, denen wieder Butter entnommen wird, so daß die „Butterkarre" in der Bauernküche immer seltener wird. Dies bedeutet zwar Zeitersparnis, nimmt aber dem idyllischen Bauernhofe manchen Reiz. Der Zeitgeist dringt auch in die abgelegensten Höfe ein und erfüllt alles mit seinem neumodischen Odem, in dem das gute Alte nicht mehr gedeihen kann. Das lieblich schnurrende Spinnrad hat er längst geschluckt, auch des hämmernden Webstuhles ist er Herr geworden, die altmodischen, wertvollen Bauerngewänder, goldbestickte Häubchen und farbenprächtige Brusttücher sind nicht mehr. Die bestrickenden Sensenklänge wurden abgelöst durch das eintönige Geratter der Mähmaschinen, die uns neben den Sämaschinen, dem Heuwender und anderen gespenstisch dreinschauenden praktischen Ungeheuern in dem



Auf einem westfälischen Bauernhofe.

Schuppen anstieren. Dem Zeitenstrome aber kann sich auch der Landmann nicht widersetzen, wenn er nicht Schaden leiden will am klingenden Lohne der Arbeit. Gar bald wird jeder Bauer seinen elektrischen Strom haben, elektrische Beleuchtung in den Wirtschaftsräumen, elektrische Kraft zum Treiben der Maschinen. Wie viel Wohlklang und Harmonie wird dem Landleben genommen!

Trotzdem wird sich der Landmann seine alte Naturfreude bewahren. Noch hängt er mit ganzer Seele am wohltuenden Alten. Im Innern seines Heimes zeigt er freudig und voll Stolz die geschnitzten Truhen aus dem 17. Jahrhundert, die blanken zinnernen Teller, die über dem niedrigen Rauchfange blitzblank in den weiten Küchenraum hineinleuchten. Dort oder im neuerdings abgesonderten Wohnzimmer vergnügt er sich an langen Winterabenden am trauten Herd und ergötzt sich andachtsvoll an den altbekannten, stets wieder fesselnden Sagen der Heimat. Nach geleisteter Arbeit mundet die dampfende Milch mit dem eingebrockten Pumpernickel vortrefflich. An

Sommerabenden sitzen alle vor dem Hause, erzählen lustige Histörchen und ernste Spukgeschichten oder — lauschen schweigend in die Weite. Noch singt die Goldammer im Apfelbaume, der Lerche letztes Lied verhallt. Die großohrige Fledermaus umflattert den Hof, manches Mückchen mordend, geräuschlos rauscht die Schleiereule vorüber. Durch das Luftloch, „Ulenloak" genannt, schlüpft sie auf den Hausboden, wo sie auf den Dachträgern ihr Nest errichtet hat. Man liebt den Mäusefänger trotz seiner geheimnisvollen, gruseligen Nachtschleicherei. Die Zeiten, wo man ihn unbarmherzig niederknallte und an die Scheune nagelte, um bösen Zauber zu bannen, sind entschwunden. Noch aber fürchtet man den kleineren Artgenossen, das Steinkäuzlein, das in tiefer Nacht an das erleuchtete Fenster, hinter dem vielleicht ein Schwerkranker fiebert, pocht und gespenstig juchzt: „Kumm mit!" „Liekhohn" nennt es daher der Volksmund. Und doch weiß man, daß auch dieses Tier vom hellen Licht angelockt wird wie Motten, Erdpfahl, Kohleule und Schwärmer, die sich abends selbst im Zimmer an der Tischlampe einstellen. Die bessere Erkenntnis siegt. Die neuen Zeiten haben ihre guten Seiten.

Allerlei kleines Gastvolk.

Sorgsam hütet der kundige Bauer die beschwingte Welt seines Anwesens. Die Schwalbe auf der Diele sieht er als Glücksbringer an. Sie hilft ihm im Kampfe mit den ärgsten Quälern der Haustiere und den lästigen Mitessern am gefüllten Tische, dem Fliegengesindel. Die Dorngrasmücke, die Braunelle im Hainbuchenzaune duldet er gern. Neuerdings ist auch die Amsel „hoffähig" geworden. Sie folgt den Fußstapfen des Menschen wie der Asiate Spatz, der Südländer Fliegenschnäpper. Gleich dem Braunkehlchen des Bruches schießt dieser von Zeit zu Zeit in die Luft hinaus und kehrt mit einer erbeuteten Fliege zurück. Allerlei Meisenvolk siedelt sich in den Astlöchern des Gartens, in den Ritzen der Gebäude und in den aufgehängten Nistkästen an.

Im Winter ziehen sie scharenweise von Gehöft zu Gehöft, jeden Tag durchstöbern sie mit ihren Beutegefährten, den Goldhähnchen und Kleibern, die Obstbäume. Der zierliche Baumläufer rutscht behende am Apfelbaumstamme hinauf, schaut hier unter die Rinde, lugt dort in ein getrocknetes Blattknäuel, ob er nicht die Eier des Ringelspinners, die Puppe des Apfelwicklers oder des Frostspanners erspähe.

Dankbar streut der Landmann seinen eifrigen Gehilfen zur Zeit der Winternot die durch die „Wannemühle" vom Getreide abgesonderten Unkrautsamen, Kornraden-, Kornblumen-, Mohn- und Hederichkörner, den Hungernden wahre Leckerbissen. Ein buntgewürfeltes Vogelgemisch balgt sich dann zur Freude der Jugend um die hingeworfenen Samen. Dann kommt auch der

Dompfaff aus seinen Tannendickichten und durchsucht die dürren Nachtkerzenstengel nach Samen.

Eine wahre Pracht ist der freundliche Landgarten im Sommer und Herbste. Dort leuchten dann in Sonnenglutfarben die gelben Ringelblumen, die hohen Georginen, der blaue Sturmhut, und die Flammenkronen der Sonnenblumen wenden sich dem Erderheller zu, während liebreich auf dem grünen Grunde Marienblümchen und Stiefmütterchen zu uns hinaufblinzeln. Auf dem Ziegeldache, welches das im Winter wärmere, im Sommer kühlere Strohdach abgelöst hat, wuchert der Hauslauch. „Donnerkrut" wird es genannt, vermutete man doch in ihm einen Ablenker des Blitzes. Gern sieht der Bauer noch heute das „Donnerkrut" auf seinen Dächern.

Auf dem Hofe und an den Zäunen führt der Bauer einen nimmer endenden Kampf mit dem Gefolge der Kulturstätten. Wir finden Rainkohl und Wolfsmilch, die an abgerissenen Stengelteilen einen scharfätzenden Saft ausströmen lassen, die großblätterige Klette, deren hakige Fruchtknäuel den Hundepelz und die Beinkleider über alle Maßen lieben, ferner die beiden Brennesseln, die weißbelippte Taubnessel und den unverwüstlichen Girsch mit weißer Dolde. In dem stark duftenden Rainfarn mit seinen „goldenen Knöppen" und dem filzigen Wermut schätzt der Landbewohner wichtige Heilsäfte für Tier und Mensch. Das Hermelin schlüpft durch das Gesträuch, und in den Getreidefächern maust der Iltis. Spät abends schleicht der stachelige Igel mit seiner drolligen Jungschar am Zaune entlang und erhascht manchen Laufkäfer, Mäuse und Würmer. Zwischen Kirschbaum und Holundergebüsch

Das weite, braune Hoftor schließt sich knarrend.

leuchtet das Goldgeflimmer des Johanniswürmchens auf. Vom Saatfelde dringt der Abendgruß der Wachtel herüber: „Geh — zu Bett! Lobe — Gott!"

Johann Karl Bertram Stüve.

Von Ernst Schreck.

„Für unser Volk ein Herz."

In der alten Bischofsstadt Osnabrück erblickt man vor dem Rathause, in dessen Saale der Friede 1648 geschlossen ward, der dem blutigen Dreißigjährigen Kriege ein Ende machte, das Standbild eines Mannes, der, auf einem hohen Postamente stehend, sich mit der Hand auf einen Eichenstumpf stützt. Es ist das Zeichen der Dankbarkeit, das Hannoverland einem seiner besten Söhne, dem Dr. Stüve, dem Freunde des hannoverschen Landmannes, gewidmet hat.

Ein schwerer Druck lag noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auf dem hannoverschen Bauernstande; es waren die Fesseln der Leibeigenschaft, die, wenn sie auch nicht so scharf waren wie in Rußland, den Landmann doch schwer drückten und den Aufschwung des Ackerbaues hemmten. Die meisten Grundbesitzer waren den Gutsherren, die zum größten Teile aus Adeligen bestanden, hörig und diesen zur Leistung von Spann- und Handdiensten verpflichtet. Die Spanndienste bestanden darin, daß die hörigen Hofbesitzer gezwungen waren, wöchentlich ein- oder zweimal mit ihren Wagen und vier Pferden auf dem Gutshofe ihres Herrn zu erscheinen. Diese Verpflichtung war dem Bauer höchst lästig; mußte er doch seine Arbeit zurückstellen, um nur erst seinem Gutsbesitzer zu helfen. Außerdem mußte er der Spanndienste wegen vier Pferde halten, während doch zur Bestellung seines eigenen Ackers zwei oder höchstens drei ausreichten. Von dieser den Landmann so drückenden Verpflichtung hatte der Gutsherr dennoch wenig Nutzen, da ihm bei der oft weiten Entfernung des Gutshofes vom Bauernhofe die Arbeit des Hörigen nur für wenige Stunden verblieb; dazu kam noch, daß bei der Arbeit keine rechte Fröhlichkeit, kein guter Wille war, daß sie nur flüchtig und widerspenstig geschah, eben weil sie Zwangsarbeit war.

Die kleinen Hörigen dagegen mußten Handdienste leisten, und diese bestanden, wie schon der Name besagt, in Handleistungen auf dem Besitztume des Gutsherrn. Außer der Verpflichtung zu den oben geschilderten Hand- und Spanndiensten mußte der dem Gutsherrn untergebene Bauer auch noch Pacht zahlen; diese bestand in Korn, Schweinen, Federvieh usw. Außerdem waren auch noch die Söhne und Töchter des Bauern verpflichtet, ein halbes Jahr auf dem Gutshofe als Knechte und Mägde zu dienen. „Was er erwarb, erwarb der Leibeigene dem Gutsherrn; er durfte keinen Eichenstock hauen, ohne Anweisegeld zu geben; dem Gutsherrn dagegen mußten die Bäume umsonst überlassen werden." (Osnabrückſche Eigentumsordnung vom 25. April 1722 § 15.)

Wollte der Bauer heiraten, so konnte er dieses nicht ohne die Genehmigung des Gutsherrn, dem er für dieselbe oft eine bedeutende Summe, die nicht selten den Brautschatz der Braut überstieg, zu erstatten hatte. Beim Tode des Bauern ward sein gesamter Nachlaß bis auf den hölzernen Löffel abgeschätzt, und der Erbe konnte sich erst dann wieder in das Besitztum seiner Vorfahren setzen, wenn er dasselbe nach der Schätzung wieder gekauft hatte.

Da war es zu Anfang der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts, daß ein Mann, der „für unser Volk ein Herz" hatte, für den Landmann eintrat. Dieser Mann war der berühmte hannoversche Staatsmann Dr. Stüve. Seinen Bemühungen gelang es denn auch, den Landmann von diesen drückenden Fesseln zu befreien. Ihm verdankt der hannoversche Bauer die Freiheit

auf seinem Grund und Boden und den Aufschwung des Ackerbaues. Stüve verdient es deshalb wohl, daß der Landmann seiner in Dankbarkeit gedenkt, und dazu soll auch das hier folgende Lebensbild dieses echten Volksfreundes beitragen.

Stüve stammte aus einer geachteten Familie der alten westfälischen Bischofsstadt Osnabrück. Der Großvater unseres Stüve, Johann Eberhard Stüve, war Syndikus der Stadt; von ihm haben wir noch eine Beschreibung und Geschichte des Hochstifts Osnabrück. Dessen Sohn Heinrich David Stüve ward im Jahre 1797 Bürgermeister in seiner Vaterstadt; mit großer Klugheit waltete er seines Amtes in dieser Zeit, in der ein Umsturz aller Verhältnisse erfolgte; gehörte doch Osnabrück bald zu Frankreich, bald zu Westfalen oder zu Hannover. Sah er doch sechsmal zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Osnabrück die Herrschaft wechseln. Mit aufopfernder Tätigkeit verstand er es, in jener so wechselvollen und gewaltsamen Zeit seine Vaterstadt vor mancher Gefahr zu bewahren. Obschon er während der französischen Herrschaft dieser gehorchen mußte, so blieb er doch stets ein echter Deutscher, dessen Herz warm für sein Vaterland schlug, und um dessen Elend er tief trauerte.

Leider war es ihm nicht mehr vergönnt, den Tag der Freiheit des Vaterlandes vom französischen Joche zu erleben; er sah nur noch das Morgenrot derselben; denn schon am 7. Mai 1813 starb er. Sein jüngster Sohn war nun unser Johann Karl Bertram Stüve.

Stüve ward am 4. März 1798 geboren, war also gerade 15 Jahre alt, als ihm sein Vater durch den Tod entrissen ward. Er hatte das Glück der Kindheit kennen gelernt; war er doch in einem durch Liebe verbundenen Familienkreise aufgewachsen und hatte von seiner an Herz und Geist so reich begabten Mutter die erste Erziehung genossen. Durch den Tod des Vaters, der nach den anstrengenden Geschäften seines Amtes seine Erholung einzig in der Familie suchte, war diese verwaist, und in ihr ein stilles Leben eingekehrt.

Unser Stüve benutzte seine Jugendzeit trefflich; er war einer der besten Schüler des Osnabrücker Ratsgymnasiums, das er 1817 verließ, um auf der Universität Berlin die Rechtswissenschaft zu studieren. Obschon er sich auch hier durch seinen Fleiß auszeichnete, so war er doch kein Stubenhocker; neben der Bildung seines Geistes war er auch auf die Stärkung Stärkung seines Körpers bedacht. So war er einer der eifrigsten Turner auf dem vom Vater Jahn gegründeten Turnplatze in der Hasenheide bei Berlin. Auch gehörte er zu den ersten, die an dem Gedanken der deutschen vaterländischen Einigung ihr Herz erwärmten, zu einer Zeit, wo es deren noch wenige gab, und wo es verboten, diese zu erstreben. Im Jahre 1818 ging Stüve nach Göttingen, wo er sich den Doktortitel erwarb.

Als er im Jahre 1820 seine Studien beendet hatte, ließ er sich in seiner Vaterstadt Osnabrück als Advokat nieder. Seine Mußestunden benutzte er zu Untersuchungen über die Geschichte seiner Vaterstadt. Nacheinander erschienen von ihm ein dritter Teil von Justus Mösers „Osnabrücker Geschichte, herausgegeben aus des Verfassers handschriftlichem Nachlasse", die Fortsetzung der vom Regierungssekretär Friderici und einem Bruder Stüves begonnenen „Geschichte der Stadt Osnabrück aus Urkunden", eine „Darstellung des Verhältnisses der Stadt Osnabrück zum Stifte", und noch einige andere denselben Gegenstand betreffende Abhandlungen.

Im Jahre 1824 sandte ihn Osnabrück zur Ständeversammlung nach Hannover. Hier sollte er sich als der Mann zeigen, der warm für die Interessen des Landmanns eintrat. Er hatte die unwürdige Lage, in der sich der Bauernstand befand, erkannt und war nun bestrebt, den pflichtigen Stand der Landbevölkerung von den auf ihm ruhenden Lasten zu befreien. Hatten doch schon die meisten deutschen Regierungen diese Verhältnisse geregelt; nur Hannover war noch hierin zurück, und hier war doch gerade die Befreiung des Bauernstandes bei dem Überwiegen des bäuerlichen Besitzes von dem Drucke der Willkür, die in einem großen Teile der Lasten herrschte, am notwendigsten und dringendsten, wenn an einen Aufschwung des Landes gedacht werden sollte. Stüve stellte nun den Antrag auf Erlaß eines Ablösungsgesetzes, welches auch im Frühjahr 1829 in der zweiten Kammer Annahme fand. Dieser Antrag war aber den Gutsbesitzern nicht willkommen, und da diese meistens dem Adel angehörten, der die erste Kammer beherrschte, so ward Stüves Antrag mit Geringschätzung zurückgewiesen.

Man hatte sich aber in Stüve verrechnet. Er war nicht der Mann, der sich durch einmaliges Mißlingen seiner Pläne zurückschrecken ließ. In einer Schrift: „Über die Lasten des Grundeigentums im Königreich Hannover", die 1829 erschien, legte er in überzeugender Weise die drückenden Verhältnisse des Landmanns dar, wies nach, daß eine Abhilfe dringend geboten sei, und gab auch gleichzeitig die Mittel dazu an. Die hannoversche Regierung sah sich denn auch infolge dieser Stüveschen Schrift gezwungen, sich mit der Ordnung der betreffenden Sache zu befassen, und so kam denn auch im Herbst 1830 unter entscheidender Mitwirkung Stüves, der inzwischen zum Schatzrat erwählt worden war, das Ablösungsgesetz zustande.

In dem Herzen des Bauernstandes, der seitdem zu blühendem Wohlstande emporgekommen ist, hatte sich Stüve durch seine Tat ein bleibendes Andenken erworben. Dies erkannte denn auch der hannoversche Landmann schon damals; denn aus den verschiedensten Gegenden unseres Hannoverlandes empfing Stüve Beweise der Dankbarkeit. Überreichte doch noch zehn Jahre später der osnabrücksche Bauernstand dem mannhaften Kämpfer für

die Rechte des Landmanns ein bedeutendes Kapital, welches den Grund zu einer Stiftung zur Förderung der landwirtschaftlichen Ausbildung des Bauernstandes bilden sollte.

Nachdem Stüve das Grundeigentum befreit hatte, drang er darauf, daß dem hannoverschen Volke ein Verfassungsgesetz gegeben würde. Die hannoversche Regierung konnte sich der Erfüllung dieses Verlangens nicht entziehen. Stüve selbst stellte in der zweiten Kammer den Antrag: „ein Grundgesetz zu erlassen, das, auf dem bestehenden Rechte beruhend, solches ergänze, zeitgemäß verbessere und vorzüglich durch klare Gesetzesworte die Verfassung vor Zweifel und Angriffen schützte." Er nahm selbst die Leitung der Sache in die Hand, und es gelang seinen Bemühungen, daß das Gesetz von beiden Kammern angenommen wurde. Mit der Veröffentlichung desselben am 26. September 1833 schien Hannover einer glücklichen Zukunft entgegenzugehen. Leider sollte aber das Gesetz schon nach vier Jahren vom König Ernst August für ungültig erklärt werden, ohne daß derselbe dazu die Einwilligung der Volksvertretung eingeholt hatte. Warm trat Stüve für das Staatsgrundgesetz ein; leider war seine Verteidigung desselben ohne Erfolg. Er schrieb die „Verteidigung des Staatsgrundgesetzes". Auch schloß er sich den auf gesetzlichem Wege versuchten Schritten des Osnabrücker Magistrats für Aufrechterhaltung der seitherigen Verfassung bei den allgemeinen Ständen und der Bundesversammlung aufs engste an.

Durch diese Kämpfe, die Stüve für das Recht des Volkes zu führen hatte, ward sein Name in ganz Deutschland rühmlichst bekannt. Schon im Jahre 1833 hate ihn seine Vaterstadt zum Bürgermeister gewählt, und fast 30 Jahre hat er diesem Amte die besten Kräfte seines Lebens gewidmet. Unbekümmert um die Meinung der Menge, mochte ihm Dank oder Undank zuteil werden, handelte er stets seiner Pflicht gemäß. Den Bürgern gegenüber war er leutselig, und mochte selbst der geringste Bürger ein Anliegen haben, Stüve war für ihn stets zugängig.

Aus diesem ihm liebgewordenen Wirkungskreise ward Stüve im März 1848 gerissen. Es war die Zeit der Stürme, des Aufruhrs, der Revolution, die, von Frankreich ausgehend, durch Deutschland brausten. Für unseren Stüve begann nun ein neuer politischer Wirkungskreis. König Ernst August ernannte ihn, den früheren Gegner, zu seinem Minister. Am 21. März übernahm Stüve das Innere in dem von Graf Bennigsen neugebildeten Ministerium, in welchem er eine hervorragende Rolle einnahm. Auch in dieser Stellung war Stüve stets für das Wohl des hannoverschen Volkes tätig. Er bewahrte das Land vor den Greueln der Revolution. Die Revision des Landesverfassungsgesetzes, die Entwürfe der Organisationsgesetze für die Verwaltung der Landgemeinden und der Städte, das Schöffengesetz mit den

übrigen Prozeßgesetzen, das Gesetz über die Aufhebung des Jagdrechts auf fremdem Grund und Boden sind mustergültige Zeugen des gewaltigen Organisationstalents Stüves, und es ist nicht zu viel gesagt, wenn später Rudolf von Bennigsen Stüve zweifellos nächst Stein das bedeutendste Organisationstalent auf dem Gebiete der inneren Verwaltung nennt, welches wir im 19. Jahrhundert in Deutschland gehabt haben. Leider sollte seine Wirksamkeit in der Nähe des Thrones nur von kurzer Dauer sein; denn schon nach zwei Jahren (1850) ward das Ministerium, zu dem Stüve gehörte, vom König entlassen.

Man bot Stüve die Landdrostenstelle in Hildesheim an; er schlug sie aber aus. Es zog ihn zurück nach seiner Vaterstadt. Diese wählte ihn sofort wieder zum Bürgervorsteher und 1852 zum Bürgermeister, welchen Posten er dann bis 1864 bekleidete. In dieser Eigenschaft blieb er seitdem eins der angesehensten Mitglieder der hannoverschen Ständeversammlung. Nach Niederlegung seines Amtes als Bürgermeister Ende 1864 wollte Stüve sich der Ruhe hingeben und sich ganz seinen historischen Forschungen widmen. Besonders lag ihm die Vollendung seiner Osnabrückischen Geschichte sehr am Herzen. Sein Nachfolger ward Miquel, der spätere berühmte Parlamentarier und preußische Finanzminister. Seine unbedingte Hingebung an seine Vaterstadt bestimmte Stüve doch 1869, die auf ihn gefallene Wahl zum Bürgervorsteher anzunehmen, und erst im Dezember 1871, als ihn seine Kräfte verließen, an den Sitzungen teilzunehmen, zog er sich ganz von den öffentlichen Geschäften zurück. Stüve ist der Begründer des historischen Vereins zu Osnabrück (jetzt „Verein für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück, historischer Verein"), dessen Mitteilungen eine Reihe der wichtigsten und bahnbrechendsten Untersuchungen aus Stüves Feder über die Geschichte der Stadt und des Hochstifts Osnabrück enthalten.

Wohl hat man Stüve vorgeworfen, daß er kein Herz für die Einigung Deutschlands gehabt habe; jeder aber, der ihn näher gekannt hat, muß diese Meinung als einen Irrtum zurückweisen. Sagte er doch auch selbst im Jahre 1848 in einem Schreiben an seine Wähler in Osnabrück: „Ich kann von mir sagen, daß seit länger als 30 Jahren mein Streben diesem Ziele (die Einigkeit Deutschlands) zugerichtet gewesen ist, daß ich dafür gearbeitet und gerungen habe." Ebenso warm wie das Wohl Hannovers lag Stüve auch das von Deutschland am Herzen. Die Aufhebung des hannoverschen Königreichs 1866 ertrug Stüve mit Ergebung. Wohl schmerzte es ihn tief, daß Deutsche gegen Deutsche das Schwert ergreifen mußten, daß das angestammte Herrscherhaus dem Throne entsagen und das Land seine Selbständigkeit verlieren mußte. Oft genug hatte er jedoch auf einen solchen Ausgang, den er vorhergesehen, warnend hingewiesen, um die hannoversche Regierung

von der von ihr betretenen und für sie so verhängnisvoll werdenden Bahn zurückzuhalten.

Vielfach ist Stüve in seinem Leben verkannt worden, oft von denen, deren Bestes er erstrebte; manche Mißerfolge und Enttäuschungen sind ihm beschieden gewesen, aber immer blieb er der feste, unbeugsame Mann des Rechts. Sein Leben war ein an Arbeit reiches, aber in dieser suchte und fand er Erheiterung und inneren Frieden. Ist ja doch, wie er sagte, das Leben uns nicht zum Genusse, sondern zur Pflichterfüllung von Gott gegeben.

In seiner Bescheidenheit und Selbstlosigkeit strebte er nicht nach äußerer Ehre und Anerkennung. Als man ihm den Rang und Titel als Staatsminister geben wollte, wies er dieses zurück. Seine Brust war nicht mit Orden und Ehrenzeichen geschmückt; aber ein köstlicheres Gut hatte er sich erworben: die Liebe seiner Mitbürger in Stadt und Land.

Obschon er ehelos blieb, so entbehrte er doch das Familienleben nicht; gehörte er doch seit dem 1826 erfolgten Tode seiner Mutter dem Familienkreise seines ältesten Bruders an. Durch den Tod desselben 1871 ward er tief erschüttert. Es war der letzte schwere Schlag, der ihn traf; denn am 16. Februar des folgenden Jahres (1872) legte er sein müdes Haupt zum letzten Schlummer nieder. Am 20. Februar fand sein Begräbnis statt.

Auch in schriftstellerischer Hinsicht war Stüve tätig. Seiner politischen Schriften ist bereits gedacht worden. Sein Hauptwerk ist die „Geschichte des Hochstifts Osnabrück". Der erste, das Mittelalter umfassende Teil erschien 1853, der zweite Teil aber erst nach Stüves Tode. Im Jahre 1851 erschien von ihm: „Wesen und Verfassung der Landgemeinden" und 1870 „Untersuchungen über die Gogerichte in Westfalen und Niedersachsen". Wie Justus Möser, so stellte auch Stüve seine Feder gern in den Kampf des täglichen Lebens. So erschienen von ihm in den „Osnabrücker Blättern gegen Branntwein und Berauschung", sowie in dem „Kislings Osnabrückischen Kalender" eine Reihe volkstümlicher Aufsätze.

Stüves Charakter zeichnete sich durch tiefe Religiösität, durch sittlichen Ernst, durch Selbstlosigkeit und Bescheidenheit aus. Von allem nahm er die genaueste Kenntnis; nichts war ihm zu gering. Er war stets bereit, zu raten und zu helfen, wo sich nur irgend eine Hilfe schaffen ließ. Zu jeder Tageszeit war er zu sprechen; des Vormittags ward sein Zimmer nie leer von Personen, die bei ihm Rat suchten. Als Quelle alles Gedeihens galten ihm Gottesfurcht, Redlichkeit und Nüchternheit. Wo er diese vermißte, tadelte er scharf und streng. Nie begann er des Morgens sein Tagewerk, bevor er nicht seine kleine Bibel aufgeschlagen und mit Gott geredet hatte. Sonntags war er ein regelmäßiger Besucher des Gottesdienstes und blieb es bis an sein Ende.

Stüves Andenken lebt noch jetzt in der Brust eines jeden Osnabrückers, und auch die Provinz Hannover rechnet ihn zu ihren besten Söhnen; das beweist das ihm von derselben errichtete und am 17. September 1882 in Gegenwart der ersten königlichen und städtischen Beamten der Provinz enthüllte Denkmal. Bei der Einweihung desselben sprach Dr. Miquel in seiner Festrede u. a. folgende Worte, in welchen wir am besten Stüves Charakterbild zusammenfassen können:

„Rastloser Fleiß, große Verstandesschärfe, ein bewunderungswürdiges Gedächtnis, tiefes Gefühl vereinigten sich bei Stüve mit seltener Energie und Kraft, um aus ihm eine in sich gefestigte Gestalt zu machen, welche in den verschiedensten Lebenslagen sich stets gleich blieb. Überall sehen wir ihn nach derselben Methode, nach denselben Grundsätzen handeln. Feind jeder willkürlich ersonnenen oder aus fremden Zuständen hergeleiteten Doktrin, zieht er stets nur äußerst behutsam und vorsichtig die Schlußfolgerungen, durchdringt er die Tatsachen in Vergangenheit und Gegenwart bis in die kleinsten Bestandteile und die äußersten Ursprünge und entlehnt denselben nur die nächsten sicheren Ergebnisse. So als Gelehrter und Historiker, so als Gesetzgeber und Verwalter steht er überall auf festem Boden, hält sich unmittelbar an das Gegebene, geht nur behutsam, aber doch, wenn es not tut, wohl vorbereitet und entschlossen weiter. Er durchlebte die Zeit blinder Bewunderung englischer Politik auf der einen und französischer auf der anderen Seite, er blieb davon unberührt; seine Gedanken und Pläne, wie diejenigen Mösers, entsprangen der Geschichte und dem Wesen des eigenen Volkes. Völlig unabhängig von der Tagesmeinung, kommt er öfters mit ihr in Widerspruch, bleibt immer unberührt von ihrem jubelnden Beifall, wie von dem vielleicht ungerechten Tadel. Er findet in verschiedenen Perioden eine große Zahl begeisterter Anhänger und Verehrer weit über die Grenzen Hannovers hinaus, zu allen Zeiten treue Freunde, Kollegen und Gehilfen. Niemals geht er in einer politischen Partei auf, kaum kann er zeitweilig zu einer solchen gerechnet werden.

Der Erfolg allein ist ihm nicht entscheidend. Streng gegen sich selbst, verlangt er auch von anderen treue Pflichterfüllung und bekämpft die sozialen Übel mit rücksichtslosem Ernst, aber dennoch im Geist der Liebe und christlicher Milde. Der Platz, von welchem aus er seinen Mitbürgern dienen kann, ist ihm gleichgültig. Die von seinem alten Lehrer an ihm gerühmte benevolentia animi haben die Mitlebenden oft genug und namentlich in der Armenverwaltung, in welcher er mit der größten Liebe bis zuletzt tätig war, wahrzunehmen Gelegenheit gehabt.

Hier, wie überall, hatte er sich nach und nach feste Grundsätze gebildet, die ihm als Richtschnur dienten, aber den Feind jeder Schablone und allen

bureaukratischen Mechanismus niemals beherrschten oder an der richtigen Beurteilung des einzelnen Falles hinderten. Es entspricht seinem guten Herzen, daß er sich vorzugsweise der weniger begünstigten Klassen annahm, des Bauernstandes auf dem Lande, des Handwerkerstandes in den Städten."

Das vom Bildhauer Pohlmann in Berlin, einem geborenen Iburger, entworfene und in Erz gegossene Denkmal stellt Stüve in Überlebensgröße, 2¼ Meter hoch, dar. Das Postament ist von schwedischem Granit. Die darin eingelassenen Bronzetafeln stellen Stüve dar: 1. als Bürgerfreund, wie er auf dem Osnabrücker Marktplatze, gefolgt vom alten porträtähnlichen Ratsdiener Landmeyer, Bürgern Rat erteilt; 2. als Bauernfreund, wie er sich mit einem pflügenden Landmanne unterhält; eine dritte und vierte Tafel enthalten den Namen Johann Karl Bertram Stüve und die Goetheschen Worte, die so recht auf unseren Stüve passen:

„Freigesinnt, sich selbst beschränkend,
Immerfort das Nächste denkend,
Tätig treu in jedem Kreise,
Still beharrlich jeder Weise,
Nicht vom Weg, dem graden, weichend,
Und zuletzt das Ziel erreichend."

Der westfälische Pumpernikel.

Von Professor Wibbe-Lippstadt.

1.

„Westfaolen, dat is weltbekannt,
Haollt van 'ne däft'ge Kost;
Brunmoos,[1]) daobi en Mettwuorst-End,
Auk Suurmoos[2]) smäck famost.
Jau, Mopkenbraut[3]) un Järftenbrie,
Un Potthast, Schinken, Speck,
En Töttken[4]) is auk guet füör di,
Weil dat nett tamper[5]) smäck."

(Landois: Franz Essink, 3. Teil, Seite 64.)

Da haben wir eine ganze Anzahl dem Westfalenlande eigentümlicher Gerichte; mit leichter Mühe ließe sich die Liste noch fortsetzen. Für einen Kochkundigen wäre es eine gewiß dankenswerte Aufgabe, einmal eine „Küchen-

[1]) Braunkohl. [2]) Sauerkraut. [3]) Wurstebrot. [4]) Münsterisches Nationalgericht, bestehend aus Fleischresten, die in einer kurzen, [5]) würzigen Brühe gekocht sind.

studie aus Westfalen" zu schreiben; denn Westfalens Küche ist gut; und wenn auch zu manchem Gerichte die Würze der Heimatliebe und der Erinnerung an die schöne, ferne Jugendzeit hinzukommen muß, um es schmackhaft zu finden, so gilt das doch lange nicht von allen westfälischen Speisen, namentlich nicht von dem Gebäcke, dessen Geschichte, Bedeutung, Zubereitung und Verwendung in den folgenden Zeilen behandelt werden soll, dem Pumpernickel.

Wer kennt ihn nicht, den westfälischen Pumpernickel? Wem schmecken seine schwarzbraunen, kräftig duftenden Scheiben nicht, wenn sie im schimmernden Festsaale nach leckerem Mahle zu Butter und Käse gereicht werden, oder wenn sie zu Schinken oder Wurst und einem alten Korn auf dem Frühstückstische erscheinen? Manches jugendliche Leckermaul in fernen Landen beneidet im stillen die blondhaarigen, holzschuhtragenden Westfalenkinder, die nur zu rufen brauchen: „Moder, en Buoter!" und dann gleich ein herzhaftes Butterbrot mit „Pumpernickel" verabfolgt bekommen.

Jawohl, Prosit die Mahlzeit! „So billig fiedelt Lux nich!" Pumpernickel kennt der westfälische Junge gar nicht und bekommt ihn auch nur in den seltensten Fällen zu kosten; denn dieses kuchenartige Backwerk, das in Form von Prismen, Rollen, Walzen und Würfeln jährlich in tausenden von Paketen nach aller Herren Länder versandt wird, ißt der Westfale höchst selten. „Dat Tüg hackt em türken de Tiäne!" — Sein Schwarzbrot — den Namen Pumpernickel kennt er gar nicht — ist anders geartet; es ist ungesüßt, ein wenig heller von Farbe, derber und scharf, aber nicht unangenehm von Geschmack und Geruch; es schmeckt am besten, wenn es einige Tage alt ist. Dabei ist es von fast unbegrenzter Haltbarkeit; die berühmte „Schwarzbrot-Bäckerei" von Gallenkamp in Lippstadt legte dem Verfasser dieser Zeilen vor kurzem sieben Jahre altes Schwarzbrot vor, das trotzdem völlig unverdorben war und in Wohlgeruch und Wohlgeschmack nicht im geringsten gelitten hatte.

Da in diesem Brote die Kleie mit verbacken wird — darin liegt gerade sein Hauptwert — so stellt es an Magen und Darm hohe Anforderungen, wirkt aber auf die Dauer kräftigend und stärkend.

Auch in seiner äußeren Form unterscheidet es sich von dem für die Ausfuhr gebackenen Pumpernickel; es erscheint in mächtigen Würfeln zu 5, 10, 20 und 30 Pfund, den so genannten „Dalersbrauden", weil zu einem Brote für einen Taler ungebeuteltes und nur geschrotenes Rogenmehl gebraucht wird.

Äußeren Angriffen durch Messer und Zahn setzt es einen sehr wirksamen Schutz entgegen durch eine fast fingerdicke, sehr harte Kruste, die für

die Zahnhygiene der Westfalen von größter Bedeutung ist; denn wer in der Jugend seine Kauwerkzeuge an einem so widerstandsfähigen, festen Materiale geübt hat, der erfreut sich in den meisten Fällen bis ins hohe Alter eines tadellosen Gebisses.

Wie hart die Kruste oft sein kann, mag folgende wahre Begebenheit beweisen. Mein Onkel traf Mitte der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts nächtlicherweile zu Fuß von der alma mater litterarum wieder in der Heimat ein. Der weite Weg und die bei dem Überflusse an Geldmangel schmale Reisekost hatten bei ihm einen quälenden Hunger erzeugt. Was Wunder, wenn er daher nach herzlicher Begrüßung der Lieben, die schon im ersten Schlafe lagen, der Küche zustrebte und Schrank und Keller einer eingehenden Prüfung unterzog. — Bald war das Gewünschte gefunden; allein — das mächtige Schwarzbrot widerstand mit seiner harten Kruste erfolgreich allen Angriffen mit dem Brotmesser. Doch „Not macht erfinderisch". Bald erdröhnte das nächtlich stille Haus von dumpfen Schlägen, die meinen Großvater veranlaßten, schleunigst nachzusehen, was für Geschichten der „Junge" gleich bei seiner Rückkehr anstellte. Dem staunenden Blicke des guten Alten entrollte sich folgendes Bild: Auf dem Boden der Küche liegt auf einem Tuche das „Dalersbraut", das Onkel, der Not gehorchend, mit dem Küchenbeile bearbeitet.

Das Schwarzbrot ist nicht über ganz Westfalen verbreitet; im Sauerlande und im Paderbornischen ist seit undenklichen Zeiten helles Brot nach fränkischer Art gebacken worden; eine Ausnahme bildet im Paderbornischen allein Dellbrück mit Umgebung. Es wird hergestellt aus einmal durch die Mühle gegangenem, ungebeuteltem Roggenmehl; die Kleie wird also mit verbacken; gerade darin besteht wohl sein Hauptvorzug. Noch in meiner Jugend knetete und formte in jedem Bürgerhause meiner Vaterstadt die Hausfrau das Schwarzbrot selbst, das dann vom Bäcker gebacken wurde. Jostes gibt im Westfälischen Trachtenbuche folgendes Rezept an: Der Teig wurde 24 Stunden vor dem Backen zum Säuern angemengt. Die im Backtroge zurückgebliebenen Reste des vorigen Teiges und warmes Anmengewasser beförderten die Säuerung. Wer eine starke Säure liebte, steckte außerdem wohl noch einen zinnernen Löffel hinein. — Inwiefern hierdurch die Säuerung befördert werden soll, habe ich nicht feststellen können.

Diese in Städten, also auch meist für kleinere Haushaltungen hergestellten Brote hatten trotzdem meist schon eine beträchtliche Größe; die größten hießen „Schiepels- oder Dalersbräude". Sie wurden oft auf eigentümliche Weise vom Bäcker heimbefördert: auf der oberen Seite dieser Brote befand sich mitten eine kreisförmige, talergroße Vertiefung; in diese stieß

der Abholer einen kräftigen Stock, meistens einen Besenstiel, und trug dann das Brot auf der Schulter nach Hause.

Wie man auf dem Lande beim Brotbacken verfuhr, beschreibt B. Gövert in der Zeitschrift „Niedersachsen" Jahrgang 1910/11 sehr anschaulich. Der Hofbesitzer buk den Pumpernickel für seinen Haushalt im eigenen Backhause, das wegen der Feuersgefahr etwas abseits von den Gebäuden des Hofes lag; zugleich war er verpflichtet, für seine Mietsleute — Heuerleute — das Brot unentgeltlich mitzubacken. Da man das Brotkorn auch gemeinschaftlich mahlen ließ, so lieferte jeder Heuermann am Vorabende des zum Mahlen bestimmten Tages sein Korn in einem gezeichneten Sacke beim Hofbesitzer ab. Am nächsten Morgen fuhr ein Knecht mit einem Heuermann, „der an der Reihe war", das Korn zur Mühle. Abends holten die Heuerleute ihr Mehl wieder ab, und dann wurde der Teig angemengt, der 24 Stunden säuern mußte. Da es sich auf den Höfen meistens um größere Mengen handelte, so wurde der Teig nicht mit den Händen geknetet, sondern von einem Hütejungen mit den Füßen getreten. Nachdem dieser Füße und Beine säuberlich gewaschen und eine weiße Kniehose übergezogen hatte, konnte die Arbeit beginnen.

Inzwischen wurde der Ofen mit „Backspellern" = Holzscheiten von etwa 1½ Meter Länge geheizt. Um festzustellen, ob der Ofen die rechte Wärme habe, hate man ein einfaches Mittel: man nahm einen trockenen Strohhalm und hielt ihn in den Ofenmund; wenn dieser in einer bestimmten Zeit versengte, war die Hitze gut. Man teilte dann den Teig mit einem an der unteren Seite geschärften Brette, das oben einen Handgriff hatte, in große Würfel von je 35 oder 40 Pfund ab und formte diese zu Broten und zeichnete sie. Nachdem dann der Ofen gereinigt war, schob man die Brote hinein, verschloß die schwere Ofentür und verschmierte sie mit Lehm. Nach 24 Stunden war das Brot gar. Seine dunkle Farbe rührt daher, daß der Teig in seinem eigenen Schwaden bäckt. Die Beteiligten wußten aus Erfahrung, wann das Brot herausgezogen wurde und fanden sich dann ein, um es abzuholen.

Heute sieht man diese Backhäuser nur noch selten; bald wird es dahin gekommen sein, daß man sie den Kindern in Modellen vorzeigen muß, um ihnen zu veranschaulichen, wie in „Hänsel und Gretel" die Hexe in den Backofen geschoben wurde. Es hat sich überhaupt auf dem Lande in den letzten Jahrzehnten ein großer Wechsel vollzogen gerade in der Brotbereitung; während früher der Bauer von seinem selbstgebackenen Brote für gutes Geld in die Stadt verkaufte, ist heute der Weg umgekehrt: der Bauer kauft nun in der Stadt sein Brot ein; die schönen Zeiten des kräftigen, nach Eiern und Milch duftenden „Bauernstutens", wie man ihn früher im Münsterlande zu den Vier-Hochzeiten von seinem Butterbauern geschenkt erhielt, sind gewesen.

2.

Über die Bedeutung des Wortes „Pumpernickel" ist im Laufe der Jahre eine ganze Literatur entstanden; darunter sind manche Erklärungsversuche, die das Merkmal ihres volksetymologischen Ursprunges unverkennbar an der Stirne tragen. Ich will aber der Vollständigkeit halber einmal alle Versuche zusamenstellen und zum Schluß meine eigene Ansicht beifügen.

Wohl allgemein bekannt ist folgende anekdotenhafte Erklärung: Ein französischer Reitersmann, dem man im Osnabrückischen Schwarzbrot vorsetzte, habe es abgelehnt mit den Worten: „c'est bon pour Nicol" = das ist gut für mein Pferd Nickel; daher der Name Pumpernickel.

Ein anderer Erklärer weiß folgendes zu berichten: Als um 1400 in Niedersachsen eine Hungersnot herrschte, soll ein mildtätiger Bischof von Osnabrück im dortigen, heute noch „Pernickelsturm" genannten Turme die ersten Schwarzbrote haben backen lassen und sie den Hungernden mit dem aufmunternden Namen „bonum paniculum" = gutes Brötchen, schmackhafter zu machen gesucht haben. Aus bonum paniculum sei dann Pumpernickel geworden.

Ebenso unhaltbar ist die dritte Erklärung, nach der das Wort durch die in Westfalen beliebte Umstellung des Vor- und Zunamens aus dem Namen des ersten Schwarzbrotbäckers „Nikolaus Pumper" entstanden ist; er soll um 1475 in Braunschweig oder Osnabrück gelebt haben.

Im Jahrbuche des niederdeutschen Sprachvereins bringt 1909 Aug. Grabow eine wissenschaftliche Erklärung des Wortes, die auf den ersten Blick viel Bestechendes an sich hat, bei näherem Zusehen aber auch als unhaltbar erscheint. Nach Grabow soll das Schwarzbrot im mittelalterlichen Latein panis perniger = ganz schwarzes Brot, geheißen haben. Daraus sei unter der geläufigen Verwechselung des r mit l entstanden „Panpernigel", das dann weiter zu Pumpernickel geworden sei. — Gegen diese Bildung läßt sich an sich wenig oder gar nichts einwenden; denn perniger erscheint als eine durchaus statthafte Bildung zu niger, wie permagnus zu magnus, permultus zu multus usw. Auch ist die Umgestaltung von panpernigel zu Pumpernickel im Munde des Volkes sehr wohl denkbar; allein ich vermisse zunächst den urkundlichen Nachweis, daß man das Schwarzbrot tatsächlich panis perniger genannt hat. Die ganze Ableitung wird aber hinfällig, wenn man bedenkt, daß das Wort „Pumpernickel" im Oberdeutschen schon viel früher vorkommt, und zwar in einer Bedeutung, die sich unmöglich mit panis perniger in Zusammenhang bringen läßt. G. Kuhlmann (Niedersachsen 10/11 Seite 232) hat das Wort Pumpernickel für die Schweiz und Oberdeutschland viel früher nachgewiesen. Er führt folgendes allemannisches Kinderliedchen an:

„I bin e chleine Pumpernickel,
I bin e chleine Bär;
Und wie mi Gott erschaffen hat,
So wagglen ich daher."

Was in diesem Gedichtchen „Pumpernickel" bedeutet, wird aus folgender einfachen Betrachtung klar. Man kann im Niederdeutschen häufig hören, daß eine einfache Frau aus dem Volke ihren kleinen Liebling mit derben aber kosenden Worten nennt: „mien leiw, sööt Schieterken!" Eine ganz ähnliche Bildung ist „Pumpernickel"; denn „pumpen" oder „pumpsen" ist das Tätigkeitswort zu dem am Rhein heute noch geläufigen Dingworte „Pümpschen" und bedeutet, sich arg unanständig aufführen durch Verunreinigung der Luft. Und Nickel = Nikolaus? Dieser Vorname findet sich neben „Fritz" und „Friedrich" in der derben Volkssprache in ähnlichen Bildungen noch mehrfach. Jostes, der dieselbe Ansicht über die Entstehung und Bedeutung des Wortes „Pumpernickel" vertritt, übersetzt a. a. O. das Wort mit „Stinkfritz" und fährt dann also fort: „Diese Benennung ist auch nicht unzutreffend; denn das Schwarzbrot hat an sich schon einen sehr scharfen Geruch, der freilich keineswegs unangenehm ist. Wenn Leute viel Schwarzbrot gegessen haben, so riecht man ihnen das ebenso gut an, als wenn sie viel Schnaps getrunken haben, ganz abgesehen davon, daß von diesem Brote auch gilt, was Walther von der Vogelweide sehr dezent von der Bohne sagt: „Sie ist vor und nach der None faul."

Demnach dürfte über die Entstehung des Wortes „Pumpernickel" wohl folgendes feststehen: Ursprünglich ist es ein von einem sogenannten „guten Nachbarn" herrührendes Schimpfwort, das dieser dem Brote für seine oben angedeutete Wirkung beigelegt hat. Auch die Bedeutung des Wortes ist nach dem oben Gesagten klar. Damit, meine ich, ist der Streit um das Wort „Pumpernickel" endgültig abgetan.

3.

Das Schwarzbrot ist in alter Zeit die einzige Brotart in Westfalen gewesen; denn es ist nicht anzunehmen, daß ein Volksstamm, der das feinere Weizenbrot kannte, dieses aufgegeben und sich dem Schwarzbrote zugewandt hätte. Auch geht das aus folgendem hervor: Das Wort „Pumpernickel" war bis vor wenigen Jahrzehnten in der Heimat des Schwarzbrotes kaum bekannt, wurde jedenfalls von den Einheimischen nie gebraucht. Es hieß einfach „Braut"; denn es gab eben kein anderes Brot. Die Benennung „Schwarzbrot" ist auch schon jüngeren Datums; sie ist veranlaßt durch das wahrscheinlich von den Mönchen nach Westfalen gebrachte Weißbrot; dieses wird schon erwähnt in einer Urkunde des Bischofs Erpho von Münster aus

dem Jahre 1190. (Vgl. Josles a. a. O.) Der älteste Name für Weißbrot war „Roggen", eine Bezeichnung, die sich in Köln noch erhalten hat in „Röggelchen" = Weißbrötchen. Die Bezeichnung „Stuten" kommt erst mit dem beginnenden Mittelalter auf. Dieses Weißbrot dürfte im großen und ganzen dem nun leider fast völlig verschwundenen Bauernstuten gleich gewesen sein. Den Übergang vom Brot zum Kuchen bildeten die sog. „Weggen", die nun auch verschwunden sind, während sie noch vor 30—40 Jahren im Münsterlande bei Bauernhochzeiten und Kindtaufen ein stets wiederkehrendes Gebäck waren. Sie waren flach und kreisrund und so groß, daß sie gerade in einen Kopfkissenbezug paßten, in dem sie auch in der Regel befördert wurden. Ich erinnere mich noch ganz deutlich, daß ich in meiner Jugend häufig Hochzeits- und Kindtaufsgäste mit einem solchen rot und weiß gewürfelten Kissenbezuge haben ziehen sehen.

Westfalen und seine Bewohner erfreuten sich in alter Zeit keines guten Rufes; Schriftsteller und Reisende ergehen sich in oft wenig schmeichelhaften Urteilen über Land und Leute. Als der Herr mit Petrus über die Erde wandelte und auch nach Westfalen kam, schuf er durch einen Fußtritt aus einem Eichenstumpfe den ersten Westfalen, der seinem Schöpfer gleich mürrisch die Tat mit den Worten dankte: „Wat stött he mi?" — Immer ist es das alte Lied:

„Hospitium vile,
Grof Braut, dünn Beer, lange Mile
Sunt in Westfalia.
Si non vis credere, laup da."

Da braucht man sich nicht zu wundern, wenn ein so eigenartiges Brot als der Pumpernickel im Urteile der Fremden meist recht schlecht wegkommt. Als der berühmte flandersche Humanist Justus Lipsius im Jahre 1580 auf einer Badereise nach Niedersachsen wahrscheinlich in die Nähe Oldenburgs verschlagen wurde, datierte er seinen Reisebrief „ex hara, quam hospitium appellant" = aus dem Schweinestalle, den sie Herberge nennen. Er schreibt seinem Freunde Haurnius dann weiter: „Was für ein Brot! Wenn du die Farbe, das Gewicht, die ganze Gestalt gesehen hättest, du hättest es abgeschworen, daß es Brot sei. Es ist schwarz, grob, herbe und zu Klötzen von 4 oder 5 Fuß Länge geformt, die ich nicht hätte aufheben können. Armes Volk, das seine eigene Erde essen muß!"

Als der päpstliche Gesandte Fabio Chigi sich auf dem Wege nach Münster i. W. zur Teilnahme an den Verhandlungen des Westfälischen Friedens befand, lernte er gleich bei seinem Eintritt in Westfalen beim „Wittlerbaum" den Pumpernickel kennen und urteilt also:

„Einkehr wurde gemacht unterwegs in rauchiger Hütte,
Neben dem Schslein nahmen wir Platz und begannen zum Scherze
Schimmlige Brocken zu essen, geschnitten von schwärzlichem Brote, —
„Pumpernickel", so nennt der Westfale dies Brot, eine Speise
Für den Ackersmann kaum und die Ärmsten des Volkes genießbar."

Nach Jostes a. a. O. hatte der englische Historiker Lediard, der eine Beschreibung seiner Reise durch Westfalen und Niedersachsen herausgab (deutsche Übersetzung, Lemgo 1764), schon an dem bloßen Anblick genug und kam nicht einmal zum Kosten: „Als wir speiseten, und ich von einer Art Brot gehört hatte, welches in diesem Lande die gemeinste (= allgemeine) Nahrung der Leute ist und Pumpernickel genannt wird, so forderte ich ein Stück davon. Man hieb es mit einem Handbeile von einem großen Laibbrote ab, das wenigstens aus einem ganzen Scheffel gebacken war, und überreichte es mit einem großen Gepränge auf einem hölzernen Teller. Ich hatte aber schon von dem Ansehen genug und verlangte es nicht zu kosten."

Der Franzose Voltaire lernte auf seiner Reise durch Westfalen, die ja auch sonst für ihn reich an allerlei Abenteuern war, auch den Pumpernickel kennen und schreibt darüber: „Une certaine pierre dure, noire et gluante, composée à ce qu'on dit d'une espèce de seigle, est la nourriture des maitres de la maison."

Nach Lamprecht (Lippstädter Patriot 1913 Nr. 170) urteilte weit günstiger über den Pumpernickel der Leibarzt Friedrichs des Großen, Dr. Hoffnung; er erzeuge sehr gesunde Säfte und verhüte alle Krankheiten, die im „aufgereizten Blute" ihre Ursache haben. Nach seiner Versicherung bewirkt der Pumpernickel Gradheit, Biederkeit, gesunden Verstand und Erwerbsfleiß.

Übrigens war man sich in Deutschland selbst nicht klar über den Pumpernickel; denn in einem dem Ende des 18. Jahrhunderts entstammenden deutschen Werke „Der preußische Staat in sechs geographischen Tabellen" wird der Pumpernickel als ein Produkt aus dem Tierreiche hingestellt. Offenbar hat der Verfasser in diesem Falle den Pumpernickel mit dem „Wurstebrote", das auch „Moppkenbraut" oder „Punschkebraut" genannt wird, verwechselt. Diese köstliche Speise wird gleichfalls aus geschrotenem Roggenmehl hergestellt, das aber nicht, wie beim Pumpernickel, mit Wasser, sondern mit Schweineblut angemengt und zu Kugeln von 25—30 Zentimeter Durchmesser verarbeitet wird; durch die Verwendung des Schweineblutes ist wohl der Irrtum entstanden, es für ein Produkt aus dem Tierreiche zu erklären. Früher wurde Wurstbrot in allen münsterländischen Haushaltungen beim Feste des Schweineschlachtens gemacht. Es wird in fingerdicke Scheiben geschnitten, in Schmalz und Schrieben gebacken und als Delikatesse zum Frühstück gegessen.

Als der französische General Thiébault 1784 von Berlin nach Frankreich zurückkehrte, kaufte er in Minden einen Pumpernickel, eine Art schweren, schwarzen Brotes, „das sich ein Jahr hält und von dem man mit der Axt Stücke abschlägt, und das von Pferden und Menschen genossen wird". Er nahm es mit nach Paris und war erstaunt darüber, daß es dort Leute gab, die es ausgezeichnet fanden.

Hoffähig soll der Pumpernickel geworden sein durch Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, auf dessen Tafel er niemals fehlte. Seitdem hat der Pumpernickel seinen Siegeszug über die ganze Welt eröffnet; in Münster, Warendorf, Soest und vor allem in Lippstadt blüht die Pumpernickel-Bäckerei; von der zuletzt genannten Stadt werden allwöchentlich zahllose Pakete mit Pumpernickel bis nach dem fernen Peru versandt.

Die Lippstädter Schwarzbrotbäckerei Modersohn schenkte vor einigen Jahren Johannes Trojan als Ehrengabe einen Riesenpumpernickel von mehr als 60 Pfund Gewicht. Die poetische Antwort, die darauf erfolgte, mag den Abschluß dieses geschichtlichen Teiles bilden.

„Was für ein Brot! Fast einen Schreck
Bekam ich, als es duftig frisch
Mir ward gebracht. Solch ein Gebäck
Sah ich noch nie auf meinem Tisch.

Wie schwer! Man hebt's mit Mühe nur
Empor und legt es ächzend hin.
Und wie es schmeckt! Das ist Natur,
Und Korn und Kern spürt man darin.

So kräftig, und daneben doch,
So lieblich auch wie edler Wein!
Wo solch ein Korn wächst, muß auch noch
Der Boden gut und tüchtig sein.

Und eines noch, das mich erfreut,
Das glaube ich fortan unbeirrt:
Zuhause sein muß Ehrlichkeit,
Wo solch ein Brot gebacken wird."

4.

Das Brot galt in alter Zeit als heilig; es wurde den Kindern eingeschärft, daß man niemals auch nur ein kleines Stück fortwerfen oder verkommen lassen dürfe; das galt als Sünde. Wer es dennoch tat, dem prophezeite man, daß er später in Not und Elend geraten werde. — Aber auch sühnende Kraft legte man dem Brote bei; dafür bringt Jostes a. a. O. zwei Beispiele bei, die hier Platz finden mögen: Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sich in der Gegend von Ankum ein Mann in der

Bodenluke erhängt hatte, hing die Witwe nachher ein Stück Brot hinein und ließ es dort lange hangen. — In derselben Gegend geht die Sage, daß auf der Wahlfeldsheide ein Heide seinen Vater erschlagen und ihm ein Brot mit ins Grab gegeben habe.

Aber auch heilende Kraft legte man dem Brote bei. Bei schwärendem Finger, dem sogenannten „Wuormteken", verwendete man es in folgender Weise: Man machte einen Brei aus Brot, Butter und Speck, am einfachsten, — indem man die drei genannten Teile zusammen im Munde zerkaut. Die Masse legt man auf die schwärende Stelle und umwickelt sie mit Leinwand; es soll schmerzstillend und reifend wirken. Freilich darf es dann einem nicht ergehen, wie einst unserer Nachbarsfrau. Ein böses „Wurmzeichen" quälte sie so, daß sie nachts kein Auge voll Schlaf bekam. Schließlich in tiefster Nacht entschließt sie sich, das erwähnte Hausmittel anzuwenden; allein vergebens: der Schmerz will sich nicht legen. Als dann endlich unter Seufzen und Stöhnen die lange Nacht zu Ende geht, und der Gemahl im bleichen Schimmer des ersten Frühlichtes den Schaden besehen will, macht er die heitere Entdeckung, daß — Mutter in Schmerz und Schlaftrunkenheit den sonst so wirksamen Brei um den falschen Finger gelegt hatte.

Schlimmer erging es vor etwa 20 Jahren einem biederen Bäuerlein in meiner Heimat. Er verspürte eines Nachmittags heftiges Kratzen und Stechen im Halse, das trotz alles Schluckens und Schlingens nicht enden wollte. Da damals zufällig in der Gegend die Diphtherie ausgebrochen war, tröstete er sich damit, daß er auch von der „niemodschen" Krankheit befallen sei. Statt aber zum Arzte zu schicken, verschreibt er sich selbst zur Reinigung seines Schlundes — die Krusten eines Talerbrotes, die er nur wenig zerkaute und dann mühsam hinunterwürgte; doch das Kratzen ließ nicht nach. Endlich schickte man zum Arzte, der statt der „niemodschen" Krankheit einen Knochensplitter im Halse des Patienten feststellte. Leider war schon der Brand eingetreten, so daß ärztliche Kunst nicht mehr helfen konnte.

Früher erschien in Westfalen das Schwarzbrot bei allen Mahlzeiten, auch beim Mittagessen, auf dem Tische. Man brockte es in die Suppe, namentlich gern in den Milchpapp, in dem es vorzüglich schmeckte. — Geriebenes und mit Zucker und Zimmet gemengtes Schwarzbrot streut man heute noch im Münsterlande auf die „Dicke Milch". Ich kann aus eigenster Erfahrung jedem das Rezept aufs angelegentlichste empfehlen. — Bei den übrigen Tagesmahlzeiten aß man Schwarzbrotschnitten mit Butter bestrichen und mit Schinken oder Wurst belegt. Heute wird ein Butterbrot wohl nie mehr ausschließlich aus Schwarzbrot gemacht; man nimmt immer je eine Schnitte Schwarzbrot und Weißbrot und klappt sie aufeinander.

In früheren Zeiten, vor 30 und mehr Jahren, gab es auf den Bauernhöfen des Münsterlandes statt des modernen Kaffees sogenannten „Soppen“: Schwarzbrotstücke wurden geweicht und mit heißer Milch, die mit Honig gesüßt war, übergossen. Bei besonders anstrengender Arbeit, also namentlich in der Erntezeit, schüttete man noch zerlassene Butter darüber und nannte das Gericht dann „Fettsoppen“. Wie wesen- und gegenstandslos erscheint dagegen ein heutiges Frühstück!

Ein vortreffliches, höchst wohlschmeckendes Gericht aus Schwarzbrot ist der „Bettelmann“. Schwarzbrot wird gerieben; davon streut man eine einen halben Finger dicke Schicht in die Pfanne und bedeckt sie einen Finger dick mit Apfelkompott. Darüber kommt wieder eine Schicht geriebenes Schwarzbrot, die mit Streuzucker bedeckt wird. Das Ganze wird in der Pfanne gebacken und schmeckt als Nachtisch großartig.

Im Münsterlande bereitet man auch aus Schwarzbrot eine schmackhafte und gesunde Suppe. Man zerkocht Brot in Wasser; — gewöhnlich nimmt man dazu die härtesten Kruſten, die selbst für den Zahn eines Westfalen zu hart waren. — Dann süßt man die Suppe mit Zucker oder Sirup, tut Rosinen und Korinthen hinein und schüttet vor dem Anrichten einen Guß Rotwein daran. Probatum est!

Wir sind am Ende unserer Betrachtung angelangt. Im Westfalenlande hat der Konsum in Pumpernickel oder Schwarzbrot bedeutend nachgelassen. Modernes Weißbrot und Kuchen haben ihn verdrängt. Ob zum Vorteile der heutigen Westfalen? Wenn der Satz noch Gültigkeit hat: „Was der Mensch ißt, das ist er!“ dann entschieden zu ihrem Nachteile; denn ein Brot von solcher Eigenart muß dann entschieden einen nachhaltigen Einfluß auf den ganzen Menschen ausüben.

Geschichte und Beschreibung der Stiftskirche zu Bassum.

Von Superintendent H. Mehliß.

Wenn man von Bremen aus die im Jahre 1810 durch Napoleon zur Verbindung mit Köln a. Rh. vollendete große Chaussee verfolgt, so gelangt man nach etwa 3 Meilen in eine Gegend, die von der bis dahin flachen und reizlosen Landschaft angenehm absticht. An manchen Stellen erhebt sich der Boden, an anderen senkt er sich wieder, in den Tiefen erfreuen anmutige grüne Wiesen das Auge, von Bäumen und Hecken malerisch um-

säumt und von rieselnden Bächen durchschlängelt, und Waldpartien wechseln mit den Ackerfeldern. In dieser landschaftlich sehr freundlichen Gegend liegt am südwestlichen Ende eines ziemlich bedeutenden Fleckens das uralte Stift Bassum, welches viele Jahrhunderte einen hervorragenden Platz unter den freien Stiften unseres Landes eingenommen und sich ein erhabenes Denkmal durch seine schöne Kirche gesetzt hat. Wollen wir eine kurze Geschichte und Beschreibung dieser Stiftskirche geben, die es verdient, in weiteren Kreisen bekannt zu werden, so ist es wohl natürlich, daß wir auch dabei des Stiftes gedenken, welchem die Kirche ihren Ursprung verdankt.

Mehr als tausend Jahre sind bereits verflossen, seit das Stift Bassum gegründet wurde. Wie ganz anders aber sah es damals in der Gegend aus! Wo heute in den Niederungen die größten Ortschaften liegen und die besten Kornfelder und Wiesen sich ausdehnen, da standen vielfach zu der Zeit Sümpfe oder Moräste mit mannshohem Schilf und Ried, in denen Wasservögel ungestört ihr Wesen trieben; auf der Geest war Urwald, und über dieser Waldeinsamkeit schwang sich der Adler in die Lüfte, während Birkhühner, Trappen, Auerhähne, Tauben und zahlreiche andere Vögel, groß und klein, reichliche Nahrung und sichere Verstecke fanden. An den Flüssen und Bächen arbeitete noch der jetzt längst ausgerottete Biber seinen Wunderbau, flüchtigen Fußes jagten das gesellige Reh und der Hirsch über den grünen Rasenteppich. Im Dickicht wühlte der unwirsche Eber mit spitzer Klaue die Erde auf und wetzte seinen alabasternen Hauer an der Rinde der Bäume, erschien auch des Abends, von der Wildsau und Frischlingen umgeben, in den Lichtungen des Waldes, wo des Tages über die giftige Kreuzotter sich gesonnt. Das plumpe, aber doch stattliche und wie ein Pferd große, aus Deutschland längst verschwundene Elentier trabte damals noch, mit den Nüstern laut schnaubend, schüttelnden Hauptes durch das Gebüsch, während sein schaufel- und gabelförmiges Geweih rechts und links an die Bäume klappte. Auch für den Wolf und Luchs war noch hinreichend gesorgt, von Füchsen und Dachsen gar nicht zu reden, während der naschhafte Bär nach einem wohlgefüllten wilden Bienenstocke aussah. Neben allen diesen Tieren hauste noch in den Wäldern der Auerochse oder Ur, welchem der römische Feldherr Cäsar vor allem Wilde deutscher Wälder den Preis erteilte.

Der Landstrich, von welchem wir reden, hieß zu der Zeit Largau und gehörte zu Engern; die Engern aber waren einer der drei Hauptstämme der alten Sachsen (Westfalen, Engern, Ostfalen). Ein Menschenalter, 33 Jahre hindurch, hatten sie Karl dem Großen, dem gewaltigsten aller deutschen Könige und Kaiser, getrotzt und in echt deutscher Treue für ihre Selbständigkeit und ihren väterlichen Glauben gekämpft. Nun waren sie endlich gänzlich unterworfen, und Bistümer befanden sich bereits in den vornehmsten Orten.

Aber viele Sachsen saßen noch grollend auf ihren einsamen Höfen und dienten heimlich nach wie vor ihren alten Göttern. Da sahen eines Tages Bewohner des Largaus zu ihrem Erstaunen Männer kommen, welche an der Stelle, wo nun schon so lange das Stift Bassum steht, den dunklen Wald lichteten. Ansgarius (Anschar) hatte sie gesendet, jener hochverdiente Apostel des Nordens, der, nachdem er mit unerschrockenem Mute und segensreichem Erfolge den heidnischen Dänen und Norwegern das Evangelium verkündet, im Jahre 847 zum Erzbischof von Bremen ernannt worden war. Mit apostolischem Eifer nahm er sich auch hier seines Amtes an und bemühte sich vor allen Dingen, an passenden Plätzen Gotteshäuser zu bauen und Klöster zu errichten, um durch Predigt und Unterricht dem Christentume eine freudige Aufnahme in den Herzen der widerwillig Unterworfenen zu verschaffen. Zuerst bekehrte er im Largau einen angesehenen Edeling (Edelmann), namens Biriks oder Birk und baute auf seinem Grund und Boden ein Kloster, das er ihm zu Ehren Birkhausen, also Birikos oder Birks Haus nannte; es hieß bald Birksen, dann Barsen, darauf Bassen und jetzt heißt es endlich hochdeutsch Bassum. Das Geschlecht derer von Barsen ist noch viele Jahrhunderte begütert und angesehen gewesen, hat später noch unter dem Herzoge Georg von Hannover im Dreißigjährigen Kriege tapfer und siegreich gegen die Kaiserlichen gefochten und blüht noch heute in Schweden.

Mächtig war der Eindruck, den der hl. Ansgarius mit seinen Priestern, Laienbrüdern und Nonnen hervorrief. Alles, was die alten Sachsen von diesem apostolischen Manne und seinen Gehilfen hörten, wenn sie ihnen die frohe Botschaft von Christo verkündigten, war ihnen gänzlich neu und überaus wunderbar; insbesondere aber die Menge des Wissens, das diese Sendboten des Evangeliums noch weiter zeigten, erschien den alten Sachsen so groß, daß sie schon darin einen Beweis ihrer Sendung von oben erblickten. Denn auch sonst waren diese Männer mit Kunst und Wissenschaft über alle damalige Fassungskraft unserer Vorfahren begnadigt; ihnen stand die geheimnisvolle Kunst des Schreibens und des nicht minder wunderbaren Lesens zu Gebote, und sie übten Musik und Gesang, die von allen Künsten am meisten auf den Volksgeist wirken. Besonders lebhaft war dazu die Einwirkung, welche die landwirtschaftliche Tätigkeit auf die alten Sachsen hervorrief. Mit Erstaunen und Bewunderung sah man die heiligen Männer der Kirche, die so gewaltig die neue Lehre predigen und so wunderbar geheimnisvolle Künste ausüben konnten, beim Garten- und Feldbau selbst mit Hand anlegen und die mühseligsten Arbeiten im Schweiße ihres Angesichts verrichten. Wenn man sah, wie sie in der Frühe hinaus aufs Feld zogen und dort pflügten und säten oder Korn mähten und aufluden oder gar mit dem Beile und dem Spaten die Wildnis der menschlichen Kultur

unterwarfen, so war dies ein Anblick, der seinen Eindruck nicht verfehlte. Ihre Weihe verlor nichts, sondern erhöhte sich noch, wenn man sah, daß sie besser als die Eingesessenen den Pflug oder die Hacke, die Sense oder die Axt zu führen vermochten, wenn ihre Felder besser standen, und in ihren Gärten die schönsten Gemüse und Obstbäume gediehen, oder wenn sie die mühselige Arbeit des Zermahlens durch das noch unbehannte Kunstwerk einer Mühle zustande brachten und Häuser besser bauten und Hausgerät kunstvoller anfertigten. Nur durch die Gnade desselbigen Geistes, der ihnen die Geheimnisse des göttlichen Glaubens und so mancher Künste enthüllt hatte, konnten die heiligen Männer nach Ansicht der alten Sachsen dergleichen ausführen.

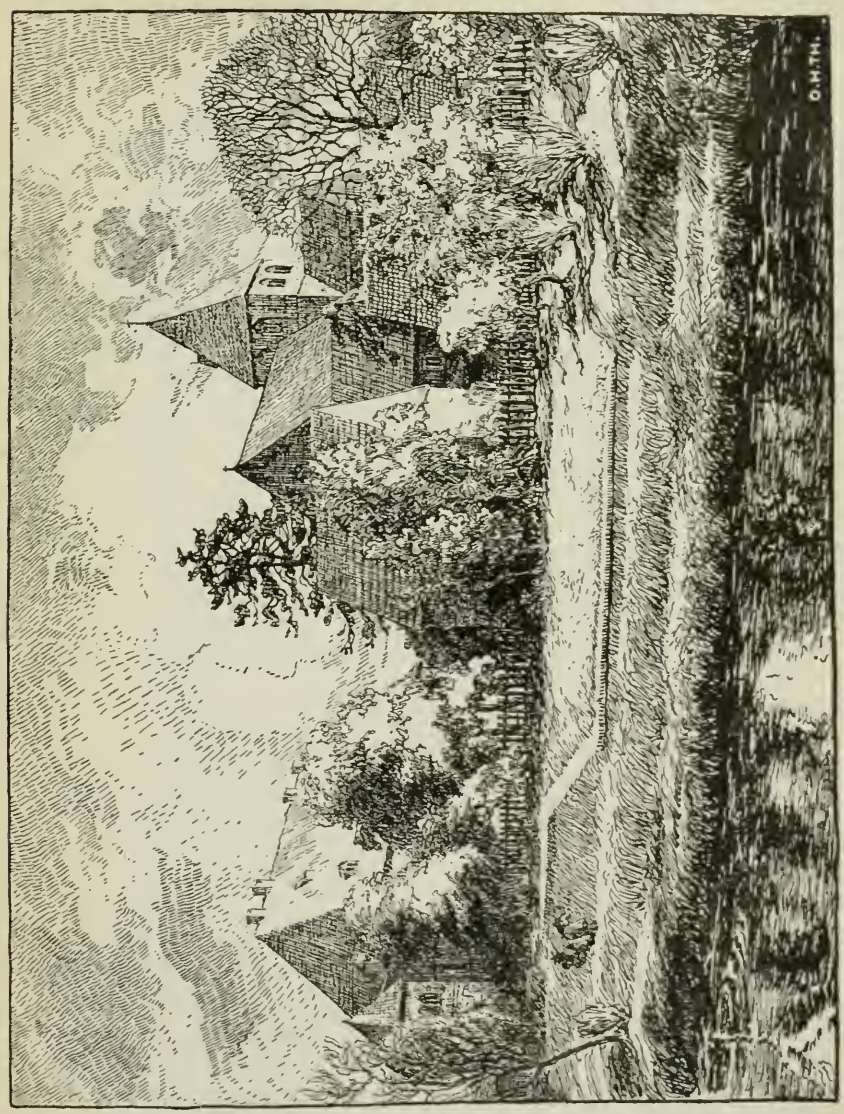
Zum ersten Male sahen unsere Vorfahren Männer, die nichts von alle dem, was ihnen als der erste Ehrenvorzug eines freien Mannes galt, verstanden oder ausübten. Keiner von ihnen führte eine Waffe, keiner verlangte nach Genüssen des Lebens, wie sie dieselben begehrten; Fasten und harte Arbeit, Dinge, welche ihren Zorn und ihre Verachtung erregt hätten, und die Pflege der Armen und Elenden waren die Würze ihres Lebens, und die Haare trugen sie wie die Sklaven und Leibeigenen kurz geschoren. Die alten Sachsen staunten bald die von Nachtwachen und schweren Arbeiten gefurchten Wangen der Priester und Nonnen an, und so trotzig und stolz die alten Sachsen auch sonst waren, so fühlten sie doch bei diesem Anblick das Wehen eines höheren Geistes, der ihnen heilige Ehrfurcht abzwang, so daß sie diese Männer und Frauen, die sie nach altsächsischen Anschauungen eigentlich hätten verachten oder wenigstens bemitleiden müssen, bald mehr ehrten als ihre größten Kriegshelden. Zwar in den ersten Jahren fiel es den alten Sachsen nicht ein, ihnen nachzufolgen; dagegen empörte sich ihre ganze Natur; aber sie waren doch bei ihrer Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe auf die Dauer nicht imstande, diesen Helden die höhere Ehre vor den Helden der Welt zu versagen. Nicht lange dauerte es; schon um das Jahr 860, also vor 1054 Jahren, war das Kloster fertig, und der Erzbischof Ansgarius konnte eine Tochter des Edelings Biriko, namens Luitgart, als erste Äbtissin einführen! Gar manche Mädchen und Frauen traten in das Kloster, und einer nach dem andern, nicht nur von den geringeren Leuten, sondern auch von den Edelingen und Frielingen, gingen nach Bremen in die Domschule.

Die erste Stiftskirche stand auf derselben Stelle, wo die heutige steht, war aber wahrscheinlich nur von Holz; die Klostergebäude mit dem „Wohn- und Slaphuse“ der Nonnen, dem Speise- und dem Kapitelsaale, sowie das Kranken- und das Gasthaus, denn die fehlten in keinem Kloster, ebenfalls wie die Kirche aus oder doch mit Holz gebaut, erhoben sich im Süden

von der Kirche, an welche auch die sogenannten Kreuzgänge stießen, während die Äbtissin eine besondere Wohnung im Norden von der Kirche besaß. Von allen diesen ursprünglichen Gebäuden ist nicht die Spur mehr erhalten. Zu Schutzpatronen des neuen Klosters und der neuen Kirche aber wählte der hl. Ansgarius die Märtyrer Mauritius (Moritz) und Viktor. Mit diesen Heiligen hat es nach dem Berichte des Bischofs Eucherius von Lyon, der um das Jahr 400 n. Chr. G. lebte, folgende Bewandtnis:

Kaiser Maximinian beschloß gegen das Jahr 290 eine große Christenverfolgung, welche die eben aus einem Kriege zurückkehrenden Truppen ausführen sollten. Im Heere diente nun auch eine aus dem Oriente zusammengezogene Legion, die thebäische aus Ägypten, auch Legio felix Auganensis genannt. Diese bestand schon aus lauter Christen; ihr Führer Mauritius ließ den Kaiser wissen: „Wir sind deine Soldaten, o Kaiser, aber auch Knechte Gottes, und zwar muß man Gott mehr gehorchen als den Menschen. Unsere Hände wissen zu kämpfen gegen Feinde und Gottlose, aber gottselige Bürger zu zerfleischen vermögen sie nicht. Nichts aber soll uns zum Aufruhr gegen dich, o Kaiser, bewegen. Siehe, wir halten die Waffen (Tenemus ecce arma), aber wir wehren uns nicht gegen dich, wir wollen lieber unschuldig umkommen, als mit Schuld beladen leben. Wir bekennen, daß wir Christen sind, und können darum Christen nicht verfolgen." Der wütende Tyrann beschloß ihren Tod. Von anderen Kriegsscharen umringt, wurden sie niedergemetzelt, ohne von ihren Waffen Gebrauch zu machen, an ihrer Spitze hoch zu Roß der edle Moritz. Eben diese Ergebung spricht sich auf dem ältesten Stiftssiegel in der Inschrift aus: „Tenemus ecce" (scilicet arma) d. h. „Siehe, wir halten die Waffen — und wehren uns nicht." — Ein Oberster der Reiter, namens Viktor, stieß bald danach auf die Mörder der Thebäer. Aufgefordert, an ihrem Freudenschmause teilzunehmen, verweigerte er das voll Abscheu, und als er bekannt hatte, daß er auch ein Christ sei, wurde er unter grausamen Martern getötet. Die Gebeine dieser beiden Märtyrer brachte der Erzbischof Adaldag von Bremen mit aus Italien und schenkte sie 980 dem Kloster, das sie bis zur Reformation in einem silbernen Sarge unter dem Hauptaltare verwahrte und hoch in Ehren hielt.

St. Ansgarius richtete sein Kloster nach der Regel des hl. Benedikt ein. Man nannte die Männer, welche in ein solches Kloster eintraten, Kanoniker oder canonici, weil sie nach einem Kanon oder einer bestimmten Regel und Vorschrift leben sollten, und die Frauen oder Mädchen Kanonissen. Der Erzbischof Hartwig II. von Bremen nahm eine Reform des Klosters vor und ließ es mit Mauern umgeben, die Zahl der Schwestern setzte er auf fünfzig fest. Die kaiserliche Bestätigung erhielt es von Kaiser Otto dem Großen; als es groß und mächtig geworden war, erhob es Kaiser Friedrich II.



Klosterkirche zu Bassum.

zu einem adeligen kaiserlich freiweltlichen Stifte. Die vom Kapitel, also allen stimmberechtigten Mitgliedern, gewählte und vom Erzbischofe von Bremen bestätigte Äbtissin regierte in spiritualibus et temporalibus, d. h. in geistlichen wie irdischen Dingen. Ihre Verfügungen über Stiftsgüter jedoch waren an eine Genehmigung des Kapitels oder Konventes geknüpft. Im Mittelalter hatte sie einen Schirmvogt zur Seite, genannt advocatus brixensis ecclesiae; im Jahre 1207 war es Graf Heinrich von Oldenburg, nachher erlangten die Grafen von Hoya dieses Amt. Als besondere Ämter der Stiftsdamen werden noch erwähnt die Priorin, seit 1589 Dechantin genannt, die Küsterin „Kösterſche", welche die Aufsicht in der Kirche, die Kellnerin, welche die Aufsicht im Gasthause und über die Vorräte führte, die Sangmeisterin, die Scholarin, Vorsteherin der Schule, die Krankenschwester, Vorsteherin des Krankenhauses, die Küchenmeisterin usw. Die Beschäftigung der Stiftsfräulein bestand darin, den täglichen Gottesdiensten und Messen beizuwohnen, den Haushalt zu überwachen und zu unterstützen, Kinder und Mädchen zu unterweisen, Kranke und Arme zu pflegen, wofür die Äbtissin Elisabeth 1231 etwas Beträchtliches bestimmt hatte; auch spannen, nähten und malten sie, und alle hatten sich auch göttlichen Betrachtungen hinzugeben. Das kaiserlich freiweltliche adelige Stift bestand schon im Mittelalter aus lauter Adeligen und verwaltete seine Angelegenheiten selbständig. Im Jahre 1231 gab es 6 Canonici und Priester, von denen der eine Propst und Beirat der Äbtissin war, einer als Amtmann das Stiftsgericht hielt und die anderen als Priester und Lehrer in der Kirche und Gemeinde und als Aufseher im Landhaushalte fungierten; dazu gab es einen dapifer abbatissae, einen officialis ecclesiae et abbatissae, einen procurator curiae und viele Dienstleute, welche als „Gotteshuselüde und Sunderlüde" unterschieden wurden.

Das Ordenskleid bestand aus einem schwarzen, rund umher geschlossenen wollenen Rocke mit weißem Tuche, jedoch trugen die Novizen, welche sich zur Aufnahme vorbereiteten, ein weißes Gewand und hießen „weiße Damen".

Bald nach dem Jahre 1200 schritt man zum Bau einer neuen steinernen und schönen Kirche. Sie ist gebaut im romanischen Stile, der sich in Norddeutschland länger gehalten hat als im Süden.. Der Raum, den sie im Innern bedeckt, bildet ein Kreuz, und zwar, abgesehen von den Seitenschiffen, besteht er aus sieben Quadraten, von denen drei das Mittelschiff, drei das Querschiff, nämlich eins den südlichen Kreuzflügel, eins die sogenannte Vierung und eins den nördlichen Kreuzflügel bilden, und ein Quadrat enthält das hohe Chor, das im Osten mit einer halbkreisförmigen Nische, einer sogenannten Apsis endigt. Angelegt wurde die Kirche schon ursprünglich als Hallenkirche, d. h. die Pfeiler und Säulchen, welche die Gewölbe des Mittelschiffs tragen, und die Pfeiler, auf denen die Überwölbungen

der Seitenschiffe ruhen, haben gleiche Höhe. Bei dem Bau sind mit Ausnahme der Kapitäle, Kämpfergesimse und Sockel, die meistens aus Sandstein hergestellt sind, nur Backsteine angewendet. Die Kirche ist also von besonderem Interesse, denn die alten romanischen Hallenkirchen in Backsteinbau sind sehr selten.

Von Osten gewährte die Kirche einen schönen Anblick wegen des verzierten Chorgiebels und der Apsis; noch schöner war die westliche Ansicht. Prachtvoll erhob sich hier das Mittelschiff zu einem reich verzierten Giebel mit stattlichem Portal, an beiden Seiten flankiert von zwei schlanken Türmen. Über der Vierung endlich stieg der mächtige Hauptturm empor in einer Höhe von 250 Fuß, weithin sichtbar und weithin die Gegend beherrschend. Im schönsten Ebenmaße der einzelnen Verhältnisse gebaut und in alter romanischer Weise mit drei Türmen geziert, gewährte das mächtige Gebäude einen imposanten Anblick. Das Innere zeigte starke Pfeiler von geformten Backsteinen mit Kapitälen aus Sandstein, welche die hohen Kreuzgewölbe trugen. Die Wände und Gewölbe waren reich vermalt, und bunte Fenster wie eine ziemliche Anzahl von Altären erhöhten noch den Glanz der Kirche. Die westlichen Seitentürme besaßen im Innern je zwei gewölbte Geschosse über einander, von denen die beiden unteren besondere Kapellen bildeten, die beiden oberen aber, zu welchen man in den dicken Mauern auf Wendeltreppen hinaufstieg, zu Bußkammern oder Gefängnissen für die Klosterjungfrauen dienten. Der gewaltige Vierungsturm aber ward getragen von Säulen, die ihrer Last angemessen sich an den vier Ecken in je einem siebenfachen Bündel erhoben.

Die Größe der Kirche stimmt mit der ursprünglichen noch heute überein, nur daß bei einer Erneuerung des südlichen Seitenschiffs dasselbe eine Kleinigkeit schmäler geworden ist. Die Länge vom Westportale bis zur Mitte der Apsis beträgt 172 Fuß, die des Kreuzschiffes 108 Fuß und die Breite der drei Schiffe des Langhauses 70 Fuß, die Höhe aber bis zu den Scheiteln der Mittelschiffsgewölbe 51 und der Seitenschiffsgewölbe 38 Fuß.

Besteigen wir nun einmal um 1300 den Hauptturm. Wir gehen empor auf der noch jetzt vorhandenen Treppe, die am südlichen Kreuzarme liegt und ebenfalls in die Mauer eingelassen ist. Wir gelangen über der Kirche in den Raum, der die fünf großen, in Bremen gegossenen Glocken enthält und betrachten sie staunend. Wir treten an eines der gekuppelten Schallöcher und schauen hinaus. Wie hat sich da vor unseren Blicken die Gegend umgewandelt! Wo ist die unwirtliche Einöde geblieben, in welcher sich die ersten Glaubensboten hier ansiedelten? Ein großer Teil des Waldes ist von den Priestern und Dienstleuten des Stifts urbar gemacht. Wo früher

im Schilfe und dichten Urwalde der Bär und Stier gejagt wurden mit grauser Gefahr, da ackert nun der Landmann still und friedlich, und wo früher nichts gehört wurde als das Brausen des Sturmes und das Heulen der Wölfe, da vernimmt man nun die Stimmen friedlicher Menschen, und freundliche Häuser blicken hervor aus dem grünen Laube der Bäume. Viele Ortschaften haben sich schon gebildet. Nach Süden sehen wir die Dörfer Apelstedt, früher Apelerstede (kommt her von Apoltra = Apfelbaum; hier wird zuerst ein Garten mit Apfelbäumen gewesen sein), sowie das Dorf Nienstedt, Negenstede = neue Stätte; nach Osten erblicken wir Osterbinde, d. h. das nach Osten liegende Biunt oder eingefriedigte Ackerstück, denn gegen die wilden Tiere mußten die Äcker eingefriedigt werden, ebenso die Dörfer Bünte und Bramstedt (Braamstede), gleichfalls Schorlingborstel und Klenkenborstel, d. h. Schorlings und Klenkes Vieh- und Bauerstelle, gleichfalls Hassel, Hasloh, Haselgebüsch, im Hintergrunde Albringhausen, ursprünglich Haus des Adilbero und Hallstedt, Stätte des Hale, d. h. des Großen. Wenden wir uns nach Norden, so erblicken wir die Anfänge des Fleckens Bassum, links davon steigt das gräflich hoyasche Schloß Freudenberg (ursprünglich Fredens Berg) mit seinen Türmen und Zinnen auf,[1]) von Gräben und Wällen umgeben, zur Seite der uralte Thing-, Ding- oder Gerichtsplatz, der sich noch bis heute erhalten hat. Da sehen wir noch den mit einer Linde bepflanzten Grafenhügel, wo der Graf saß, wenn er Gericht hielt, der Platz selbst enthält eine Anzahl gewaltiger, über tausendjähriger Eichen und ist noch immer von einem grünen Hage umgeben, eine altehrwürdige, sehenswerte Stätte. Dahinter erblickt man Ringmar (d. h. rings Moor), Wichenhausen, früher Wichmannshusen, Henstedt, d. h. Hannos Stätte, Rollinghausen, d. h. Rollings Hus, Dimhausen, früher Dimmingshusen und ganz im Westen Wedehorn, das ist so viel wie Weidewinkel. Zu unseren Füßen dehnt sich im Süden und Westen das Stift aus mit seinen weitläufigen Gebäuden, seinen hellen Teichen und grünen Gärten, eingeschlossen von einer stattlichen Mauer. Doch während wir uns noch daran ergötzen, wird die Stille plötzlich unterbrochen: lautes Peitschengeknalle, Rossegestampfe und die Stimmen vieler Menschen ertönen. Ein Warenzug ist es, der auf der Heerstraße vorbeikommt und hier einige Stunden rasten will. Jetzt, in dem Zeitalter der Eisenbahnen und Chausseen, machen wir uns keinen Begriff von der Schwierigkeit des Verkehrs in jenen Zeiten. Diese alte Heerstraße vermittelte damals allein den Verkehr des Handelsplatzes Bremen mit dem Bischofssitze Minden

[1]) In der vor 250 Jahren verfaßten illustrierten „Beschreibung derer Herzogtümer Braunschweig und Lüneburg" von Merian sehen wir noch das stattliche Schloß auf dem sogenannten Freudenberge stehen. Ende des 18. Jahrhunderts brannte es ab und wurde nun durch ein modernes Haus ersetzt.

und den rheinischen Städten, und daß sie den Ort Bassum berührte, verdankte er wiederum nur dem Stifte.

Noch größer als alle die genannten materiellen Vorteile waren die geistigen Segnungen, welche die Kirche und ihre Diener über die Gegend ausgebreitet hatten. Die Barmherzigkeit, welche die Heiden nicht kennen, hatte Eingang gefunden im Lande, die Schwachen und Kranken fanden eine Zufluchtsstätte im Kloster, der ungerecht Unterdrückten nahm sich dasselbe an. Die Priester und Klosterjungfrauen unterwiesen die Kinder, den Armen ward das Evangelium gepredigt. Und blieb auch noch viel Roheit, so wurde sie doch gemildert. Christen geworden, lernten sie einem himmlischen Vorbilde nacheifern und die drückende Not der Erde wie die lockende Lust dieser Welt dem einen nachsetzen, was ewig not tut. Der mächtige Ton der Glocken, wie der feierliche Gesang in den prächtigen Hallen der Kirche zog auch ihre Herzen himmelan, und das Kreuz wies sie hin auf den, welcher um unserer Sünde willen dahingegeben, aber um unserer Gerechtigkeit willen wieder auferwecket ist.

Himmelsschlüssel, Friedensboten
Sieht man auf den grünen Auen,
Frühling wird es nach dem toten
Winter auf den Sachsengauen.

Die nun folgende Zeit war im allgemeinen eine glückliche für Stift und Kirche; allein im Jahre 1328 traf das Kloster ein schreckliches Unglück.

Soeben war die Feier des im Jahre 1264 vom Papste Urban IV. eingeführten Fronleichnamsfestes beendigt, und die zahlreiche Menge, welche dem prächtigen Gottesdienste und der Prozession beigewohnt, hatte sich verlaufen, als in einem unbewohnten Gebäude des Klosters Feuer ausbrach. Rasch war das nächste Gebäude davon ergriffen, die gefüllten Scheuern fangen Feuer, wild züngeln die Flammen an den Sparren des Daches, nun leckt die Flamme auch schon am Dache des Hauptturmes empor, riesengroß steigt die Feuersäule, krachend stürzen die fünf großen Glocken auf das Vierungsgewölbe, daß es in Trümmer zerbricht, sämtliche Gewölbe des Schiffes stürzen ein, große Feuermassen fallen nach, das ganze Innere der Kirche brennt aus, und so groß ist die Hitze, daß sogar die Außenwände des südlichen Seitenschiffes Risse bekommen, von oben an bis unten hin. Wenige Stunden, und das ganze Stift gleicht einem rauchenden Trümmerhaufen, aus dem die geschwärzten Mauern der Kirche wie händeringend zum Himmel emporragen.

„Hoffnungslos weicht der Mensch der Götterstärke,
Traurig sieht er seine Werke und bewundernd untergehn."

Aber die Treue und Liebe der Glaubensbrüder half, und bald konnte man zum Wiederaufbau der zerstörten Gebäude schreiten. In Beziehung auf

das eigentliche Kloster wissen wir hierüber nichts Bestimmtes, denn die Abtei wurde 1776 wieder abgebrochen und in moderner Weise neu gebaut, und auch die anderen Gebäude auf dem Stiftshofe stammen aus dem 17. oder 18. Jahrhundert; an der Kirche aber können wir diesen nach 1328 geschehenen Umbau noch deutlich erkennen. Während der östliche Teil, mit Ausnahme des Vierungsgewölbes, weniger beschädigt war, mußte die Außenwand des südlichen Seitenschiffes nebst den Mittelschiffsarkaden und den Gewölben neu gemauert werden. Die neugebauten Gewölbe, Fenster, Bögen und Verzierungen sind schon dem gotischen Baustile ähnlich, und die Kirche ist also nicht mehr rein romanisch, sondern zeigt schon teilweise den sogenannten Übergangsstil. Dennoch blieb das Innere schön und würdig, aber die äußere Ansicht verlor ganz bedeutend. Der Hauptturm wurde auf etwa 170 Fuß verkürzt; das wäre nun ja noch nicht schlimm gewesen, aber die westlichen Seitentürme erreichten nur die Höhe der Seitenschiffe und verschwanden unter einem kolossalen Dache, welches sie mit den drei Langschiffen zugleich bedeckt und der westlichen Ansicht geradezu etwas Plumpes gab.

Im 15. Jahrhundert wurden die inneren Wände der Kirche mit Malereien ausgestattet. In der Apsis ward die Himmelfahrt des Herrn, an den Chorwänden in je zwölf Bildern die ganze Lebens- und Leidensgeschichte der Heiligen Viktor und Mauritius dargestellt. Leider waren aber die unter dem Putz verborgen gewesenen Bilder nicht wieder herzustellen.

Als im Anfange des 16. Jahrhunderts die Reformation begann, da wurde auch die Grafschaft Hoya von dieser Bewegung ergriffen. Der Graf Jobst hatte bereits auf Veranlassung seines Freundes, des edlen Herzogs Ernst von Lüneburg, den die Geschichte mit dem Namen „der Bekenner“ geehrt hat, die Reformation angenommen, und im Jahre 1538 ward sie auch mit allgemeiner Zustimmung in Bassum eingeführt. Der frühere Loccumer Mönch Anton Corvinus, nunmehr Generalsuperintendent von Kalenberg-Grubenhagen, und Luthers Hausfreund Luxschott halfen dabei. Die älteste Tochter des Grafen Jobst ward zur Äbtissin vom Bassumer Kapitel erwählt, und als sie sich 1549 mit dem Grafen Rudolf von Diepholz vermählte, trat ihre jüngere Schwester Anna an ihre Stelle. Zu ihrer Zeit starb mit ihrem Bruder Otto 1582 das Hoyasche Grafenhaus in männlicher Linie aus, und das Land fiel nach alten Erbverträgen an die Herzöge Julius und Erich von Braunschweig-Lüneburg. Das Welfenhaus ließ auch Bassum als adeliges Stift ungeschmälert bestehen. Kleinere Teile der Grafschaft fielen an Hessen-Kassel, z. B. auch das alte Amt Freudenberg, zu dem die halbe Parochie Bassum gehörte, während das Stift und die andere Hälfte hannoversch wurde. Im Jahre 1815 kam aber auch das Amt Freudenberg an das Königreich Hannover.

Ein Inventar der Klostergebäude vom Jahre 1583 teile ich hier mit:

„Das Closter Barsen hat eine feine gewelbete Kirchen samt einem Damen-Chor und einem ganghaftigen Orgelenwerk. Im Turm hängen vier Glocken zum Geläute. Inwendig is im Closter ein Creuzgang, alles mit Maurbarn Steinen gemauert, Item ein Schlafhaus (das alte Klostergebäude) und sieben kleinern Heußlein unter einem Dach, mit Schornsteinen und Kellern versehen, darin sich die Adeligen Closter-Jungfrauen mit Ihrem Gesinde enthalten. Wird nicht Zugeschlossen, sondern sein drei Pforten, darin man Ein- und ausgehen kann."

„Die Ebtei, daran ein holtzern Windelstein. Das Haus hat 14 Spann, 2 mal gestendert und mit Außgemauerten Schornsteinen, samt Stuben und Cammern, auch einem Keller, versehen, umbher behancket."

„Kegen der Abtei über die Küche, hat Spann 7. Mit einem hohen stenderwerk Zusambt einer Stuben, darauf der Ambtmann sitzet, ein geschoß daneben, mit registratura und Schreibstuben, einmal gestendert mit 8 spann, zwey Schornsteinen und einem Keller."

„Mehr für der Ebtei ein Hauß mit notwendiger rüstung, hat Spann 13, Darneben ein Reisiger Pferdestall und andere Ställe hat 11 spann. Außerdem im Süden das Gärtner- und Nachtwächter-Hauß mit zween Ausgemauerten Schornsteinen und Kellern, weiter 1 Back- und Brauhaus, 1 Waschhaus, drei große Kornscheuern und 1 Wassermühle mit 2 unterschlächtigen Grinden." [1])

---

[1]) Im Jahre 1585 starb die Äbtissin Anna, Gräfin von Hoya. Über ihren Nachlaß ist ein Inventar aufgenommen, von dem ich einiges erwähne.

„An Ringen fanden sich: Erstlich ein Klein weiß kißken, darinnen Sechs güldne Ringe ohne Steine, zum Andern ein Kleiner schwarzer Kasten, darin befunden zween Ringe mit Krotenstein, Zween mit Diamanten, der eine blau amblieret, zween mit Turkosen, Nu ein Ringh-Kapsel sub litera C, darinnen acht Ringe mit Diamanten und Rubinen, ein Crisolitus.

„An Arm- und Halsbändern: Ein vierkandt Ladeken mit D verzeichnet, darin eine eitel güldene Kette, gehet dreymal umb, noch eine breide Kette, gehet einmall umme, noch eine kleine Kette mit Venus et Cupido, Item eine bunte Dose mit H, darin drei güldene und silberne Kreuze mit Edelgestein, Item ein braunroter Kasten mit I, darinnen Zwey güldene Panzerketten-Armbande, das eine Amblieret und zwei Halsbande von eitelem Golde mit Saffir und Schmaragden."

Außerdem fanden sich noch viele Kleinodien, Becher, Löffel, Schaumünzen, auch drei silberne Tafelaufsätze, was sämtlich auf 1020 Taler taxiert wurde, eine bedeutende Summe, wenn man bedenkt, daß die damaligen Stiftsprediger den Wert von 50 kleinen Schinken je 12 Pfund auf 6 Gulden und 12 Grote berechneten, also den Schinken auf 6 Grote = 25 Pfennig, mithin das Pfund Schinkenfleisch auf 2 Pfennig!

Der Dreißigjährige Krieg wütete auch im Hoyaschen mit seinen Schrecken. Die Kirche zu Bassum diente ab und an als Pferdestall oder Strohmagazin, und die Kriegsknechte des Kaisers rissen das Goldblech und die Edelsteine aus dem Sarge des heiligen Viktor und Mauritius und raubten jede Kostbarkeit. Trübe war auch die Zeit der französischen Fremdherrschaft; viele junge Leute flohen über das Meer nach England und kämpften in der ruhmvollen Legion, sogar ein Bauernmädchen, namens Gesche Marie Grimberg aus Dimhausen, nahm während der Befreiungskriege Dienste unter den hannoverschen Husaren und focht wacker mit gegen die Feinde des Vaterlandes. Im Jahre 1797 ward der Turm von einem Blitzstrahl getroffen, und die Spitze brannte zum zweiten Male ab. Da sprach einer der Stiftsprediger: „Gott hat durch seinen Blitz gezeigt, daß er den Hochmut haßt, so wollen wir denn auch den Turm demütiger machen." Er bekam eine niedrige Spitze, und so ward denn auch die Kirche noch mehr verunstaltet. Sie bot von außen ganz das Bild der Verwahrlosung, und nun erst das Innere! Die ganze Kirche war schon vor vielen Jahren geweißt und zeigte nun eine häßliche, weiß-schwarz-graue Farbe; die Fenster hatten blind-grünliches Glas und ließen zum Glück manche Stellen im Halbdunkel, über die man sich bei hellerem Lichte noch mehr erschrocken haben würde; die Türen waren modern gestrichen, zeigten aber vor Alter auch Risse, durch welche doch frische Luft in die moderig dumpfe Atmosphäre der Kirche kommen konnte; der Fußboden teils mit Holz, teils mit Rot-, teils mit Sandstein ausgebessert, war derartig, daß man leicht fallen und einen Schaden nehmen konnte; Priechen und Emporen in den wunderlichsten Arten konnten das Erstaunen rege machen, einige glichen großen Vogelbauern, andere ganzen Stuben mit Fenstern und Gardinen, hinter denen scheinbar der Kirchenschlaf in solider Weise abgemacht werden sollte, andere wiederum hatten die Form von Läden, einige erfreuten sich eines glänzend weißen oder grünen oder auch rötlichen Anstriches, andere begnügten sich mit grauer oder blauer Wasserfarbe, und während sich manche Emporen so wenig vom Boden erhoben, daß die darunter Sitzenden kaum aufrecht stehen konnten, ragten andere so hoch, daß sie nur für Schwindelfreie zugänglich waren und durch ihre bedenkliche Senkung Grausen erregten. Dabei waren in schonungsloser Weise Stücke von Kapitälen und

---

An barem Gelde hinterließ die Gräfin Anna noch in Goldstücken 23 „Rosenobelen", 31 „Goldgülden", 32 „ander Stück Goldes", an Silbergeld 281 „Reichstaler", 41 Gulden und 58 „dicke Taler".

Die Dame scheint auch nicht ungelehrt gewesen zu sein, denn es fanden sich vor: „Eine lat. Bibel, item ein griechisch Neues Testament, item zwo Bibeln von Dr. Martino Luther verteutschet, item eine Evangelien- und eine Epistel-Postille von Dr. Antonio Corvino und 68 ander Bücher, groß und klein."

Pfeilern abgehauen, um die Balken der Emporen einzulassen, und in beliebiger Weise viereckige Fenster und dergleichen durch die Wände geschlagen. Aber eines muß man anerkennen, es harmonierte alles in der Kirche, wenn man bei lauter Mißakkorden von Harmonie reden darf. Der Altar war sehr klein und im höchsten Grade geschmacklos, mit einer Urne endigend, das Lesepult hatte die Form einer großen Badewanne, die Kanzel war ärmlich, und die Orgel? War sie vielleicht noch dieselbe, die im Jahre 1583 als „ganghaftiges Orgelenwerk" bezeichnet ward, so hatte sie das „Ganghaftige" längst abgelegt. Von den 15 Registern, die sie überhaupt nur in ihrer Jugend Tagen erschallen lassen konnte, waren etwa die Hälfte verstummt, die Fledermäuse hatten sie schon längst als Mausoleum in Gebrauch genommen, wenn ihre Stunde gekommen war; man fand zahllose vertrocknete Fledermäuse übereinander sitzend in den Pfeifen, und die übriggebliebenen Register, sie tönten meistens dumpf und klagend und konnten die Hörer nur mit Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles Irdischen erfüllen. Die Orgel ist im Jahre 1866 für 34 Taler verkauft worden.

Gewiß, es war weit gekommen mit der altehrwürdigen Stiftskirche, und deshalb beschloß der Kirchenvorstand schon im Sommer 1865 einstimmig, die Kirche gründlich zu restaurieren und meinen alten Freund, den Geh. Baurat und Konsistorial-Baumeister auch Professor an der Technischen Hochschule, C. W. Hase in Hannover um die Ausführung dieses Baues zu ersuchen. Repräsentierte sein Vorgänger, der verstorbene Konsistorial-Baumeister Hallner, den Stil des „aufgeklärten", dürren und platten Rationalismus, so hatte Hase Verständnis für die ideale, gottinnige und künstlerische Weise des „finsteren" Mittelalters. Wenige haben es verstanden, wie er, die erhabene Schönheit alter Gebäude wieder zur Geltung zu bringen oder geistreich nachzuahmen. Er ist der Wiederhersteller der Loccumer Klosterkirche, der Godehardi- und der Michaeliskirche in Hildesheim, der Münsterkirche in Hameln, der Nikolaikirche in Lüneburg, der Erbauer der Christuskirche in Hannover, und eine große Zahl schöner Kirchen bringt seinen Namen auf die Nachwelt. Später restaurierte er noch in der Ephorie Bassum die entstellte Kirche zu Heiligenloh in vorzüglicher Weise [1]) und baute in Twistringen für die später dort von mir als Superintendent eingerichtete lutherische Gemeinde eine geradezu wunderhübsche Kirche, eine Perle unter den kleineren Gotteshäusern. Im Frühling des verhängnisvollen Jahres 1866 schritt man an die Ausführung der Restaurierung, die bis zum Herbst 1869 währte, wo ich dann am ersten Advent die Freude hatte, mit dem neuen

[1]) Er hatte es schon in Sudwalde, unweit Bassum, gezeigt, was er mit seinen Kenntnissen und genialen Fähigkeiten aus einer verwahrlosten alten Bauernkirche wieder machen könne.

Kirchenjahre auch die herrlich restaurierte Stiftskirche wieder feierlich einzuweihen.

Zunächst wurde nun das Äußere der Kirche stilgemäß erneuert. Die westlichen Doppeltürme konnten leider wegen mangelnder Mittel nicht wieder gebaut werden, aber das schöne Gleichgewicht zwischen der Ost- und Westseite wurde doch in etwas wieder hergestellt dadurch, daß man das überhöhte Mittelschiff dort wieder heraustreten und einen schlanken Giebel bilden ließ. So hat wenigstens das Äußere der Kirche eine Gestalt gewonnen, die seiner ursprünglichen Schönheit wieder ähnlich kommt. Aber auch nur ähnlich, nicht gleich; denn die früher turmreiche und mit Türmen geschmückte Kirche wird jetzt von einem einzigen dicken und stumpfen Turme — verunstaltet, der nur mit Kreuz und Hahn die Höhe von 126 Fuß erreicht. Was aber der Mast beim Schiffe, ist gewissermaßen der Turm bei der Kirche. Dazu bedeutet der Turm auch noch sozusagen den erhobenen Finger, welcher gen Himmel deutet. Er will sinnbildlich anzeigen, daß der Geist des Menschen sich aufschwingen soll vom Staube dieser Erde zu Gott dem Herrn. Darum sollte er die Kirche weit überragen. Indessen hat der Ausbau der Kirche 140 000 Mark gekostet, und wenn auch das Stift die Kosten der inneren Ausmalung usw. geschenkt und sonst mancherlei Beiträge geleistet sind, so konnten doch damals der Gemeinde nicht noch weitere Opfer zugemutet werden. Darum ist wenigstens zu hoffen, daß der Turmbaufonds, den ich mit Hilfe des Rentiers Stellmann eingerichtet habe, demnächst zu dem angedeuteten Zwecke helfen wird. Dagegen gelang es mir, statt des bisherigen kläglichen Geläuts mit Unterstützung des Stifts ein neues, kräftiges und wohllautendes Geläut von drei Glocken zu 36, 22 und 10,5 Zentnern in Mollakkord aus der berühmten Glockengießerei von Radler u. Sohn in Hildesheim anzuschaffen.

Sämtliche Kapitäle, Sockel, Pfeiler und Säulen, auch die Bögen und Rippen der Gewölbe wurden von Putz und Kalk gesäubert und kamen wieder in natura zum Vorschein, die Wandflächen aber wurden mit ornamentalen oder figürlichen Malereien geschmückt. Die Kirche blieb frei, mit Ausnahme der Seitenschiffe, welche aus Rücksicht auf die große Gemeinde Emporen erhalten mußten, die Orgel kam an die westliche Giebelwand. Von den früheren westlichen Doppeltürmen ward der südliche als Aufgang zur Orgel benutzt, der nördliche aber in seinem oberen Geschoß als Bälgenkammer, während das untere Geschoß wieder wie eine Kapelle hergerichtet wurde. Später ward dann noch eine Mitteldruck-Wasserheizung für die Kirche angelegt, von der man aber im Innern sehr wenig sieht, weil Ösen und Schornstein außen liegen und die Röhren unter den Bänken hergehen.

Bei Worpswede.

Von R. Beckhusen, Geestemünde.

(Nachdruck verboten.)

Warst du schon zur Winterzeit in einer einsamen Moorkolonie? Hast du deinen Blick schon weilen lassen auf der weiten, weißen Heide? Gewiß ist die Heide schön, wenn sie zur Sommerzeit im Hochzeitskleide prangt, wenn die fleißigen Bienen von Blüte zu Blüte summen, und goldschimmernde Käfer und farbenprächtige Falter sich ihres Daseins freuen. Ja, die Heidebraut Erika ist schön! Aber noch mehr die Seele ergreifend und sie tief ernst stimmend ist die winterliche Heide, die still und tot unter dem weißen Leichentuch ruht. Alles ist stumm und trauert um die Tote, und an dem zarten Tuche glitzern tausend helle Tropfen wie Tränen, die Mutter Natur um die entschlafene Erika geweint hat. Heideprinzessin ruht auf der Totenbahre, und abends beim bleichen Mondenschein kommen die Heideprinzchen und halten bei ihrem toten Lieblinge die Totenwache.

Mitten in solchem Märchenreich liegt eine Moorkolonie, in welcher ich Tage goldiger Kindheit verspielen und verträumen durfte. Sie ist eine Gründung kühner Kolonisten, deren bedeutendster Findorf war. Am Südabhange des Weyerberges hat ihm eine dankbare Bevölkerung ein Denkmal errichtet. Ernst und sinnend blickt der Kolonisator über das zu seinen Füßen liegende Teufelsmoor mit seinen von ihm gegründeten Kolonien, deren Bewohner zu weiterem Tun und Handeln anspornend.

Der Name „Teufelsmoor" klingt zwar nicht schön und verursacht vielleicht manchem ein geheimnißvolles Gruseln, aber zur Beruhigung solch ängstlicher Gemüter sei's gesagt: „Der Teufel ist dort nicht mehr vorhanden!" Früher allerdings soll er nach der Sage im Moore und in dessen Nachbarschaft arg sein Wesen getrieben haben, und oft genug sah man ihn mit seinem Klumpfuß über den braunen Moorboden gehen.

Vor vielen Jahren wanderte auch einmal der Satan über die an das Teufelsmoor stoßenden Geestflächen, als unterwegs ein gewaltiger Mann zu ihm stieß, der an den Füßen große Holzschuhe trug. Ein Riese war's, von kühnem, wildem Aussehen. Prüfend blickte ihn der Böse an und bekam bald Lust, seinem Nachbarn einen Streich zu spielen. Er überschüttete den Riesen mit höhnischen Reden und warf ihm zuletzt Sand in das von langem, rotem Bart umrahmte Gesicht.

Dieser war nicht gewohnt, sich verspotten zu lassen, und mit dem gewaltigen Stock, den seine Rechte hielt, schlug er auf den Satan los, doch niemals traf er ihn. Der Stock des Riesen aber sauste bei jedem Schlage

auf den Erdboden, daß er weithin erdröhnte und bebte. Da blickte der mächtige Fremdling in das grinsende Gesicht des Teufels und erkannte, daß er es mit keinem Sterblichen zu tun habe. „Du bist der Satan!“ schrie er entsetzt seinem Gegner zu und rannte mit gewaltigen Sprüngen davon, aber der Teufel folgte ihm mit höhnischem Gelächter. Immer weiter ging die Fahrt. Der Riese mit den mächtigen Holzschuhen konnte kaum noch laufen; denn bei jedem Schritte sank er tief in den Sand. Aber das entsetzliche Lachen des Satans spornte ihn zur Aufwendung seiner letzten Kraft an. Bald war der Rand der Geest erreicht, und weiter ging's mit gewaltigen Sprüngen in das Teufelsmoor hinein, über tiefe Löcher und Sümpfe hinweg. Endlich verstummte das Lachen des Bösen. Der Riese wagte es, sich umzusehen und erkannte, daß der Teufel verschwunden war. Bei dem schnellen Laufen hatte dieser nicht auf ein bodenloses Loch geachtet, über welches der Riese gesprungen war. Der Satan fiel hinein und kam in der Unterwelt an, wo er bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Nun atmete der Riese erleichtert auf, zog die Holzschuhe aus und schüttete den hineingefallenen Sand auf den Moorgrund und siehe, es wurde ein 52 Meter hoher Berg daraus, der jetzt den Namen „Weyerberg“ führt. Nachdem der Ermüdete sich ausgeruht hatte, eilte er erleichtert von dannen, weiter und immer weiter, und kein Mensch weiß, wo er geblieben.

Auf dem „Weyerberg“, den der Riese in seinen Holzschuhen gehabt hatte, befindet sich jetzt die Malerkolonie „Worpswede“. Vom Abhang des Hügels genießt man eine herrliche Aussicht übers Moor. Dunkel und eben liegt es zu unseren Füßen mit seinen eingestreuten Wiesen und weißstämmigen Birken. Und wenn abends die Sonne in majestätischer Pracht im Westen zur Ruhe geht und mit ihrem Gold den Abendhimmel überflutet und das Moor mit seinen friedlichen Hütten und Häuschen in Purpur taucht, dann kommt auch über den wenig poesievollen Beobachter eine glückliche Andachts- und Abendstimmung. Auf den dunklen Fluten der durch die Wiesen am Fuße des Berges fließenden Hamme gleitet noch einsam ein schwarzes Segel vorbei. Alles ist still, und still ruht das Moor, das weite, in goldenem Abendfrieden unten zu unseren Füßen.

Ist es da zu verwundern, daß der, welcher einmal im Teufelsmoor weilte, immer aufs neue dahin zurückkehrt? Die stille Moorkolonie, wo ich als Kind köstliche Stunden verbrachte, ist die Sehnsucht des Mannes geblieben. Still, abseits vom Getriebe der Welt, ist sie eine Stätte glücklichen, stillen Genießens.

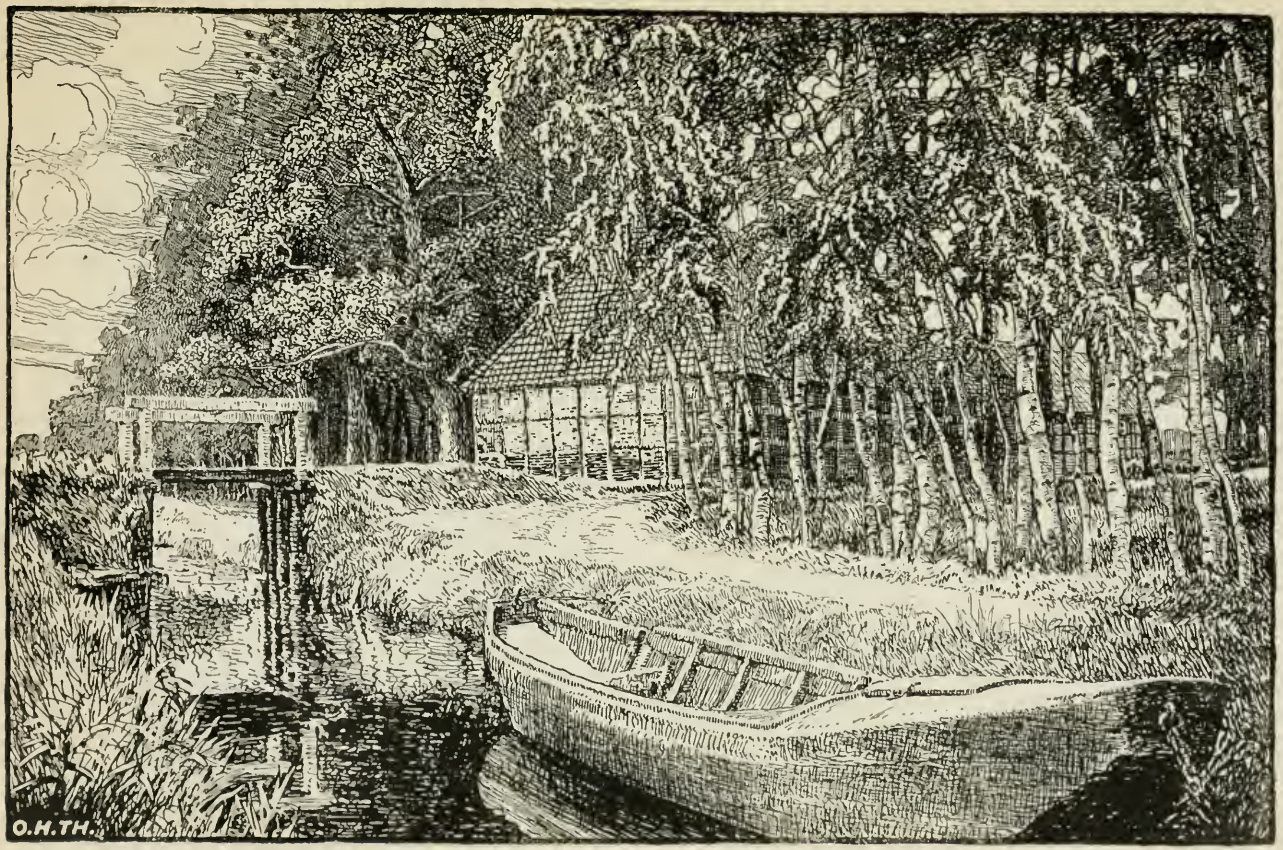
Zur Zeit der Gründung war die Stelle, auf welcher jetzt die Kolonie steht, ein weites, ödes Sumpfland. Menschen hatten diese unwirtliche Gegend vielleicht noch nie betreten, und Gräben und Kanäle fehlten noch, daß das

Wasser abziehen konnte. Da kamen rüstige Kolonisten angezogen, die weiter nichts hatten als kräftige Arme und Fäuste und Lust und Liebe zur Arbeit. Noch schwankte und wankte der Boden unter ihren Füßen, und oft sanken sie tief in den schwammigen Grund ein. Tag für Tag aber regten sich arbeitsame Hände, und Hacken und Spaten wurden fleißig in den braunen Boden gestoßen. Bald hatte man die Entwässerungsgräben fertig, und nun konnte zum Bau der ersten menschlichen Wohnungen geschritten werden.

Weise Architekten und große Baupläne waren zur Herstellung derselben nicht erforderlich, auch nicht ein Heer von Handwerkern, wie man es sonst beim Bauen gewohnt ist. Hier war der Kolonist Bauherr, Baumeister und Bauhandwerker in einer Person. Unbehauene Sparren wurden schräg in die Erde gegraben und die freien Enden zusammen gebunden oder genagelt. Dann verband man dieselben durch Querlatten, an welche Erdschollen und Heide als Dach befestigt wurden. Aus ähnlichem Material bestand auch die Vorder- und Hinterwand. Den Eingang bildete eine niedrige Tür, durch die eben ein Mann hindurchschlüpfen konnte, und an der Hinterwand sorgte ein Fensterchen, dessen vier Scheiben in Blei gefaßt waren, für den nötigen Zutritt des Lichtes. Das ganze sah also aus wie ein Häuschen ohne Mauer, bei dem das Dach auf der Erde stand.

Ärmlich war die Wohnung, und ärmlich war das ganze Leben der ersten Kolonisten, und doch beschienen die wenigen Sonnenstrahlen, welche durch das einzige Fensterchen ihren Weg in die Kolonistenhütte fanden, eine glückliche Häuslichkeit und glückliche Menschen. Arbeit und treue Pflichterfüllung machten die guten Menschen ruhig, und aus ihren treuen Augen lächelte ein stilles Glück. Feste und knorrige Niedersachsen waren es mit festem Willen und Tun, die hier den Grund legten zum Wohlstand späterer Geschlechter durch den ersten Spatenstich auf brauner Erde.

Von dem mühseligen Kampfe ums Dasein, den die ersten Kolonisten führen mußten, haben die heutigen Bewohner der Kolonie keinen Begriff, trotzdem auch sie die Hände nicht müßig in den Schoß legen dürfen. Durch verbesserte Verkehrswege ist es ihnen aber möglich, das Produkt ihrer Arbeit, den Torf, besser an den Mann zu bringen, und wenn sie mit ihren Torfschiffen nach Bremen oder Vegesack fahren, so bringen sie jedesmal ein ansehnliches Sümmchen nach Haus. Das erkennt man auch sofort beim Betreten der Kolonie. Die alten Hütten sind verschwunden, und an deren Stelle erblickt man kleine, aber saubere Häuser, die zu beiden Seiten des Dammes in gemächlichen Abständen liegen. Auf künstlichen Sandhügeln sind sie erbaut, und das rote Gemäuer und das grüne oder blaue Balkenwerk schauen freundlich durch duftendes Birkengrün, welches das Haus umgibt. Eine wahre Mosaikarbeit von roten Backsteinen und schmalem, blauem



Worpsweder Brücke.

Ständer- und Riegelholz zeigt die meistens nach Osten gerichtete Giebelwand. In derselben befindet sich auch der Haupteingang, die große blaue oder grüne Tür. Von dem mit bunten Farben bemalten Querbalken über der Tür leuchten uns die Namen der Erbauer, das Erbauungsjahr und ein Bibelspruch oder Gesangbuchvers entgegen.

Außen akkurat und sauber, macht das Haus auch innen einen freundlichen, anheimelnden Eindruck. Beim Eintritt in dasselbe gewahrt man vorne die geräumige Lehmdiele, zu deren beiden Seiten sich die Viehställe befinden, aus denen uns wertvolle Tiere neugierig ansehen. Nach der Lehmdiele folgt derjenige Teil des Hauses, an dem sich die Bewohner am meisten aufhalten, das „Flätt". Kleine runde Steinchen, die kunstvoll zu allerlei Figuren zusammengefügt sind, bilden den Fußboden desselben. In der Mitte vom „Flätt" ist der offene Feuerherd, auf dem vom frühen Morgen bis zum späten Abend ununterbrochen die Flammen prasseln. An der Wand, die das Flätt von den weiter nach hinten gelegenen Wohn- und Schlafräumen trennt, sind große Borten angebracht, welche die Heiligtümer des Hauses, das Zinngeschirr, tragen. Buntbewalte Steinkrüge mit blankgeputzten Zinndeckeln und zinnerne Löffel und Teller haben hier ihren Platz.

Im Sommer und Winter bildet das Flätt den Sammelpunkt der Familie. Früh morgens versammeln sich hier die Familienmitglieder, um die Morgenmahlzeit einzunehmen. Auf einem Dreifuß ruht über dem Feuer eine große Pfanne, in welche die Mutter mächtige Speckscheiben schneidet. Darauf gießt sie aus einer Kumme den Teig zum Buchweizenpfannkuchen hinein, und bald ist der ganze Raum mit einem lieblichen Duft erfüllt, den die schon am Tische Wartenden mit Behagen einsaugen. Endlich tritt die Mutter an den Tisch und stellt die Pfanne mitten hinauf. Nun heißt es: „Klar zum Gefecht!" und mit gesundem Appetit geht's dem Pfannkuchen kühn zu Leibe. Trotz seiner respektablen Dicke verschwindet er bald, und die Mutter muß den zweiten, vielleicht auch noch den dritten ins Treffen führen. Dann geht's an die Arbeit, und mittags treffen die Hausbewohner wiederum auf dem Flätt zusammen, um das einfache Mittagsmahl zu verzehren, und ebenso sieht man sie hier zum Abendbrot versammelt.

Nach dem Abendessen sitzt die ganze Familie noch ein Stündchen beim flackernden Herdfeuer; ihm sind aller Augen zugewandt, als erwarteten sie da alles Heil. Dann bilden Spukgeschichten häufig das Gespräch, und während die Frauen Stricken oder das Spinnrad schnurren lassen, und die Männer ihr Pfeifchen rauchen, sitzen die Kinder auf ihren Holzschuhen und lauschen aufmerksam den Gesprächen der Alten. Ein sehr beliebtes Thema sind auch die Schmugglergeschichten, welche die Torffahrer früher auf ihren Fahrten nach Bremen erlebt haben. Bei diesen Erzählungen werden meistens Wahr-

heit und Dichtung bunt durcheinandergewürfelt, und so ist es denn kein Wunder, daß das junge Volk und namentlich auch die Frauen an Spuk und Gespenster glauben.

Das ganze Leben im Hause spielt sich auf dem Flätt ab, nur beim Schlafengehen zieht man sich in die Wohnräume zurück, in welchen sich zugleich als Schlafstätten Butzen befinden.

Morgens früh, wenn die aufgehende Sonne ihre ersten Strahlen auf die Erde sendet, gehen die Kolonisten hinaus an die Arbeit. Voran schreitet der Vater, ihm folgen die Mutter und alle Kinder, welche so weit herangewachsen sind, daß sie irgend welche Dienste bei der Torfbereitung leisten können.

Die kleineren Kinder streifen mit der Herde durch Sumpf und Bruch und Heide und Moor, um die spärlichen Grashalme und Kräuter abzuweiden. Barfüßig schreiten die kleinen Hirten über die taubenetzte Heide, welche im Schein der Morgensonne in göttlicher Pracht ausgebreitet ist. Sie denken nicht allein an die Herde, sondern es ruft auch noch eine andere Pflicht. Aus einer Tasche nimmt der stämmige Junge ein Historienbuch, und bald lernt er laut hinter seinen Tieren die Geschichte von David und Goliath. Wie David, so schreitet auch dieser kleine Kerl der blökenden Herde seines Vaters nach. Leider sind die Riesen nicht mehr im Moore zu finden, sonst würde auch der Hirtenjunge der Heide den Kampf mit Goliath aufnehmen, an Mut fehlt's ihm sicher nicht. Nicht weit von dem Jungen geht die blondgelockte Schwester desselben mit einem Heidesträußchen in der einen und einem Buch in der anderen Hand. Ihr träumerisches Auge blickt bald ins Buch, bald auf das Heidesträußchen und bald verliert es sich sinnend ins Weite. Da schallt durch den stillen Morgen Glockenklang. Die „Betglocke" wird in der Kolonie gezogen und ruft die Kinder von der Heide und von der Arbeit zur Schule, die nach einer halben Stunde ihren Anfang nimmt. Da eilen denn die fleißigen Gesellen mit ihrer Herde heim, und bald sind sie im Schulzimmer versammelt, und der Unterricht beginnt.

Inzwischen ist die Sonne höher und höher gestiegen. Es ist ein heißer Tag, und die Sonnenwärme wird von dem Moorboden wieder ausgestrahlt. Kein Luftzug bringt Kühlung für die fleißige Kolonistenfamilie, die dort in der Nähe der Wohnung ihre harte Arbeit vollbringt. In tiefer Grube steht der Vater und wirft die nassen, schweren Torfsoden je zwei zu zwei auf die Oberfläche, wo sie von rüstigen Armen aufgefangen werden. Dann legt man die träufelnden Soden auf Schiebkarren, um dieselben auf einen ebenen Platz zu bringen, damit sie, in „Ringeln" aufgestapelt, trocknen.

Das unterste Moor aber ist so fest, daß es in dieser Weise nicht bearbeitet werden kann. Unter glühenden Sonnenstrahlen sticht und bricht

der Vater die kohlschwarze Masse am Boden der feuchten Kuhle los und wirft sie in mächtigen Klumpen 3—3½ Meter hoch nach oben. Kleine Wagen, welche auf hölzernen, eisenbeschlagenen Gleisen laufen, werden damit beladen, und so wird das Rohprodukt zu dem wertvollen „Backtorf„ auseinandergefahren. Nun beginnt die saure Arbeit des Zerkleinerns. Mit schweren, drei- und vierzinkigen „Forken" zerschlägt man die festen Klumpen, und Frauen und Männer und Kinder treten und kneten dann mit bloßen Füßen im schwarzen Teig herum, um ihn geschmeidig und für die weitere Verarbeitung brauchbar zu machen. Vergebens bemühten sich grübelnde Erfinder, diese schwerste aller Arbeiten der Kolonisten durch Maschinen zu vollbringen, aber der nackte, gelenkige menschliche Fuß war bis jetzt nicht zu ersetzen.

Nachdem der Brei mit breiten Bretholzschuhen glatt und eben gemacht ist, bleibt er einige Tage liegen, damit er trocknet. Dann wird die dunkle, glänzende Fläche mittels des Torfmessers durch Längs- und Querschnitte in Soden zerlegt, welche meistens von fleißiger Kinderhand zu Kegeln und Pyramiden aufgestapelt werden. Nun haben Wind und Sonne freien Zutritt, und nach mehreren Monaten, je nach der Witterung, sind die Soden trocken und hart geworden und haben nun Aussehen und Heizkraft wie Braun- und Steinkohlen.

Unter dieser Arbeit kommt der Herbst, und mit ihm beginnt das Verschiffen des Torfes nach Bremen, Vegesack und Umgegend. Nach der etwa ½ Stunde entfernten Hamme führen von der Kolonie zwei „Schiffgräben", welche mit der Hamme zusammen die Handelsstraße der Kolonisten bilden. Über 700 Fahrzeuge befahren dann den Fluß und die vielen Kanäle des Teufelsmoores, um den Torf, den braunen Diamanten, nach den genannten Städten und Flecken zu befördern. In dieser Zeit wohnt, kocht und schläft der Kolonist in dem vorderen Teile, der „Koje", seines Schiffes, während der übrige Teil mit Torf beladen ist. Nicht selten sieht man noch 70 jährige Greise stolz ihren Kahn führen, und kaum ist der Junge stämmig genug, das Ruder zu führen, so erhält er vom Vater die volle Ausrüstung. Diese besteht aus einem Schiff mit allem Zubehör, etwas Taschengeld und der Tabakspfeife, die keinem Torfschiffer fehlen darf. Sie ist das Zeichen seiner Würde; sie macht ihn zum freien, selbständigen Mitglied der großen Handelsflotte auf der Hamme. Der Tag, an dem der Kolonistensohn zum erstenmal das Ruder führte, bleibt ihm für immer unvergeßlich, und mit Stolz erzählt der Greis von der ersten Fahrt, die der Junge dereinst machte.

Alles ist Arbeit in dem Leben der Kolonisten. Das Kind sieht den Vater und die Mutter arbeiten und lernt die Arbeit lieb gewinnen, und deshalb verläßt der Jüngling nur selten seine Heimat im Moore. Ein Kolo-

nistenhaus erhebt sich nach dem andern, und die dunkle Moorerde zählt jetzt zu den am dichtesten bevölkerten Landgebieten unserer Heimat. Vielleicht noch eine hundert Jahre treue Kolonistenarbeit, und das letzte Sumpfland, auf dem jetzt noch das Wollgras das weiße Haarköpfchen wiegt, ist der Kultur dienstbar gemacht. Was die Väter auf brauner Erde gegründet, und die jetzigen Kolonisten im Schweiße ihres Angesichts weiter gebaut haben, das werden fleißige Hände in der Zukunft vollenden.

Der Klotschießer.

Eine friesische Volkserzählung.

Von Franz Poppe-Oldenburg.

I.

Eine Winterlandschaft in der norddeutschen Marsch, dem überaus fruchtbaren, von den Flüssen und von der See angeschwemmten Lande, das ist ein Bild, wie man es sonst nirgend zu sehen bekommt. Im Sommer ist zwar die Marsch auch sehr schön. Diese weite grüne Ebene mit all dem Leben drin, all dem lieben Vieh, den schönen, glatten Pferden, die im Übermute wiehern und rennen, den üppigen Kühen und Rindern und mit allem, was die Menschenkinder tun und treiben, ja, das darf sich sehen lassen, das ist Leben!

Aber wenn die Gräben und Kanäle, die kreuz und quer das Land durchschneiden, und wenn die ganze, unabsehbare Fläche gefroren ist und von einer dünnen Lage Schnee bedeckt, wenn nirgend ein lebendiges Wesen zu sehen ist als höchstens alte Weidenbäume, die ihre weißen Äste und Zweige wie Grabdenkmäler in die Luft strecken, sieht das nicht aus wie ein großes, unabsehbares Leichentuch, wie ein Lei- oder Totenlaken ohne Ende? — Welch ein Frieden, welch eine Ruhe liegt über dem Ganzen! Und diese Stille! Als wenn die Welt den Atem anhält. Wenn nur eine kleine Meise im Schilfrohre piept, wenn nur eine Krähe oder ein Rabe, auf einem Baume sitzend, quarkt, wie hell und weit ist das in der großen Stille zu hören! Wenn zwei Menschen durch diese Einsamkeit wandern und miteinander sprechen, sie dämpfen unwillkürlich ihre Stimme, als wären sie besorgt, die Stille zu unterbrechen.

Siehe, dort gehen zwei Bauern einen Steinpfad entlang, ein älterer und einer in mittleren Jahren. Hörst du, was sie sprechen? Der alte geht schon gekrümmt, trägt eine Pelzmütze und in der Hand einen langen Stock

mit gespaltener Zwinge („Kluvstock"), zum Überspringen der Gräben dienend. Er bleibt stöhnend und pustend von Zeit zu Zeit stehen.

„Na," sagt er, „mich soll's verlangen, was aus unserer Klotschießerei wird. Aber mag's gehen wie's will, ich halte und wette mit."

Für Leser, denen norddeutsche Verhältnisse fremd sind, möge hier gleich eingeschaltet werden, daß das sogenannte „Klotschießen" oder Kugelwerfen ein beliebtes, echt friesisches Volksspiel ist. Wie es dabei zugeht, ergibt sich aus dem Fortgange dieser Erzählung.

„Das Klotschießen ist," so fuhr der Alte fort, „von frühester Jugend an meine größte Freude gewesen. Wenn wir bloß gute Werfer haben."

„Ja, Tjarks-Vader," sagte der andere, „die haben wir."

„Wen denn?"

„Da ist dein Nachbar, Volkert Volkers — —"

„Schweig' mir still von dem Hansnarren!" wehrte der Alte ab.

„Na, na, laß ihn nur laufen, auf den ist Verlaß!"

„Ich sag dir, schweig' still von dem!"

„Das wird sich ja finden," sagte der andere. „Gleich kommen wir in den Krug, da wird's abgemacht. Die meisten Teilnehmer werden wohl schon anwesend sein."

Die beiden sind bei der Dorfwirtschaft angekommen und gehen nun hinein.

Hinten im Hause ist ein großes Zimmer, ein Saal, in welchem schon viele Bauern versammelt sind. Von dichtem Qualm und Rauch ist die Luft verfinstert, so daß man, zumal bei den dunklen Wintertagen, kaum etwas deutlich unterscheiden kann. Hier halten die Bauern von Frywarden Sonntags vor und nach der Kirchzeit ihre „Börsen" ab, wie sie sagen, und trinken Bier und Schnaps oder auch Grog dazu.

Bald kommt die Rede auch aufs Klotschießen, und der Vogt des Dorfes nimmt das Wort: „Nun hört einen Augenblick zu, daß wir die Sache in Ordnung bringen! Die Butjenter[1]) haben uns herausgefordert, so bald es geht, mit uns in die Wette zu werfen um tausend Mark. Wollen wir darauf eingehen?"

Man hört nur ein dumpfes Gemurmel als Zustimmung der Versammlung.

„Ich nehme also an, daß niemand etwas dagegen hat," sagt der Vogt nach einer Pause. „Das Werfen soll vor sich gehen auf unserer Seite, in einem freien, stundenweiten Felde zwischen Brokfleth und Twüschendamm.

---

[1]) Einwohner von Butjadingen a. d. Weser.

Der Tag soll noch bestimmt werden. Wenn's Frostwetter so bleibt, kann's in acht bis vierzehn Tagen vor sich gehen."

„Aber der Schnee muß erst wegtauen," bemerkt einer aus der Menge, die um die Tische sitzen.

„Ach," meint ein anderer, „der Schnee liegt ja nur dünn, so daß er beim Werfen nicht hindern kann."

„Das wird sich ja finden," nimmt der Vogt wieder das Wort. „Wenn wir nur erst wissen, was für Klotschießer wir haben. Zwei wollen unsere Gegner stellen; zwei müssen also auch wir haben."

„Ich weiß einen, der's am besten kann und der auch wohl dazu bereit sein wird," sagt der Bauer, den wir schon mit dem Alten unterwegs getroffen haben.

„Wen denn?" fragt der Vogt.

„Volkert Volkers und der junge Schmied Hermann."

„Hermann ist gut," ruft der alte Tjarks; „was es aber mit Volkert auf sich hat, das wissen wir nicht. Wer weiß, ob er noch die nötige Kraft zum Werfen in den Knochen hat. Er ist erst kürzlich aus der Stadt von den Einjährigen zurückgekommen."

„Das schadet nichts," ruft ein anderer dazwischen, „Volkert ist ein fixer junger Kerl. Neulich hab' ich's gesehen, daß er die Kugel über achtzig Schritt geflüchtet (geworfen) hat. Tjarks-Vater hat's nur nicht auf ihn; das macht der alte Haß zwischen den beiden Häusern."

„Na, das gehört nicht hierher," entgegnet der Vogt, „und geht uns nichts an."

„Aber unsern Geldbeutel!"

„Wird sich finden. Wir sind keine bangen Leute!"

„Und ich auch nicht," ruft Tjarks-Vater und haut auf den Tisch; „ich halte mit!"

„So ist's recht," bekräftigt der Vogt; „was fragen wir friesischen Bauern danach!" —

Es wird also beschlossen, den Bauernsohn Volkert Volkers und den jungen Schmied Hermann als Klotschießer aufzustellen. Hierauf werden noch allerlei Sachen, die zum Klotschießen gehören, abgemacht, und dann gehen alle nach und nach mit Dunkelwerden nach Hause. —

II.

„Guten Morgen, Theda, meine liebe Tochter!" ruft Tjarks-Vater und tritt in die große Stube, wo Theda mit Reinmachen und Abwischen der Möbel beschäftigt ist; „ich gratuliere dir auch vielmals zu deinem

neunzigsten Geburtstage, wollte sagen neunzehnten," berichtigte er lachend. „Was dein Herz sich wünscht, möge dir das neue Lebensjahr bringen!"

„Dank dir, mein lieber Vater! Ich wünsche mir nichts, als daß uns der Himmel noch lange beisammen lasse."

„Das wünsch' ich auch, mein liebes Kind. Aber ich bin alt und muß bald nach Kosters Kamp," (so nennt man im Plattdeutschen den Friedhof); „und dann stehst du ganz allein in der Welt."

„Nur keine Sorge, mein lieber Vater; ich habe deine Natur und laß mir nicht an den Wagen fahren."

„Du hast recht, Theda; von deiner seligen Mutter hast du's nicht, die war zu weichmütig."

„Fürs erste hab' ich ja noch dich, und später soll nur jemand kommen, der — —"

Sie vollendet den Satz nicht; es wird an die Tür geklopft.

„Herein!"

Der Briefträger des Orts tritt herein und bringt eine Pappschachtel. Als er wieder fort ist, besieht Theda die Adresse und sagt: „Das kommt aus der Stadt."

„Gewiß ein Geburtstagsgeschenk für dich," meint ihr Vater.

„Wer wollte mir etwas verehren! Ich habe gar keine Bekannte in der Stadt, die an meinen Geburtstag denken."

„Na, Kind, es kann ja auch nur aus der Stadt, wenn es dort gekauft ist, abgeschickt worden sein."

Theda wurde sichtlich verlegen; sie schob die Pappschachtel auf dem Tische beiseite und sagte: „Ich mag sie nicht öffnen. Hernach, noch hab' ich keine Zeit."

Der Alte strich sich über seinen grauen Vollbart und ging hinaus. Theda wischte und eulte die altmodischen Möbel ab, die alle aus solidem Eichenholz gemacht waren und vom Alter schön dunkelbraun aussahen. Der alte, breite Schrank mit vier Türen, zwei kleinen oben und zwei größeren unten, wies reiches Schnitzwerk auf und trug die Jahreszahl 1645. Die gewiß ebenso alte Richtebank (Büfett) steht gegenüber. Um den schweren, runden Tisch in der Mitte des Zimmers stehen die Stühle mit ledernen Sitzen und hohen Lehnen. Alles, was sonst noch in der Stube ist, die hohe Standuhr in der Ecke, die Bilder an den Wänden, passen zu dem übrigen; auch ein Alkoven fehlt nicht.

Nun ist das Mädchen fertig mit dem Abwischen. Es tritt an die Tür, hebt die grüne Gardine, die vor dem kleinen Fenster hängt, empor

und schaut in den Windfang. Niemand ist dort zu sehen; der Alte ist wohl über die lange Hausdiele (Tenne) in den Stall gegangen, nach dem Vieh zu sehen.

Schnell nimmt Theda die Schachtel, schneidet die Bänder ab und nimmt den Deckel herunter. Ein helles Rot schießt über der Jungfrau Gesicht, über die bleichen Wangen, den zarten Teint, als sie das Seidenpapier zurückgeschlagen hat und ihr die schönsten Rosen und weiße Maienlilien mit langen, grünen Blättern entgegen lachen und duften, als wär's mitten im Frühlinge. Nun fallen ihre großen, blauen Augen auf einen kleinen Bogen roten Papiers, der zur Seite der Blumen steckt. Sie entfaltet ihn und liest, was drauf geschrieben steht; dann preßt sie ihn schnell zusammen und wirft ihn in den Torfkasten, der beim Kachelofen steht.

Plötzlich kommt ein flinker Schritt von draußen über den Windfang, und herein tritt, ohne vorher anzuklopfen, eine gute Freundin aus der Nachbarschaft, Aletta.

„Ick graleer (gratuliere) di ok, Theda, to't ne=e Lebensjahr!" ruft sie fideel, „un wünsch' di 'n Brägam mit swart=krus (schwarz=krausem) Haar!"

Sie drückt Theda die Hand. „Aber was ist das?" sagt sie und zeigt auf die Blumen. „Na, ich kann mir's wohl denken. Aber wie kommt das: du könntest lachen, daß so an dich gedacht wird, und in deinen Augen stehen Tränen? Was hat das zu bedeuten? — Sag' mir's; du weißt, daß ich deine beste, treueste Freundin bin! O, wie schön, wie schön!" bewundert sie die Blumen, nimmt sie aus der Schachtel und hält sie Theda entgegen. „Hast du keine Vase, wo wir sie hineintun?"

„Hier, wirf sie nur in den Torfkasten," sagt Theda, „wo ich auch den Brief hineingeworfen habe."

„Den Brief?" ruft erstaunt Aletta und holt ihn wieder heraus. „Darf ich ihn lesen?"

„Ach, es steht ja weiter nichts drin, als ein altes, dummes Rimelrei. Er will mich bloß zum Narren haben. Heimlich lacht er über mich und macht sich lustig."

„Wer?"

„Wer anders, Letta, als Volkert Volkers? — Nichts als Falschheit!"

„Der?! Na ja! Aber aus Falschheit schenkt man zum Geburtstage keine Rosen und Maiglöckchen. Und hier ist ja auch noch „brennende Liebe"! Nun hört doch alles auf! Und ringsum in der Schachtel liegen duftende Veilchen. Die ganze Stube riecht ja schon davon."

Aletta näherte den Brief der Nase: „Der riecht auch nach Veilchen. Was steht denn drin?" — Sie liest ihn erst für sich, dann laut: „Nu luster (lausche) doch mal!

„Rosen, Liljen und Verbenen
Künden meines Herzens Sehnen.
Nur ein Trost bleibt meinem Weh:
Endlich schmelzen Eis und Schnee;
Dann erblüht die Märchenblume,
Macht mein Haus zum Heiligtume." —

„Oh, oh, oh! Wie schön gesagt! Wenn das nicht gut gemeint ist, Theda! — Nein, nun sag' ich nichts mehr! Schnuckernd läuft sie in ihre Kammer. Na, sie wird sich schon beruhigen. Aber ein Rätsel ist mir's," sagt sie für sich. „Sie tut immer, als wenn sie ihn nicht leiden mag, als wenn er ihr bis in den Tod zuwider ist. Warum denn weint sie?" — Das letzte hat sie laut gesprochen.

„Weil ich mich nicht vor ihm retten kann," sagt Theda, wieder in die Stube tretend. „Wer gibt ihm das Recht, mir Blumen zu schicken und an mich zu schreiben? Bin ich nur so zum Zugreifen da?" —

„O, schweig nur still, gode Deern, als wir noch zusammen in die Schule gingen, konntet ihr beiden euch sehr gut vertragen. Das weiß ich noch, als wär's heute."

„Ja, aber hernach kam er auf die höhere Bürgerschule, und da waren wir drüber. Er meinte wohl wunder, was er sei! Und nun erst recht, nun er Einjähriger gewesen ist. Und er wird sicher noch Leutnant der Reserve werden. Laß ihn doch zu den feinen Stadtdamen gehn! Denen kann er Blumen und Rimelrei's schicken. Auf dem letzten Ball hat er auch am meisten mit Pastors Töchtern und mit ihrem feinen Besuch aus der Stadt getanzt, zuletzt erst mit uns. Hast du das schon wieder vergessen?"

„Nein, Theda, ich habe aber auch nicht vergessen, was für böse Augen du ihm zugeworfen, immer seitwärts geschaut und kein Wort gesagt hast, wenn er mit dir sprechen wollte."

„So, du meinst wohl, Aletta, ich sollte mich an ihn wegwerfen. Nein, dazu bin ich zu stolz. Wir sind zwar nur Bauerntöchter, du und ich, nicht mehr und nicht minder. Aber wir wollen nicht vergessen, daß wir zu den freien Friesen gehören, und darauf können wir stolz sein."

„Na ja, Theda. Das ist ja alles schon gut. Erst will ich die Blumen einmal in diesen Korb legen und den Brief dabei. Vielleicht wirst du andern Sinnes, wenn du ihn hernach noch mal wieder liest."

„Nä, das werde ich sicherlich nicht. Dazu bin ich zu vernünftig und zu kaltblütig, wie wir Friesinnen einmal sind."

„Na, Frösche sind wir just auch nicht," meint lächelnd Aletta.

„Meinst du, daß er nicht lacht über unsern altmodischen Kram? Sein ganzes Haus soll ja aufs allermodernste eingerichtet sein, gerade wie in der Stadt. Er kann sich das leisten. Er ist seit seines Vaters Tode sein

eigener Herr gewesen; seine Mutter ist mit allem zufrieden; er ist ihr einziges Kind."

„Ich will dir etwas sagen, Theda; das Altmodische ist wieder das Allerneueste. Danach laufen sie förmlich."

„So —, und er ist so fein gebildet, spricht Englisch und Französisch, und wir sind nur schlichte Bauernmädchen geblieben. Er lacht ja über uns."

„Das kommt darauf an. Wenn er auch Französisch sprechen kann — hast du's denn schon gehört? — sein Herz ist doch plattdeutsch geblieben, und mit mir hat er neulich noch plattdeutsch gesprochen."

„So, was sagte er denn?"

„Das weiß ich nicht mehr. Ich glaube, er wunderte sich über dich, daß du so stockstill warst."

„Sonst nichts, Aletta? Sag mir die Wahrheit! Hat er sich nicht mokiert über meinen Anzug, über meine Frisur und — und — und über mein rotes Haar?"

„Dein rotes Haar?! Na, sei nur still! Du weißt recht gut, daß dein Haar goldblond ist, wie's bei den alten Deutschen und Friesen war, und daß altdeutsch modern ist. Dein Anzug? Ja, der paßt zu deinem schlanken Wuchs. Mehr sag' ich nicht, sonst wirst du eitel. Er mag dich leiden, glaub mir's doch! Er wirbt um dich!"

„Sei mir still davon, Aletta! Ich will nichts davon hören! Ich müßte mich ja wegwerfen. Ich hätte ja nichts mehr zu sagen; ich müßte ja seine Sklavin werden, wenn ich sein würde. Ich will frei bleiben; ich will bleiben, was ich bin. Weinen möchte ich vor Ärger. Vater will auch nichts von ihm wissen, so wenig wie ich."

„Ja, das weiß ich wohl, Theda; er hat ja neulich öffentlich gegen Volkert gesprochen, als sie im Kruge über das Klotschießen gesprochen haben. Willst du auch zum Klotschießen?"

„Dort darf ich nicht fortbleiben, schon meines Vaters wegen nicht, der sich so viel daraus macht. Wir beiden können ja zusammen hingehn."

„Das ist mir recht, Theda. Sollst nur sehen, Volkert kommt auch dorthin. Er ist ja einer unserer besten Klotschießer. Er soll großartig werfen."

Sie waren inzwischen dicht ans Fenster getreten. Auf einmal sprang Theda zurück, und Aletta wurde ganz still und starrte durchs Fenster.

Volkert in einem feinen Reitanzuge ritt daher auf einem großen, schwarzen Prämienhengste. Und als er gerade vor dem Hause war, drückte er dem Hengste die silbernen Sporen in die Flanken, und das Pferd bäumte sich zweimal hoch empor. Und Volkert nahm seinen glänzenden Zylinder ab und grüßte freundlich durchs Fenster, — konnte aber nur Aletta sehen — und dann jagte er in vollem Trabe weiter.

„Was sagst du nun, Theda? — Das war sein Geburtstagsgruß. Wie fein, wie nobel! Was für ein schöner, stattlicher Junggherr!"

Theda war auf einen Stuhl gesunken; sie drückte die Hände vors Gesicht, und ob sie weinte oder lachte, man wußte es nicht, so klang es. Endlich stand sie auf und sprach: „Was ich dazu sage, Letta? Solche Narrenspossen treibt er öfter. Ich werde ja zum Gelächter des ganzen Dorfes, wenn das so weiter geht."

„Dann mach' ein Ende drin, Theda."

„Das wird auch wohl nächstens geschehen. Wirst davon zu hören bekommen."

„Meinetwegen kauf dir einen Revolver, oder hast du schon einen?" stieß die Freundin unwillig hervor. „Sag mir Bescheid, wenn's losgehn soll! Na, ade, ich muß nach Haus! Ich begreife dich nicht." —

Sie schüttelte den Kopf und ging fort.

* * *

„Sie begreift mich nicht," dachte Theda, und nahm die Blumen und betrachtete sie nachdenklich; „begreife ich selbst mich denn? — Aber ich kann mich doch nicht selber aufgeben; und dazu bin ich gezwungen, wenn's nach seinem stolzen Willen geht. Dafür kenne ich ihn. Der Vater würde auch nichts davon wissen wollen; er haßt ihn wie alles, was zur Volkersfamilie gehört. Kann ich denn nun anders?" —.

Sie hatte inzwischen die Blumen in eine Vase getan und auf eine Borte der Richtebank gestellt. Das Papier mit dem Verse nahm sie an sich und legte es in ihren Nähtisch, und dann ging sie nachdenklichen Sinnes hinaus. —

III.

Der zum Klotschießen bestimmte Tag war herangekommen. Nun strömten alle hinaus ins Feld, alt und jung, Kinder und Erwachsene, Männer und Frauen, Knechte und Mägde, auch junge Bauerntöchter. Theda ging auch mit; das mußte sie ihrem Vater schon zu Gefallen tun, der schon seit Tagen an nichts anderes gedacht und von nichts anderem gesprochen hatte, als vom Klotschießen, diesem echt friesischen Nationalspiele. Aletta hatte ihre Freundin abgeholt, und sie gingen miteinander; beide waren eingehüllt, mit einer Kapuze über dem Kopfe, aus der die roten Wangen frisch hervorschauten. Denn es war mitten im Dezember. Ein trockener Frost war gekommen, das Land, so weit man sehen konnte, lag da wie eine harte Decke. Alle Gräben und Sieltiefe oder Kanäle waren mit Eis überzogen. Der Himmel war sonnig und frei von Wolken, nur ganz in der Ferne durch eine Nebeldecke abgeschlossen. Dort hörte das Land auf und fing die See an.

Die dünne Schneelage hatte die Sonne der vorigen Tage aufgesogen. In der letzten Nacht hatte es gereift, und die Zweige der alten Weidenbäume glänzten und glitzerten im Sonnenschein. Weit voneinander zerstreut leuchteten hin und wieder hellrote Flecke aus dem grauen Lande hervor, das waren die großen, stolzen Bauernhäuser, und hier und dort sah man auch eine hohe, auf holländische Art gebaute Windmühle, und wie einen schwarzen Berg weit, weit hin das dicke Mauerwerk einer alten Friesenkirche mit ihren kleinen Fensteröffnungen dicht unter dem breiten Dache.

Der frische Seewind, der über die Nordsee kam, wehte schneidig über das weite, stille Marschenland. Keinen Laut hätte man vernommen, kaum einen Möwenschrei, wenn nicht all' die Menschen gewesen wären, die mit Lärmen und Geschnatter von zwei Seiten daherströmten. Das waren die beiden Parteien. Der einen voran schritt ein junger Bursche, der auf einer Handharmonika einen Marsch spielte. Dann kam der Fahnenträger, hierauf die Bahnweiser mit langen Stangen, und ihnen folgten die beiden Klotschießer: Volkert Volkers und Hermann, der junge Schmied. Hinter ihnen gingen die Mattenträger, die die Strohmatten legen, auf denen die Klotschießer zum Werfen ihren Anlauf nehmen. Nun folgt bunt durcheinander der ganze Volksschwarm, aber für sich die „Inhollers", das sind die Wettenden, die ersten Bauern des Dorfes, dicht hinter ihnen auch die Bauerntöchter, unter ihnen Theda und Aletta.

Für Stillung des Durstes ist auch gesorgt, indem Wirtsjungen in Kiepen volle Schnaps- und Bierflaschen tragen.

Nun ist man auf der Fläche Landes angelangt, von der aus das Klotschießen beginnen soll. Die Gegenpartei ist bereits da, und der Kampf kann losgehen. Die Bahn oder Strecke zum Werfen ist ungefähr eine Stunde lang und soll hin und zurück durchworfen werden.

Die Bahnweiser sind vorausgegangen, den Boden zu untersuchen und mit ihren langen Stangen, an denen oben eine kleine Fahne flattert, die harte Stelle zu zeigen, auf welche der Werfer die Kugel flüchten soll.

Die Klotschießer machen sich fertig zum Wurf. Sie ziehen ihren Rock oder ein warmes Jackett aus und geben sie den Männern zum Aufheben, die bei ihnen stehen. Ebenso Mütze und Schuhe. Die langen wollenen Strümpfe ziehen sie über die Hosen und binden sie über dem Knie fest, und um die Taille binden sie ein weißes Tuch wie eine Schärpe.

„Wenn uns die schönen Fräulein noch dabei zu Hilfe kämen," sagt Volkert, „aber die trauen dem Kram nicht und schauen von fern zu."

„Das soll uns gelten," flüstert Theda ihrer Freundin zu; „er kann das Necken nicht lassen."

Die lange Strohmatte, auf der die Werfenden ihren Anlauf nehmen, ist — vorn ein wenig erhöht — bereits hingelegt.

„Laßt Hermann nur anwerfen," sagt Volkert.

„Sind die Kugeln auch richtig?" fragt einer der Gegner. Sie kommen herbei, und jede hölzerne Kugel, „Klot" genannt, die ungefähr ein Pfund wiegen muß und mit Blei kreuzweis und fingerdick von drei Seiten durchgossen ist, wird untersucht. Es hat seine Richtigkeit.

Der Bahnzeiger, der vorausgegangen ist, stellt seinen Stock nieder und ruft: „Scheet her! Liek up mi af!" (Schieß' her! Gerade auf mich ab!) und tritt beiseite, wenn die Kugel abgeworfen wird.

Hermann nimmt einen Anlauf, erst langsam, mit kurzen Schritten, dann schneller und weiter; den rechten Arm mit der Kugel hält er hinten aus; nun ein Sprung und Schwung, und hin fliegt die Kugel.

Er hat ungefähr sechzig Schritt geflüchtet, und dann ist die Kugel noch ein gutes Stück weiter gerollt.

„Na ja, für den ersten Anfang geht es schon," hört man's sprechen. Auf der Seite der Gegner ist es nicht viel anders. Dort werfen auch zwei stämmige junge Burschen.

Nun kommt Volkert an die Reihe. Wie neugierig er von allen Seiten angegafft wird, vor allem von den jungen Mädchen! Er ist noch nicht lange wieder von den Einjährigen aus der Residenz zurück und gilt für etwas Absonderliches. Und das muß man ihm lassen, er ist ein fixer, schlankgewachsener junger Herr mit einem intelligenten Gesicht. Die düsteren Augen schauen unter der freien Stirn und dem dichten, schwarzen Haarwulst verwegen in die Welt hinaus, und um die schnurrbartumsäumte Oberlippe spielt ein leises ironisches Lächeln.

„Soll mich verlangen, ob er wohl noch etwas kann," meint Tjarks-Vater zu seinem Nachbarn, „sonst sind wir verratzt. Es scheint ihm nicht stark darauf anzukommen . Er steht da, als wenn er tanzen wollte."

Hin fliegt die Kugel. „Na, das ist schon etwas besser," heißt es, als sie liegt, „etwa siebzig Schritt Fluchtweite. Darf sich sehen lassen."

So geht es abwechselnd weiter auf beiden Seiten, immer tiefer ins Feld hinein. Jeder schlechte Wurf wird bedauert, jeder gute wird mit Hurra begrüßt. Nach jedem Schuß wird um die Werfer schnell ein Mantel geschlagen, daß sie sich nicht erkälten; denn sie kommen nach und nach in Hitze und Schweiß.

Beide Parteien haben das Feld ungefähr abgeworfen und stehen sich noch beinahe gleich. Einen halben Wurf mögen die Frywarder etwa voraus sein. Gerade in diesem Augenblick wird auf gegnerischer Seite ein mächtiger

Wurf getan, und nun sind jene voraus. Jetzt kommt's aber drauf an. Volkert ist an der Reihe.

„Lück up!" (nimm's auf!) erschallt der Ruf. „Aber nimm dich in acht!" ruft der Bahnzeiger, „hier ist ein Graben, daß du nicht hineinwirfst!"

Ringsum alles still. Man hört Volkerts Anlauf. Dort fliegt die Kugel. Bums! Sie sitzt im Grabenufer.

„Hab' ich's nicht gesagt?" ruft der alte Tjarks, so laut, daß Volkert es hören muß; „wir sind verratzt! Er kann nichts! Hierbei nützen die hohen Schulen und der Reserveleutnant nichts!"

Volkert schaut sich lachend um und langt mit den Armen aus, als wenn er um sich hauen will.

„Was ist es mit dir?" fragt einer der Wettenden. „Du mußt einen stärkeren Anlauf nehmen und einen weiteren Sprung tun."

„Schnack!" entgegnete Volkert. „Laßt mein Blut nur erst in Wallung kommen; ich bin ja kaum warm."

„Nimm einen Schluck!" ruft einer ihm zu.

„Habt ihr ein Glas Sekt?" fragt Volkert; „schwerlich; na, dann her mit einem alten Korn! Mag wohl nicht schaden."

Man reicht ihm eine Flasche, und er trinkt tüchtig daraus.

Das scheint aber nicht geholfen zu haben, denn nach und nach kommen die Butjadinger immer weiter voraus. Wie streicheln sie ihre Klotschießer, und wie schreien sie laut vor Freude! Die beiden anderen Werfer bekommen von ihren Leuten kein lachendes Auge mehr zu sehen, am mindesten Volkert, und was er hört, sind lauter Sticheleien. Er wendet sich einmal nach Theda um, und es kommt ihm so vor, als schaute sie traurig aus den Augen. Sollte sie ihn bedauern? Das darf sie nicht. — Jetzt muß er werfen. Nun will er's ihnen aber zeigen! — Los! — Er nimmt den Anlauf.

„Fleu herut!" (fix heraus!) erschallt der Ruf des Vogts. Dort fliegt die Kugel.

Volkert schaut sich um, als wollte er sagen: „Habt ihr sie fliegen sehen?" —

Ja, sie haben sie gesehen, mit Bewunderung gesehen. Schnell haben sie den Wurf abgetreten.

„Über achtzig Schritt!" rufen sie. „Das ist bis jetzt der beste Wurf! Junge, Junge, er kann's!"

„Nun könnt ihr nur abziehen!" wird der Gegenpartei zugerufen. „Ihr kommt uns nicht wieder vorbei!"

„Das wird sich zeigen! Um hundert Mark extra!" ruft einer. „Wer hat Mut?"

„Ich nicht!“ ruft Tjarks-Vater und lacht höhnisch; „ich trau ihm nicht!“

„So! die paar Mark sind Euch wohl nicht genug?“ entgegnet Volkert; „ich selber darf nicht wetten um Geld, weil ich werfen muß. Aber wartet nur, ich will Euch schon kriegen!“

„Na, dann nur zu! Bin gespannt,“ ruft der Alte zurück; „mußt dich noch bessern. Als junger Kerl hätt' ich's wohl mit dir aufnehmen wollen. Ich hab' an die hundert Schritt geflüchtet,“ prahlt er; „das mache du nur erst mal nach!“

„Hm, wird sich finden,“ brummt Volkert.

„Ich habe Mut!“ ruft der Vogt des Dorfes; „ich halte die hundert Mark! Volkert wirst auch hundert Schritt, sag' ich.“

Ja, das läßt sich leicht sagen. Wer aber bis jetzt noch keine hundert Schritt geflüchtet und seinen besten Wurf noch nicht übertroffen hatte, das war Jungherr Volkert. Und nunmehr war keine Zeit zu verlieren; denn das Ziel kam immer näher, und die Gegner holten nach und nach den Vorsprung wieder ein.

„Allnachgerade muß es aber kommen,“ meint nun auch der Vogt. „Volkert muß werfen.“

„Halt!“ ruft laut der Bahnweiser; „wir haben Pech. Hier ist das Tief (der Kanal). Du,“ wendet er sich an Volkert, „mußt hier vorn aufs Ufer werfen, dann springt die Kugel drüber hinweg, aufs jenseitige Ufer, oder du mußt übers Tief hinweg flüchten. Aber der Wurf ist wohl zu weit für dich.“

Nun kommen alle um Volkert herum, selbst die Frauen; und die Männer streicheln und bitten ihn, er möge doch die Ehre des ganzen Dorfes retten; denn jetzt komme es drauf an. „Dieser Schuß verloren, alles verloren!“ sagen sie.

„Habt nur Geduld, jetzt erst werde ich warm!“ antwortet Volkert.

„Zieh doch vom Leder! Du hast ja noch die Weste an und die steife Halsbinde um. Wir sind hier nicht in der Stadt,“ stichelt der alte Tjarks.

„Das kann leicht geschehen,“ entgegnet Volkert,“ der nun beides von sich wirft und auch das Hemd aufreißt, daß man die nackte Brust mächtig auf und nieder wogen sieht. Er will schon anfangen zu laufen, da erst wird er gewahr, daß Theda und ihre Freundin nicht weit von ihm stehen.

„Willst du mir einen Gefallen tun, Theda,“ sagt er lächelnd, „dann trink mir einen Konjak zu!“ — Sie zögert. „Willst es nicht? Dann kannst es auch lassen.“ —

„Er kann den Wurf unmöglich tun," meldet nun einer der Bahnzeiger; „es ist zu weit. Er wirft weit davor, und dann schlägt die Kugel wieder ins Ufer. Die Entfernung beträgt über hundert Schritt."

„Das ist meine Sache!" sagt Volkert.

„Nein, du kannst es nicht; die Wette ist so gut wie verloren, und unsere Ehre ist verloren, und alles ist verloren," klagt Tjarks.

„Na, ich will Euch etwas sagen, Tjarks-Vater; aber bedenkt Euch nicht zu lange, ich hab' keine Zeit, hier so entblößt herzustehen: es geht um Eure Tochter Theda oder um mein Leben! Gewinn' ich, so wird sie mein; verliere ich, so verliere ich sie für immer, und an meinem Leben ist mir nichts mehr gelegen. Ihr habt vorhin ja so geprahlt; nun zeigt, daß Ihr Kurage habt!" Er hält seine Hand hin: „Hier, schlagt ein!"

„Topp!" sagt der Alte und schlägt ein, „es soll gelten. Darauf brauch' ich mich gar nicht zu bedenken; das gewinnst du doch nicht." —

„So!" ruft Theda und stürzt auf ihren Vater los; „so gering achtest du mich, daß du mich preisgibst in einer Wette, wo sich's um nichts handelt, als um eine alte Klotschießerei! Von ihm" — dabei zeigte sie auf Volkert — „hab' ich's nicht anders erwartet; er meint, er kann sich in seinem Übermute alles erlauben, aber du, Vater, solltest dich schämen, daß du mich, deine einzige Tochter, auf diese Weise verhandeln willst, als wäre ich ein Stück Vieh, ohne mich zu fragen."

Damit drehte sie sich um und ging, die Hände vor's Gesicht schlagend, allein nach Hause.

„Dummes Zeug!" rief der Vogt, „Theda hat ganz recht, wir sind hier nicht auf dem Markte; hier handelt es sich lediglich um einen Wurf und um nichts anderes. — Geht doch beiseite, all' ihr Leut'! Was steht ihr hier so herum und reißt neugierig Augen und Maul auf! Die Klotschießer können sich ja nicht regen. Erst soll abgemessen werden, wie weit es von hier bis zum Tief ist, damit Volkert genau weiß, wie er werfen muß."

„Nichts davon!" schrie Volkert in Wut; „aus dem Wege, was nicht taugt!" Und er stellte sich zum Anlauf. Nun wurde es so still, man konnte die Seemöwen weit vom Deiche her herüber schreien hören.

Volkert machte, tief und schwer stöhnend, erst einen Sprung in die Luft, warf die Kugel hoch und fing sie wieder, nahm dann einen weiten Anlauf, flinker und flinker, reckte den Oberkörper vor, den Arm mit der Kugel hoch, nun ein Schwung und ein Sprung mit aller Gewalt, hoch nach vorwärts, und hin fliegt die Kugel, daß man ihr Sausen hören kann. — —

Sonst kein Sterbenslaut zu hören als nur ein dumpfer Schlag. Alle verfolgen die fliegende Kugel mit den Augen, bis sie liegt. Da auf einmal brechen sie in ein lautes Hurrageschrei aus. Der Bahnzeiger schwenkt die

Fahne. Die Kugel ist übers Tief geflogen, wohl über hundert Schritt, und ist jenseits noch weit weg gesprungen und gerollt.

Das war wirklich: „Lüch up!“ und „Fleu herut!“ wie die gebräuchlichen Rufe beim Klotschießen erschallen.

Aber wo war Volkert geblieben? —

Er war nicht zu sehen. Die beiden Männer, die ihn greifen wollten, lagen bei ihm auf dem Boden. Sie hatten ihn nicht halten können, mit solcher Gewalt war er abgesprungen und mit ihnen auf den harten Erdboden gestürzt.

„Ach Herr, ach Herr!“ mit diesen Worten kamen alle um ihn zu. „Das Blut läuft ihm ja aus dem Munde!“ — Das sahen sie, als er aufgehoben wurde und von den beiden Männern gehalten werden mußte, weil er sonst wieder niedergesunken wäre. —

Das Klotschießen war nun bald vorbei. Die Frywarder hatten gewonnen, das war gar nicht zu bestreiten, und Volkert hatten sie's zu verdanken. —

Tjarks-Vater kam auch heran. „Wie geht dir's, Volkert?“ fragte er. Aber dieser schüttelte nur mit dem Kopfe und sagte kein Wort.

„Er muß nach Hause getragen werden,“ sagte der Alte, „wir sind ja nicht weit davon entfernt. Unser Großknecht soll sofort nach der Stadt jagen und den Doktor holen. Es ist doch ein ganzer Kerl, Volkert Volkers. Einen solchen Klotschießer hat es noch nie gegeben, so lang ich denken kann. Allen Respekt!“

Und sie deckten Volkert warme Mäntel über und trugen ihn mit vier Mann nach Hause, als wenn's ein Toter wäre. —

IV.

Theda war langsam und tief in Gedanken die Bauernstelle hinunter gegangen.

Nun war sie bei dem Damme, der Überwegung, angekommen, die über einen Graben auf die Straße führte. Sie hatte sich an den Rollbaum, das Heck vor der Weide, gelehnt und schaute zurück ins weite Feld.

Sonderbar! Die Menschenmenge war noch beinahe auf demselben Fleck; sie kamen aber langsam angezogen. Die letzten Würfe hatten noch getan werden müssen. Nun war das Klotschießen zu Ende. — Sie kamen

Aber voran, nicht mehr weit entfernt, kam ein Zug von vier Männern, die trugen etwas Schwarzes, wie Theda staunend sah. Was hatte das zu bedeuten?

Aletta lief ihnen eine gute Strecke voraus. Sie lief und lief, und bald langte sie fast außer Atem bei Theda an.

„Was bedeutet das?“ rief Theda ihr entgegen.

„Ach, sie kommen mit Volkert angetragen.“

„Mit Volkert?“

„Ja, er ist bei dem letzten gräßlichen Wurfe auf den Boden gestürzt. Er lag da wie tot, und das Blut lief ihm aus dem Munde.“

„Ach Herr, ach Herr!“ schrie Theda laut auf und rang die Hände.

„Aber er hat gewonnen, gewonnen, Theda! Die Wette und dich! Wenn er's nur nicht mit seinem Leben bezahlen muß. Sieh, sie kommen näher.“

„Ich kann's nicht mit ansehen, Aletta. Aber lauf schnell nach Volkers Haus und bring seiner alten Mutter die Botschaft, damit sie sich nicht zu sehr erschrickt, wenn man ihren einzigen Sohn ins Haus trägt. Es könnte ihr wohl den Tod bringen. Sie soll eine solch gute alte Frau sein. Das sagen alle Leute im Dorfe.“

„So, das weißt du, Theda, und doch hast du ihr ein solches Leid angetan!“

„Ach, sei still, sei still! Lauf nur, daß du den Trägern zuvor kommst! Und dann komm' nach unserm Hause und sag' mir von allem Bescheid! Ich bitte dich drum.“

Damit ging sie über die Straße, so schnell sie konnte, nach Hause. Aber die Füße vermochten sie kaum zu tragen. Und als sie auf dem Hofe, der an der anderen Seite der Straße lag, und beim Hause ankam, da schaute sie sich noch einmal wieder um und schlich sich dann langsam über die große Diele oder Tenne in den Unterschlag, den Wohnabteil des Hauses. —

* * *

Viele Worte sind jetzt nicht mehr zu machen. Der Kampf zweier junger Herzen war nun ja zu Ende. Ob's zum Guten oder zum Bösen sein sollte, das stand allein bei Gott.

Das hatte der Arzt auch gesagt, als er Volkert zum ersten Male besucht hatte. Es waren lange, bange Tage für Theda. Denn es ging auf Leben und Tod mit Volkert. Und er wäre nicht der erste unter den Klotschießern gewesen, der seinen Wagemut mit dem Leben bezahlen mußte.

Aletta ging immer von einem Hause zum andern und brachte ihrer Freundin Bescheid, wie's ging. Auch der alte Tjarks war hingewesen. Seit vielen, vielen Jahren war er dort nicht über die Schwelle gekommen.

Endlich schien es, als ob Volkert außer Gefahr sei. Darüber war Weihnachten herangekommen.

„Willst du nicht auch einmal hingehen, Theda?“ fragte der Alte.

„Ach, das könnte wohl schlimmer als besser sein, Vater.“

„So, meinst du? Ich will mal hingehn und zusehn und hören, was der Doktor sagt.“ Damit ging der Alte.

Wie lang wurde Theda die Zeit, bis er wiederkam! Endlich kehrte er zurück. „Ja, du solltest nur kommen, der Doktor hat's erlaubt. Er war soeben noch dort. Auch Volkerts Mutter läßt dich drum bitten. Er spräche immer von dir im Traume. Er möchte wohl eher wieder besser werden, wenn du mal kämest.“ — —

Es war schon dunkel, als Theda hinging. Die heilige Nacht lag still und sternenklar über der weiten, weiten Marsch, und die Weihnachtsglocken gingen tief und feierlich in der Ferne. — Leise, leise ging Theda mit der alten Mutter in die Stube, wo eine Lampe brannte.

„Er wird wohl noch schlafen, aber das macht nichts, Kind,“ sagte die Mutter, „weck ihn nur auf mit einem Kusse.“

Und sie trat an sein Lager; aber er wachte bereits und schaute sie mit großen, tiefen Augen an. Und als ihre Hand in seiner lag, da zog ein seliges Lächeln über sein bleiches Gesicht und er sprach: „Weißt du noch das Gedicht, Theda, das ich dir zu deinem Geburtstage gemacht habe? Das ist nun eingetroffen:

„Nur ein Trost bleibt meinem Weh,
Endlich schmelzen Eis und Schnee;
Dann erblüht die Märchenblume,
Macht mein Haus zum Heiligtume.“ —

Aber der Schluß ist noch schöner, als ich mir habe träumen lassen,“ sagte er und fügte noch hinzu:

„Heil'ge Nacht, wie strahlt dein Licht!
Doch — ein Märchen ist es nicht.“ —

Die Geliebte neigte ihr Haupt über ihn, und nun wurde es ganz still im Zimmer. Und die Weihnachtsglocken gingen noch immer in der Ferne. —

Wann de Hilgen[1] helpt, dann bat[2] et.

Von Karl Prümer.

Mike Telgen un Dore Gösseld saten bineen, drünken Koffee un aten Britzeln[3] un Beschüte[4] dobi. Op eenmol sonk Mike an:

„Ach Dore, wat bün ik mit minen Mann ankomen.“

„O, dat döt mi ower leed, ik hef doch ümmer gloft, dat he 'n goden Mann wör.“

„Dat is he ok för gewünlik, ower he het 'n bösen Drunk am Liwe, un, wann he't grade packt het, schlüt he ok no mi.“

„Het it dann Strit hat?“

„O wat, de Mannslü sind mankſen [5]) wunnerlik. Wann ſe ſik im Wertshus de Naſe begoten het, fängt de eene an te ſingen un will de ganze Welt in'n Arm nehmen un dat nennt ſe den luſtigen Söp,[6]) de annere lät den Kopp hangen un hült dobi, dat nennt ſe 'n trurigen Söp. Un de drüdde krit 'n böſen Söp un ſchlät ales kort un klein. Un van de Sorte is min Mann.“

„Dat is ſchlimm, Mike, kannſt du ehm dat dann nich afgewönnen?“

„O wat, ik hef eh mall gode Worde genog gaft, ower et helpt nicks.“

„Is he dann ale Dage vull?“

„Dat nit, he is ſo'n Quartals-Söper, wu ſe in de Stadt ſegget. Et kommt Weeken, do dringt he nicks. Un op eenmol is de Düwel wier los. Un nu is de Unglückstid wier do. Van Owend kömmt he wier vull no Hus, un ik weet all, wat mi do paſſeert. Ik, arm Wif, wann mi doch eener helpen woll.“

„Ja, ja,“ ſag Dore Göſſeld, un keek ne Tidlank vör ſik. Drop fonk ſe an: „Seg es, Mike, hält din Mann et noch met de Hilgen?“

„Spaſſige Froge, gewiß döt he dat.“

„Dann het wi gewunnen. Üm wuvül Uhr kömmt din Mann nachts no Hus?“

„Üm tein is he ſeker do.“

„Gut, alſo paß op, wann di van Owend din Mann wier ſchlät, ritſt du glik dat Kamerfinſter ganz open, fällſt op de Knei un bedeſt lut: „O heiliger Florian, erbarme dich meiner und komm mir zur Hilfe.“

„Heertlich geern, Dore, wann't man helpt.“

„Do verlot di drop, dat helpt.“

As et Mike Telgen ſagt her, ſo geſchaht et ok. Üm tein Uhr kam ehr Mann wier beſopen no Hus, ſtak 'ne Lampe an, un as [7]) ſine Fru mol 'n Wort ſag, gaf he ſik glik an't Deerſchen. De Fru ſchride, wat ſe konn, ower ſe do, wu't ehr ſagt wor, reet dat Finſter angelwit open, foll up de Knei un beede: „O heiliger Florian, erbarme dich meiner und komm mir zur Hilfe!“

Soglik kam 'ne grote, witte Geſtalt dör't Finſter un ſag: „Ich will dir helfen deine Frau ſchlagen.“ Un he ſchlog mit 'n Eikenſtock op Telgen los, dat he in de Knei ſtorde und luthals ſchreide: „O heiliger Florian, holl op, holl op, ik will't ok min Leewendage nich wier [8]) don.

„Das ſollſt du Satan auch nicht,“ gaf de te Antwort un trock Telgen noch 'n poor düchtige öwer't Krüz un mok ſik dör't Finſter.

Do jammerde de Fru: „Du arme Mann, wenn ik wuß, dat di dat so gönk, härr ik min Leewendage den hilgen Florian nich anropen."

„O leiwe Frau," jammerde Telgen un reef sik den Buckel, „si tefreen un hül nit. Et is me[8]) een Glück, dat du de tweelf Apostel nit ropen hest, de härren mi gewiß te Görte[10]) schlagen."

[1]) Die Heiligen. [2]) hilft. [3]) Brezel. [4]) Zwiebäcke. [5]) manchmal. [6]) Suff. [7]) als. [8]) wieder. [9]) nur. [10]) Grütze.

Dat Luttern.

Von Sanitätsrat Dr. med. G. Stille, Stade.

Snieder Husloh seet mit ünnerslahn Been op sinen Disch dicht an't Finster. He neiht fliedig an'n swarten Rock för 'n jungen Buern, de de anner Wek Hochtied holen wull. Dat weer in de Tied nah Allerhill, den ganßen Dag weer't nich recht hell worn. Nahmiddags keem de Smidt Peter Wienbarg un brocht 'n olen Rock.

„Süh ins, Husloh, dat is schön Tüg, un de Rock hett mi jümmer so god seten, nahgrad' sücht he abers doch 'n beten wandschaben[1]) ut. Schust du mi den nich wennen künnen?"

De Meister bekeek den Rock van allen Kanten, denn sä he:

„Ik will'n ins vaneen snieden, denn kann ik't beter sehn, wa't noch de Mänd weert is."

„Noch een Deel: dar sünd man siew Knöp in den Rock; ick mog geern baben noch eenen hemmen, dat ik em bi kolt Weller ünnern Hals toknöpen kann."

„Ik denk, dat ward sik villich maken laten."

Wienbarg mog geern 'n Woort snacken; he sung an, allerhand Nees to vertelln. Husloh hört to un sä man af un an ins 'n Woort, darbi neiht he flietig wieder. Ans de Smidt opletz weggüng, sä he argerlich:

„Dat is 'n olt Snackfatt.[2]) Nu ward't all schimmerig; Moder, du schust de Lamp man ansticken."

De Fro seet an'n Aben un spunn Wull, de se in't Vörjahr van ehr eegen Schap scharen harr. Nu weer't Tied, de in'n Draht to kriegen. Wenn se fröh nahmiddags Kosse drunken harr, denn güng se an't Spinnrad sitten un stünd nich ehd'r weller op, bet se tom Abendeten Klütjen[3]) braden un Gött[4]) kaken müß. Se sä to ehren Mann:

„Och Andrees, dat is jo noch so hell, wüllt man noch 'n beten töben."

„De Rock mutt morgen tregg wän, dat heww ik fast toseggt."

„Ik will de Lamp wol hahlen," sä Mine, de Dochter. Se seet an't anner Finster un knütt' an'n langen Strümp för ehren Vader; de keek ehr an un sä mit fründlich Smustern: [5])

„Deern, büst du ok hier? Ik heww di jo den ganßen Nahmiddag nich hört."

Se harr anners wisto [6]) so vel to snacken, to fragen un to vertellen un ehr lüstig Lachen makt de Olen vergnögt mit. Vernahmiddag abers weer se an't Grübeln. Dat harr sinen goden Grund: se dacht an ehren Jehann. Dat weer de Sähn van Hinrich Wienborg in Austehn, 'n lütjen Buern, den Broder van den Smidt, de eben den Rock brocht harr. De beiden jungen Lüd' harrn all den ganßen Sömmer tohop freet; 'n paar Dag vörher harrn se sik op'n Danßen drapen un Jehann harr Mine toseggt, he wull nu mit sinen Olen snacken. He wüß, dat sin Vader nich licht inwilligen word, de Deern harr jo keen Geld; abers he harr ehr sin Woort geben, he wull nich van ehr laten, de Ole mog seggen wat he wull. Vanabend wenn allens sleep, wull he an ehr Kamerfinster kamen un ehr Bescheed bringen, wo't gahn harr.

Mine seeg den Postbaden op't Hus tokamen un leep gäu nah de Lucht.[7]) De Bad' geew ehr 'n Breef, keek ehr schelmsch an un flustert:

„De is wol van dinen Brögam, nich Mine?"

„Wat du jümmer treggsnackst! Ik heww gor keenen Brögam."

„Du hest keenen? Denn schaff di doch man bald eenen an, anners kunnst du besitten blieben; junge Deerns sünd keen Wahrappeln.[8]) — Süh, dar is noch een Breef an dinen Olen."

Se brocht ehren Vader den Breef; de weer van den Lutterie-Innehmer: Husloh schull Geld schicken, wenn he weller 'n Los hemmen wull; de anner Wek weer de erste Tehung.

De Snieder harr al in sin Gesellentied luttert, un dar weer he bi bleben all de velen Jahren, för he Meister weer. Jümmer häpt he, ins 'n önnig Stück Geld to winnen, bet nuher vergebens. Sin Fro weer d'r nich mit inverstahn, ehr duert dat schöne Geld, dat alle paar Maand weggüng; abers he leet sik nich afholen un sett' jümmer van neen in.

„Schast du all weller Geld an Dreyer schicken?" sä se verdreetlich. „Du schust doch man mit dat Luttern ophören, du winnst doch jo nix."

He geew keen Antwoort; em dücht, ins müß dat Glück doch kamen.

Mine güng in ehr Kamer, se müß weten, wat in ehren Breef stünd. De weer in Austehn op de Post geben un se glöwt, Jehann harr den schreben. Mit Hartkloppen un bebrige Fingern makt se em apen un lees:

An Mine Husloh.

Was bildst du dich ein, du willst Jehann haben? Dar wird nichs von. Er muß Geld befrein; dir kann er nich nehmen, das leid ich nich.

Es grüßt

Hinrich Wienbarg.

De arme Deern sackt op'n Stohl un fung bitterlich an to weenen. Schull allens ut wän? Ehr Jehann schull 'n annere nehmen? Wat weer se unglücklich! Wenn he doch man keem.

De ganße Abend güng still hen. Husloh keek mehrmals sin Dochter an, se weer so bleek, ehr müß wat fehlen. Ans he ehr fragen dä, sä se, se harr Koppwehdag'. Dat seggt Froenslüd jümmer, dacht Husloh; dat word wol nah'n paar Dag 'beter wän.

Bald nah klock negen güngen se all nah Bett. Mine leeg lang mit apen Dogen un luert, wa Jehann nich anklopp'en dä. Een Stünnen güng nah de anner hen, nix rögt sik. He kummt nich mehr, schull he sik bedacht hemmen? sä se trorig. Se weent sik satt un keem denn in 'n Slap.

De Ehlüd' leegen in den breeden Alkaben in de Döns. Tomirrn in de Nacht sprung de Snieder ut'n Bett; de Fro wakt op un reep ängstlich:

„Wat is d'r los? Sünd 'r Deew?"

„Och, swieg doch still, Gretschen," sä Husloh, stickt 'n Rietsticken [9]) an, nehm 'n Stück Kried van 'n Disch un schreew wat an de Stubendör. Dat harr de Fro anners al belewt, wenn he bang weer, he kunn wat vergeten. Se dreiht sik nah de anner Siet un mummelt:

„Wat heww ik mi verjagt; sleep ik doch man erst weller."

Den annern Morgen weer Vader Husloh op sin Beste. Dat Mine rotweente Dogen harr, word he nich wies. He makt Spaß mit sin Fro un freut sik, wenn he ehr in't Lachen kreeg. Denn sä he glei [10]) to ehr:

„Wullt du mi nich 'n Mark lehnen, min Gretschen?"

„Wo hest dat denn to nödig?"

„Ik will vermorn nah Stadt."

„Nah Stadt? Du müßt jo dat Brögamstüg treggmaken, dat ward jo vanabend afhalt."

„Dat mutt sik helpen; ick mutt vandag' opslut nah Dreyer."

„Mit din unkloke Luttern. Harrn wi man all dat Geld op'n Klump, wat du al verspelt hest."

„Wenn ik nich spelt harr, denn harrn wi ok nich mehr ans wi nu hebbt. Dat Geld weer bi lütten vertehrt worn, un denn weer't mit uns jüs so, ans't nu is."

„Andrees, du ole Tweernbüdel! [11]) De Geld un God denkt to erlangen, de mutt toerst bi't Mul anfangen. Du büst man so lecker un wullt jümmer

van't Beſte eten un dorbi is di doch dat Liew an'n Rügg wuſſen. Bi di kann 'n ſehn, dat min Vader recht harr; de ſä, de in de Lutterie ſett', ward ſin Dag' nich fett."

„Düſſe Reiſ' winn ik abers . . . ."

„Och wat, Snack; du heſt alle Reiſ' glöwt, dat du winnen dä'ſt, un dat is jümmer op doven Dunſt utfulln. Dar ſpelt ſik ehd'r teihn arm, ans een riek."

„Nu weet ik abers de richtige Tall, dar ſteiht ſe an de Dör: 726."

„Dat hett di vernacht dröm't? Darüm ſprungſt du ut'n Bett ans de Hekt ut'n Water. Glöwſt du an ſowat? De Drom is 'n Drog [12]), dat is he jümmer wän un is he noch."

„Ik mutt de Nummer hemmen; darüm gah ik glieks nah den Innehmer un ſeh to, wa de noch to kriegen is. Dat Geld heww ik meiſt tohop, mi fehlt blot noch eenen Mark, den giww mi doch, Gretſchen."

De Fro word argerlich.

„Dar lur op! Junge Spelers ole Bedelers," darmit ſtünd ſe op un güng henut.

De lange, dünne Snieder ſchütt' den Kopp.

„Wat ſe nich will, dat deiht ſe nich; ſe is ſo eegen, ans 'n ſtä'ſch Perd. Wat ſchall ik nu anfangen? Mutt ik mi nu min Glück entgahn laten?"

Mine ſeeg ehren Vader an; de arme Mann, de ſo ſeker op ſin Tall bo't, duert ehr. Se langt in de Taſch un ſä:

„Hier, Vader. Güſtern heww ik Eier an den Opköper verköfft. Dar heſt du den Mark."

„Dat Geld wullt du mi geben? Ik dank di, min leebe Deern. Wenn ik winnen doh, ſchaſt du ok wat afhemmen."

He güng nah Stadt un fragt den Kollektör nah de Nummer, de em dröm't harr. Dreyer ſeeg nah, denn ſä he mit Lachen.

„Min leebe Husloh, du heſt Glück; füh, dat is dat dritte Los in düſſen Stapel, wenn du vermorgen nich kamen weerſt, harr ik't nah Olenkarken ſchickt."

Nümms weer vergnögter ans de Snieder. He leep ilig nah Hus, ſlot ſin Los weg un güng op'n Diſch ſitten. He harr von Natur 'n vergnögt Hart; in ſin Freud fleut't un ſung he den ganßen Nahmiddag.

Mine luert mehre Dag' vergebens op ehren Jehann. Sünndag Abend ſeet ſe trorig in ehr Kamer; weller un weller lees ſe den Breef van Hinrich Wienbarg. Tranen leepen ehr äber de Backen, un ſe fluſtert: Dat leidige Geld! Do word lieſen ankloppt; Mine puſt de Lamp ut un ſleek an't Finſter. Dar ſtünd Jehann; he ſä, he harr nich ehd'r kamen kunnt, ſin Vader harr em verbaden, nah Oſterworth to gahn. Nu weer he abers heemlich

weggahn, he müß doch sülbst mit ehr snacken. Se harr wol Vaders Breef kreegen, abers se schull sik man nich grämen, he bleew ehr trö; un wenn de Ole seeg, dat he keen annere hemmen wull, denn word de opletzt wol annern Sinns warn. Mine word lichter to mod'; de beiden Verleewten snacken noch lang un verafreden, wonäm se sik mennigmal drapen künnen, ahn dat de Olen wat marken.

De anner Wek kreeg Meister Husloh dat mit de Unrauh; harr he doch man erst Nahricht, mit wat för'n Gewinn sin Los rutkamen weer. Alle Dag' snackt he van't Luttern, van sinen Drom, van sin Utsichten. Sin Fro lacht em wat ut; dat word jüs so gahn, ans dat jümmer gahn harr. Abers he leet sik nich bang maken; ditmal müß dat Glück doch kamen, he harr jo de Tall sehn, de em 'n Sack vull Geld inbringen müß. Ins Abends sä Mine bi'n Eten:

„Vandag' is de letzte Tehung wän. Dreyer hett di keen Nahricht geben, min Vader, dat hett wol weller nich slumpen wullt."

Husloh harr dat ok al dacht; he weer ganß trorig, un dat Eten wull em gar nich smecken.

„Din ole dumme Luttern mütt'n Inn' hemmen," sä de Fro, „dat geiht alle Reis' so: du meenst, nu schall't inlopen, un wenn't denn weller nix is, denn warst du meist krank van Arger."

De Husdör word apenreten, 'n lütten, krallen Keerl keem mit 'n wichtig Gesicht rinpultern. Dat weer de Postagent Schriefer, de op de Nahberschop wahnt. He reep:

„Ik heww wat för di, Husloh; kannst du di denken, wat dat is?"

He heelt 'n Telegramm in de Höcht, Husloh kunn vör Opregung knapp wat seggen.

„Is dat . . . van Dreyer?"

„Ja, seh ins, wat du för Glück hatt hest."

De Snieder lees dat Telegramm; he word witt ans Kalk an de Wand, denn sprung he vör Freud in de Höcht un reep:

„Hurrah! Fösteihndusend Mark!"

He harr wol fast glöwt, dat he 'n Stück Geld winnen word, abers op so vel to häpen harr he nich wagt. Bet nuher harr he van sin Handwark lewt; wenn dat Jahr üm weer, denn weer he jümmer jüs so wiet, ans dat vörrige Nejahr. He harr 'n lütt Hus un Garen, dar weer he tweedusend Mark op schüllig. He freut sik, wenn he Ostern de Tinsen richtig betahlen kunn. Fösteihndusend Mark! Dat weer jo 'n mächtig Kaptal, de Snieder föhlt sik ans rieken Mann. Wat schull he nu mit all dat Geld maken? Ans Schriefer weg weer, sä he to sin Fro:

„Na, Gretschen, wat seggst du nu? Is de Drom noch 'n Drog?"

„Ik kann't nich begriepen, dat is jowol Spökelkram.[13]) Abers bruken künnt wi't. Wat wullt du darmit bedrieben? Liggen Geld un snäen Brot sünd bald vergrepen. Mi dücht, wi leggt dat op Tins, denn künnt wi fein leben."

„Ik will di wat seggen, Gretschen: Lang genog heww ik op den Sniederdisch seten; ik bün't so satt, ans wenn ik't mit Lepeln eten harr. Min Dogen ward slechter, un ik kann dat Stillsitten nich utholen; wenn ik Fierabend mak, kann ik mi knapp rögen. Ik denk, ik gew nu de Neiheree op un köp mi 'n Weertschop, denn heww ik't beter."

„Wenn dat man wat för di is. Du denkst di dat wol so schön, den ganßen Dag mit de Gäst to snacken. Abers 'n Weertsmann is nich Herr äber sin Tied. Nu kannst du nah Bett gahn, wenn du wullt; wenn abers in de Gäststuw noch drunken oder Kaarten spelt ward, denn mutt de Weert opblieben, wenn he ok noch so möd is."

„Dat kummt nich so saken; denn kann ik jo morgens utslapen."

„Un denn — du magst nu al geern 'n lütten Snaps. Ans Weert kannst du den jeden Dogenblick kriegen, mi is bang, du langst denn so saken nah'n Buddel. Un wo mennigmal ward de Weert van sin Gäst opföllert, denn schall he mit Kaarten spelen, denn mit jem drinken."

„Dat makt jo Spaß; günnst du mi dat nich, wenn ik ins 'n Voß fangen doh, oder 'n paar Gläs' Grock drink?"

Wat de Fro ok seggen mog — Husloh harr sik in'n Kopp sett', dat geew keen schöner Leben, ans Weertsmann to wän.

Den annern Dag word in Osterworth nix snackt, ans van Husloh sinen Gewunst. De word jümmer gröter: twintig dusend, dörtig dusend — den Abend vertelln sik de Börgers in Uhlendörp al, 'n Snieder in'n Sietlann' harr dat grote Los wunnen un weer nu de riekste Mann in't ganße Kaspel.

Hinrich Wienbarg hört ok, dat Husloh 'n Vermägen wunnen harr; nu argert he sik, dat he sonen graben Breef an Mine schreben harr. He fragt sinen Jehann, wa he de Deern noch so geern lieden mog. Ans de antwoort't, dat müßt sin Fro warn, smustert Wienbarg:

„Na, min Jung, de Sak hett sik jo dreiht; ehr Vader is nich mehr de arme Dübel, de he wän is. Seh to, dat du mit Mine eenig warst; denn frag ik den Olen, wa he sin Dochter siew oder sösdusend Mark mitgeben will. Wenn he dat deiht, denn künnt ji van minentwegen 'n Paar warn."

Den annern Abend socht Jehann sin Brut op un vertellt, dat Vader Wienbarg sinen Sinn ännert har. Wat weer de Deern glücklich! Se verafreden, Mine schull ehr Moder seggen, wö't stünd; de schull Vader Husloh dat bibringen un em tosnacken, dat he sin Dochter siew bet sösdusend Mark

mitgeben müß. Nah 'n paar Dag schull Vader Wienbarg kamen, dat de beiden Olen denn eenig worn.

Fro Husloh weer in Leewssaken so klok, ans de Froenslüd all sünd, se harr Mine ehr Freeree al markt. Ehr weer de Swiegersähn recht, un ans de Dochter ehr allens vertellt harr, wull se glicks mit ehren Mann snacken. Abers dat weer in düsse Dag' nich licht. Em besochten all sin Bekannten un wünschen em Glück; mit den eenen drunk he in sinen Hus, mit den annern güng he in't Weertshus, un denn müß he jümmer eenen utdohn. So keem he meist 'n ganße Wek lang nich to'r Besinnung, un abends wenn he inkeem, denn kunn 'n keen verständig Woort mit em snacken. Denn sung un sleut't he, un wenn he nah Bett güng, denn sleep he glicks ans 'n Bohm.

Ins nahmiddag's keem Hinrich Wienbarg; de Snieder weer weller nich in'n Huf', em harr 'n goden Bekannten ut'n anner Kaspel Glück wünscht, un nu müß de jo spandeert [14]) warn. Husloh weer tom Middageten nich inkamen; dat harr meist alle Dag' so gahn, för he dat Geld wunnen harr. He harr noch keen Nadel weller anfat't, sin Kunnen luern vergebens op ehr Tüg; alle Dag' keemen wecke, de nahfragen, wa ehr Jacken un Büxen noch nich tregg weern.

Mine wüß jo, wat Wienbarg wull, brocht em in de Döns un sä, Vader weer man eben utgahn, se wull em hahlen. Nah'n Vittelstünn harr se em denn ok in een van de Weertshüf' sunnen un em toflustert, he müß gäu nah Hus kamen, dar weer ganß wat Notwennigs vörfulln.

Husloh harr den Morgen teemlich scharp drunken, he weer nich ganß seker op de Been un de Mütz seet em scheef op'n Kopp. Ans he in de Dör keem un Wienbarg ansichtig word, glöwt he, dat weer de Smidt, de sinen Broder teemlich glieken dä. He meent, de wull nah sinen Rock fragen un sung an to stätern:

„Dag, Wienbarg, ik heww . . . . ik bün . . . ."

„Wo steiht't denn? wullt du . . . ."

„Ik will wol, ik kunn man noch garnich so wiet kamen."

„Dat deiht ok jo nich glicks nödig; wenn ik weet, dat du inverstahn büst, denn bün ik tofreden."

„Natürlich bün ik inverstahn; ik denk, ik krieg dat sachts tregg."

„Warüm schüst du dat nich tregg kriegen," fragt Wienbarg ganß verwunnert, de an Utstüer un Mitgift dacht, „mi dücht, du kannst noch vel mehr tregg kriegen."

De halfduhne Snieder meent, dat sin Kunst so läw't word; dat weer he nich gewennt, he hewt den Kopp un sä ganß wichtig:

„Süh, dat freut mi, dat du weeßt, wat ik kann. Ja, dat is wahr, ik heww al mennigen feinen Rock tosneden."

„Dat hett di abers nich so vel inbracht, ans nu dat Luttern. Faken ward seggt: de nix befreet oder arwt, dat bliwwt 'n armen Dübel bet he starwt; an di kann 'n sehn, dat 'n ok noch op annere Art to Geld kamen kann."

Husloh meent, sin Gast wull em andüden, dat he wol 'n Glas spandeern kunn; he wull sik nich lumpen laten.

„Wullt 'n Glas Grock drinken?" sä he fründlich.

„Mi nich togegen; wenn 'n ins 'n Lüttjen mit drinkt, denn ward'n lang so döstig nich. Wi sünd uns jo eenig, nich Husloh? Dar kann wol 'n Glas Grock op stahn. Wo is't denn: siew oder sös? Schull't nich sös lieden künnen?"

„Wüllt't man bi siew laten, dücht mi."

„Wat wullt du mit all dat Geld? Schust di man to sös resulveern."

„Wat hett dat Geld darmit to dohn? 'n olen Rock kann 'n nich god mehr ännern."

„Rock? Husloh, Minsch! Hahaha," lacht Wienbarg, „wullt du mi 'n Rock maken? un dat 'n olen?"

„Dat versteiht sik; he is al 'n beten versleten, abers ik heww di doch seggt, ik kreeg dat sachts tregg."

Wienbarg schütt den Kopp; he meent, de Snieder wull em för'n Griesen[15]) hemmen, un em äberleep de Hitt.

„Swieg doch van dinen verdammten Rock," reep he lut, „segg mi kört un god, wullt du sös geben oder man siew?"

Nu glöwt Husloh, de anner wull em tarrn; he word splitterndull, slog äbern Disch un schreet, dat dat dör't ganße Hus to hören weer:

„Geben? nix gew ik di, du utverschamte Keerl."

Nun keem Wienbarg ok in Ras; he fung an to schimpen un to flöken, un dar fehlt nich vel an, denn harr he den Snieder in sinen eegen Hus' afkellert.[16]) De Fro un Dochter harrn den Larm hört un keemen vuller Angst rinlopen.

„Wat is d'r los? Worüm hebbt ji jo vertörn't?"

Beide sä'n, de anner harr em för'n Narren hatt un schreen un futern[17]) gegen'n anner an. De Fro markt, dat se sik nich verstahn harrn; ans ehr Mann wisto van den Rock un de Knöp snacken dä, sä se:

„Nu swiegt ins beide still, lat't mi de Sak ins verklar'n. Vader, du weeßt jo gar nich, wat Wienbarg wullt hett."

„Wat, dat schull ik nich weten? He hett mi doch letz sinen olen Rock brocht . . . ."

„Och, Andrees, du büst jowol op'n Puckel nich klok; den hett di jo de Smidt brocht, Hinrich sin Broder."

De Snieder keek sik ganß verbas't [18]) üm un sä denn ganß bestött:

„Och, du büst Hinrich Wienbarg ut Austehn? Wat hest du den för'n Anliggen?"

Em word de Sak verklart;[19]) Mine sat't em bi 'n Arm, keek em fründlich mit ehr schönen Dogen an un sä:

„Min Vader, wes god mit mi, lat mi Jehann freen."

He strakt sin Dochter äber de Backen.

„Min Deern, ik heww di jo toseggt, wenn ik wat winnen dä, schust du wat afhemmen. Min Woort hol ik. Ik will din Glück nich in'n Weg' stahn, van minentwegen kannst du Jehann sin Fro warn."

Wienbarg grifflacht,[20]) he seeg so lemmig [21]) ut, ans de Mus in de Heed un sä ganß häglich: [22])

„Na, Husloh, siew oder sös?"

„Van minentwegen sös, wenn't denn nich anners geiht."

Jehann weer mit sinen Vader van Austehn kamen un töwt bi Weertsmann Dreews op Bescheed. He word hahlt, un densülbigen Abend fiern se Verlobung. All weern unbannig vergnögt un lachen jümmer weller äber den Striet mank de Olen, ans se wisto an'n anner vörbisnackt harrn.

'n paar Maand naher weer de Hochtied, un Mine trock ans Buerfro nah Austehn. För de jungen Lüd' weer de Winst [23]) in de Lutterie 'n Glück wän; se harrn anners wenig Utsicht hatt, dat Vader Wienbarg sin Inwilligung geben harr.

Husloh wull nu ok wat van sin Geld hemmen; he vernahläßsigt sin Handwark, weer vel uthüsig [24]) un socht den ganßen Winter, wa he nich eenerwegent 'n Weertschop kriegen kunn. Abers dat wull em nich slumpen. De goden Weertshüs' in de groten Dörper weern vel to düer, de kunn he mit sin lüttje Kaptal, dat he noch harr, nich köpen. Un de billig to hemmen weern, de harrn so 'n slechte Lag' un so wenig Verkehr, dat he inseeg, dar weer nix för em to maken.

Van alle Sieden keemen Verwandte un Bekannte un wullen Geld van em lehnen. Husloh weer 'n goden Keerl, de jeden geern gefällig wän mog un 'n beten licht. Den eenen lehnt he siewhunnert, den annern dusend Mark op sin ehrlich Angesicht. Bald harr he dat meiste Geld utdahn, und dat weer slecht weller to kriegen. Nu kunn he garnix mehr köpen. So ungeern he dat dä, he müß weller op'n Sniederdisch. Abers in de Tied, ans he nich arbeid't harr, weer 'n jungen Meister nah Osterworth kamen, de em vel Kundschop

afnehm. Mennigen Dag harr he keen Arbeit, un bald word em dat Geld knapp. De fröher so lüstige Snieder word still un verdreetlich; de Fro harr slechte Dag' bi em. Se sä saken:

„Harrst du doch dat Geld nich wunnen, dat weer för uns beter wän."

Ins morgens wull he 'n Ammer vull Water ut den deepen Graben achter'n Huf' hahlen. Ans he garnich weller rin keem, güng de Fro herut; se glöwt, he harr sik wol wat in'n Garen to dohn makt. Do seeg se em in't Water drieben, he weer dod. Weer he heninfulln, oder . . . . .

---

[1]) schäbig. [2]) Schwätzer. [3]) Klöße. [4]) Grütze. [5]) Schmunzeln. [6]) immerzu. [7]) Vorplatz, Diele. [8]) Dauerapfel. [9]) Streichholz. [10]) freundlich. [11]) Dummer Schwätzer. [12]) Trug. [13]) Spuk, Zauberei. [14]) frei halten (beim Trinken). [15]) zum Besten. [16]) geprügelt. [17]) erbost schelten. [18]) verwirrt. [19]) klar gemacht. [20]) schmunzelnd lächeln. [21]) freundlich, zufrieden. [22]) behaglich, belustigt. [23]) Gewinn. [24]) aushäusig.

Die Insel der Witwen.

Erzählung von Charlotte Niese.

Das war Jan Loop von Finkenwärder, der in einer Nacht seinen Vater verlor, seinen Großvater und seinen Oheim. Sie blieben alle an der Küste von England, wo sie Austern fischen wollten. Aber der Sturm kam, und nur der Kutter des alten Loop trieb in England an. Aber er war leer, und von den zwei anderen Kuttern erfuhr niemand etwas. Jan Loop war damals noch klein: er konnte eben erst laufen; daher wußte er sich nicht mehr zu erinnern, daß seine Mutter von der Zeit an tiefsinnig wurde. Jeden Tag ging sie auf den Deich und sah die Elbe hinunter. Ihr Mann mußte ja wiederkehren. Sie hatte ihm doch nicht „Adjüs" gesagt, weil eine brave Fischersfrau das nicht tun darf: sie hatte am Herd gestanden und sich nicht umgedreht, wie er mit seinen schweren Seestiefeln aus dem Hause schritt; alles das hatte sie getan, und nun kam er doch nicht wieder? Sie konnte und wollte es nicht glauben, auch dann nicht, als die anderen Witwen der Insel kamen und ihr Vorschläge machten, sich nach einem Broterwerb umzusehen. Denn die Loops hatten all ihr Hab und Gut in die drei neuen Kutter gesteckt, und nun waren sie vom Meer gefressen. Also mußte die Witwe sehen, was sie anfing, um sich und ihren kleinen Jungen durchzubringen.

Sie aber wollte nichts anfangen. Sie stand auf dem Deich und wartete auf ihren Mann, und als Jahre und Tag vergangen waren, da legte sie sich hin zum Sterben.

Und dann kam Tant Mareik, um den kleinen Jan zu holen. Sie war die Schwester seines Vaters und hatte ins Lüneburgsche geheiratet. Das heißt, sie wohnte auf dem südlichen Teil der Insel, die nicht zu Hamburg, sondern zu Preußen gehört, und wo einstmals die Herzöge von Lüneburg regierten. Das ist schon lange, lange her: aber die Finkenwärder rechnen nicht mit Jahreszahlen. Sie wissen, was ihnen ihre Großeltern berichtet haben, die es wieder von ihren Urgroßvätern hatten. Tant Mareik wohnte im Lüneburgschen, wenn das Stück Insel auch vom Landrat in Harburg regiert wurde.

Tant Mareik war gut, und sie hatte Mitgefühl mit dem kleinen Jan. „Sollst auf dem Land bleiben, klein Jung," sagte sie zu ihm. „Da ist es auch gut: Kannst Mareek bauen und Apfelns, kannst mich helfen beis Obst, und allens aufn Hamburger Markt verkaufen, wenn du groß bist!"

Denn auf dem Teil von Finkenwärder, der nach der Süderelbe hinsieht, da liegen die Obstgärten, da wird Gemüse und Meerrettig gebaut, und im Frühling biegen sich die blütenschweren Apfelbaumzweige im Winde.

Jan Loop sagte nicht viel zu dem, was seine Tante sprach; er saß im Obstgarten, sah auf die schmale und brackige Süderelbe und machte sich Schiffchen aus Papier, die er im Graben schwimmen ließ. Das Essen schmeckte ihm, und er prügelte sich mit den Vettern und Basen, wie es sich gehört. Niemand war schlecht gegen ihn oder tat ihm etwas. Aber als er älter wurde, da blieb er doch nicht in den Obstgärten, sondern lief nach dem Norden der Insel. Wo die Kirche stand und das langgestreckte Dorf im Schutze der Deiche lag, wo die großen Fischerkutter im Hafen und den Prielen lagen, wo die Fahrensleute gemächlich über den Deich stapften und mit scharfen Augen die Elbe hinunterspähten.

Dort war ein alter Seefischer, der gefiel ihm am besten. Er hieß Gert Fink, und als er Jans Namen hörte, da sagte er, daß er mit seinem Großvater jung gewesen wäre. Damals waren die Zeiten besser. Die Kutter kosteten nicht so viel Geld wie heutzutage, man brauchte nicht ganz bis nach Helgoland, um die Seezungen zu fischen, und die vertrackten Fischdampfer waren noch nicht erfunden. Damals konnte man noch Geld verdienen mit Schollen und Zungen, mit Sprotten und Heringen; da konnte man noch in wenig Jahren seinen Kutter frei von Schulden haben und Geld auf der Sparkasse. Nun war alles so viel schwerer geworden, und mancher Junge, dessen Vater ein feiner Seefischer gewesen war, der ging jetzt nach dem Hamburger Hafen und wurde Steuermann auf 'ner Zollbarkasse. So berichtete der Alte, rauchte seine Tonpfeife und ließ Jan Loop auch hin und wieder einen Zug tun.

„Wer' du man kein Fahrensmann, Jan!" sagte er zum Schluß. „Da is nix mehr bei zu holen! Bleib bei dein Mareek oder geh nach'n Hamburger Hafen! Die Hamburger schlucken uns doch ein! Ich hab man gehört, sie wollen hier große Hafen bauen, und wir Finkenwärder Fahrensleut sollen nach Cuxhafen spediert werden! Ja, mit Finkenwärder ist nix mehr los!"

Jan Loop antwortete nicht viel. Aber als Tant Mareik ihm bald einmal sagte, er sollte gut lernen, damit er später mal was Feines werden könnte, schüttelte er den Kopf.

„Ich will Fahrensmann werden!"

So kam es denn auch. Mit zwölf Jahren nahm ihn einer von den Elbfischern schon einmal mit, weil sein eigener Junge krank geworden war, und Jan lernte Aale, Stint und Sturen fangen. Aber als er dann wieder nach Finkenwärder kam und die alte Gesche ihn fragte, was er getrieben hätte, schämte er sich ein wenig. Denn sein Vater und sein Großvater waren in der Nordsee als Seefischer geblieben, da wollte er doch nicht immer nur in der Jolle fahren und auf der Elbe bleiben. Die alte Gesche, die nach Witwenart einen kleinen Kramladen hatte, sah im scharf in die Augen.

„Jan Loop, man nicht gleich so hoch heraus! Wer mit Stint und Elbbutt anfangt, der kann noch genug englische Austern kriegen!"

Da ärgerte sich Jan, daß die Alte seine Gedanken gelesen hatte. Aber Gesche gehörte zu den alten Frauen, die ein wenig hexen konnten. Unwillkürlich griff er nach seinen Haaren. Hatte sie ihm da einen Kirschkern hineingesteckt? Dann kriegte sie Macht über ihn, er wußte es wohl. Dann mußte Tant Mareik ein großes Feuer auf dem Herd machen und Bilsenkraut hineinwerfen. Er wollte seinen Kopf in den Rauch halten, und der Zauber galt nichts mehr.

Aber Tante Mareik lachte über ihn. In seinen kurzen flachsblonden Haaren konnte sich kein Kirschkern verstecken, und die alte Gesche konnte Jan nichts anhaben. Denn über der inwendigen Tür in ihrem Hause hing das Hexenkissen mit allerhand Kräutern angefüllt. Das half gegen alles Besprechen. Gesche war auch keine schlimme Hexe. Sie war grade achtzehn Jahre alt, als sie Witwe wurde. Das war nicht leicht für sie. Sie war lustig gewesen und mußte immer in Schwarz gehen. Wenn Sonntags die Tanzmusik kam, dann durfte sie mit den anderen Witwen im Saal sitzen und die Musik anhören. Aber kein Fahrensmann tanzte mit ihr. Weil Witwen einmal nicht mehr tanzen, und wenn sie auch kaum zwanzig Jahre alt sind und rote Backen und goldene Haare haben. Die meisten Witwen nehmen ihr Schicksal ruhig hin: sie erziehen ihre Kinder, gehen allsonntäglich in die Kirche, nachher auf den Gottesacker und versuchen mit dem Leben fertig zu werden. Gesche

aber hatte keine Kinder: sie war einsam und sehnte sich nach Freude und Veränderung. Da starb die Besitzerin eines kleinen Kramladens, und Gesche übernahm ihn. Nun hatte sie etwas zu tun und verdiente so viel, daß sie leben konnte. Abends saß sie dann vor ihrer Haustür, und weil ihre alte Vorgängerin allabendlich eine Tonpfeife geraucht hatte, so steckte auch sie sich ein brennendes Pfeifchen in den Mund, sah dabei in den Himmel und dachte an allerlei Dinge, die sie von ihrer Großmutter gehört hatte. Und da sie stiller und stiller wurde, gelegentlich aber den Menschen scharf die Wahrheit sagen konnte, so hieß es bald, daß sie hexen und besprechen könnte.

Nun galt sie schon lange als die mächtigste Hexe der Insel, und manche Leute begegneten ihr nicht gern, weil sie einen bösen Blick haben sollte. Andere aber holten sich bei ihr ein Zauberkraut, das sie in ihre Netze taten, damit die Fische gut hinein gingen, und andere ließen sich irgend eine Krankheit von ihr besprechen.

Aber Jan Loop war doch bange vor ihr, weil sie seine Gedanken so gut erraten hatte, und er machte einen Umweg, wenn er an ihrem Haus vorüber mußte.

Im übrigen ging's ihm so weit gut. Er ging nun schon als Bestmann mit einem Seekutter bis nach Helgoland, und als er einmal das Netz hochzog, war ein Totenschädel darin. Das bedeutete Glück, und sein Fischer hätte ihm den Fang am liebsten weggenommen. Jan aber gab ihn nicht her, nicht einmal für zwanzig Mark. Konnte es nicht der Schädel seines Vaters oder Großvaters sein, die ihm Glück bringen wollten? Das wäre Schlechtigkeit gewesen, diese Botschaft zu verkaufen, und der Fischer sah es selbst ein. Stolz brachte Jan nachher sein Beutestück heim, und Tant Mareik verwahrte es sorgfältig in Seidenpapier und in der Kommodenschieblade. Dort sollte es bleiben, bis Jan mit eigenem Fahrzeug in die See ging. Dann erhielt der Schädel seinen Ehrenplatz im Vorderstevен und paßte auf, daß die Fische in die Netze gingen und daß die Wellen sanfter wurden.

Aber Jan hatte noch keinen eigenen Kutter. Er mußte erst mal bei der Marine dienen, wurde Obermatrose und dann Bootsmannsmaat. In der Marine will jeder Kommandant Finkenwärder Seeleute haben. Die fürchten sich vor nichts, sie lachen, wenn der Sturm peitscht, und sie können doch gut gehorchen. Niemand hat so scharfe Augen wie die Finkenwärder, niemand entert so schnell in die Wanten oder springt ins Wasser, wenn einer über Bord gefallen ist.

Jan Loop war ein echter Finkenwärder, im Guten wie im Bösen. Er zog ungern das Messer, weil das auf seiner Insel nicht Mode war, aber wenn's zum Prügeln kam, dann konnte es passieren, daß er seinen Gegner

fast tot schlug. Denn in Finkenwärder braucht man dazu die Fäuste. Wenn er auf der Fahrt war, dann trank er fast niemals Alkohol, weil das die Finkenwärder nicht tun. Wenn's aber ans Land ging, dann nahm er mehr Grog zu sich, als ihm zuträglich war.

Als seine Dienstjahre zu Ende waren, ließ sein Kommandant ihn kommen und fragte, ob er nicht bei der Marine bleiben wollte. Er sollte es weit bringen, brauchte nur noch ein kleines Examen zu machen, um Deckoffizier zu werden. Da war er fein heraus, konnte den langen Offiziersrock tragen, und seine Zukunft war gesichert. Aber Jan bedankte sich in aller Höflichkeit. Er war nun lange genug von seiner Insel weg gewesen und sehnte sich nach dem freien Leben. Er mußte doch auch sehen, wie es Oljeit (Adelheid) ging, Tant Mareik jüngster Tochter, mit der er schon seit seiner Konfirmation so gut wie versprochen war, und er mußte doch auch sehen, ob er für die Ersparnisse, die er im letzten Dienstjahr gemacht hatte, nicht einen Anteil an einem Seekutter erhalten konnte.

So kam er denn wieder heim. Oljeit war groß geworden und ging gleich mit ihm zu Tanz, wie sich das gehörte. Sie freute sich, daß er bei ihr bleiben wollte. „Beter een lütt Herr, as een groot Knecht!" sagte sie altklug, und dafür gab ihr Jan mehr als einen Kuß.

Seitdem er zuletzt auf der Insel war, gab es wieder eine Menge Witwen mehr. Schwarz gekleidet standen sie auf dem Deich und sahen die Elbe hinunter. Oder sie saßen in der Kirche und abends in der Ecke auf dem Tanzboden und horchten auf die Musik. Die spielte ihnen nicht mehr auf: aber sie mußten dabei sein, wenn die Jugend fröhlich war. Das gehörte sich nun einmal so, und wer lustig bei den schwarz gekleideten Frauen vorübertanzte, dem glitt es gelegentlich doch durch den Sinn, daß die Tänzerin vielleicht bald in derselben Ecke sitzen würde, während der Tänzer tief auf dem Grunde der See ruhte.

Aber Jan und Oljeit dachten nicht viel über diese Dinge nach. Sie heirateten zum Sommer und bezogen ein kleines, strohgedecktes Haus, das gemütlich hinter dem Deich lag. Oljeit hätte allerdings lieber eins von den mit roten Ziegeln gedeckten Häusern gehabt, die sich jetzt auch auf der Insel breitmachen, und die die fremden Maler nicht leiden können. Aber solch ein Haus war zu teuer; Jan mußte sein Geld in den Kutter stecken, den er billig erstand, weil sein Besitzer von einer Sturzwelle über Bord gespült worden war und der Bestmann das Fahrzeug allein zurückbrachte. Eine Hypothek mußte gleichfalls noch für den Kutter aufgebracht werden, aber dann war alles in Ordnung, und Jan ging mit den anderen in See. Vorn im Schiff lag der Totenschädel und paßte auf, daß Jan die besten Fischgründe kriegte, und Oljeit war, als Jan zum erstenmal hinausfuhr, vorher stillschweigend

zum Kutter gelaufen und hatte eine Handvoll Gras und etwas Erde aufs Deck geworfen. Das hatte ihr die alte Gesche geraten, die noch immer ihren Kramladen hatte und dabei ihr mächtiges Zaubern weiter trieb. Sie war jetzt so bekannt, daß die Leute von Kranz und Altenwärder zu ihr kamen, um ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen; und wenn die von Finkenwärder auch etwas bange vor ihr waren, so freuten sie sich doch, daß sie bei sich solch feine Hexe hatten. Ihr Rat war auch gut. Jan kam mit großartigen Fängen nach Haus. Sein Kutter brachte oft die meisten Seezungen nach Altona zum Fischmarkt, und wenn er dort an der Brücke anlegte, dann stand schon Oljeit in ihrem besten Kleid da. Der Bestmann mußte bis zum andern Morgen auf die Ladung achten, und Jan ging mit seiner Frau nach Sankt Pauli „Op de Glitsch". Ja, das waren gute Stunden! Dann saßen sie in einer der kleinen Hafenwirtschaften, aßen Beefsteak, tranken Rotwein dazu, und Oljeit berichtete, was auf der Insel passiert war. Selten, daß nicht irgend ein Kutter ausgeblieben war, daß nicht eine neue Witwe weinend hinter verhängten Fenstern saß. Aber Jan und Oljeit waren jung; hatte nicht Gesche ihren mächtigen Zauber über den Kutter ausgesprochen, und lag nicht der Totenkopf darin und paßte auf? Die zwei vergaßen die Not der anderen und gingen zum Schluß auf den Spielbudenplatz, in irgend ein Theater, wo etwas Lustiges gegeben wurde.

Im nächsten Jahre kam der kleine Jan und vierzehn Monate später die kleine Oljeit. Eigentlich sollte sie Elsa heißen, weil die junge Mutter ihren eigenen Namen so gräßlich altmodisch fand. Aber Jan wollte nichts von Elsa wissen. Das wäre ein Theatername, sagte er. Er hätte mal eine Elsa in Kiel auf dem Theater gesehen, und sie hätte so laut geschrien, daß er es noch lange gehört hätte. Nein, Oljeit wäre der feinste Name von der Welt. Er setzte auch seinen Willen durch, obgleich die Finkenwärder Fischerfrauen zu Haus das Heft in der Hand haben. Aber Oljeit wußte, was sie an ihrem Jan hatte. Jedesmal brachte er schöne Fänge an den Markt, der Kutter gehörte ihm schon ganz allein, und wenn er noch einige gute Jahre hatte, dann sollte seine Frau auch in einem feinen neuen Hause wohnen.

Ja, das war wohl gut, und Oljeit trug den Kopf hoch und stand stolz mit ihren Kindern auf dem Deich, wenn Jans Kutter ihr von spielenden Kindern gemeldet wurde.

Denn das ist das Amt der Finkenwärder Schuljugend: auf dem Deich mit ihren scharfen Augen nach der Seemündung zu blicken und zu verkünden, welches rostbraune Segel zuerst aufkommt und welche Nummer es trägt. Dann laufen sie jubelnd dem Hause zu, dessen Herr langsam vorm Winde gegen den Strom aufkommt, und ehe die Fischersfrau ihr bestes Kleid anzieht, um nach Altona zu fahren, muß sie den lachenden Boten eine Belohnung

geben. Oljeit war nicht knauserig; sie warf mit Zehnpfennigstücken um sich, und daher erfuhr sie auch immer zuerst, wenn ihr Mann einsegelte.

Es war ein gutes Leben auf der Insel für sie. Geld hatte sie im Kasten, die Kinder wuchsen heran, und der kleine Jan spielte schon mit einem Boote, das sein Vater ihm selbst geschnitzt hatte; bei stiller See, wenn der Wind eingeschlafen war, und das große Boot sich nur leise auf dem weiten Meere schaukelte. Denn immer weiter hinaus gingen Jan Loop und seine Kameraden. In der Elbmündung war nicht mehr viel los; da wühlten die großen Dampfer das Wasser auf, und die Fische zogen sich nach Helgoland hin und nach den Doggerbänken. Da wurden die Zungen mit dem Kurrnetz gefangen und im Winter die Sprotten und Heringe, wenn sie in großen Scharen auftauchten.

Jan Loop hatte immer noch Glück. Kein Winter ging vorüber, keine wilde Sturmnacht, der nicht einige Frauen zu Witwen machte. Von einer Winterreise kamen vier Familienväter nicht wieder, von einer anderen drei. Gab es wohl anderswo so viel Witwen wie in Finkenwärder? Die alte Gesche saß vor ihrem Laden, rauchte ihre Pfeife und betrachtete die Schwarzgekleideten, die Sonntags langsam die Straße hinabgingen. In der Wirtschaft war wieder Tanzmusik, wo die Eheleute zusammen tanzten und die jungen Fischer mit ihren Liebsten. Es war alles wie damals, als Gesche jung gewesen war, nur daß es immer weniger junge Burschen gab. Die Alte seufzte und blickt zu Jan Loop und Oljeit hinüber, die zusammen vom Tanzen kamen und sich nun trennten, der Mann, um nach seinem Kutter, die Frau, um nach den Kindern zu sehen. Ja, die Loops, die hatten Glück — viel Glück! Schwerfällig stand die Alte auf und humpelte in ihren Laden. Manchmal mochte sie nicht daran denken, daß andere Frauen ihren Mann behielten und alt mit ihm wurden.

Dies war im Herbst gewesen; jetzt kam der Winter und mit ihm der Hering. Draußen vor der Elbmündung zeigte er sich; als aber die Fischer ihn fangen wollten, war er mit einem Male verschwunden. Da mußte man ihn also weiter in der Nordsee suchen.

Es war im Dezember des vorigen Jahres, daß die Finkenwärder wohl mit zwanzig Kuttern in die Nordsee fuhren, um Hering und Sprotten zu suchen. Jan Loops Kutter war auch darunter. Er hatte einen Bestmann und einen großen Jungen an Bord, und als er ausfuhr, da stand seine Oljeit am Herde und drehte ihm den Rücken, wie es sich für eine Fischerfrau gehört, die nicht Adjüs sagen darf, weil es Unglück bringt. Die anderen Frauen taten das gleiche; nur eine, sie war eben erst verheiratet, schlich leise zum Fenster und sah ihrem jungen Manne nach.

Glatt war die Elbe, und der Himmel hatte eine helle Sommerfarbe mit langen, weißen Wolkenstreifen, wie der Wind sie vorauszuschicken pflegt, ehe er selbst kommt.

Was aber macht sich ein Finkenwärder aus einer Mütze voll Wind? Sachte glitten die festgebauten Kutter durch die kleinen spielerischen Wellen; Jan Loop dehnte seine breite Brust und freute sich auf die Nordsee, wie sie es alle taten, die neben und hinter ihm segelten.

Auch der Sturm freute sich. Auf dem Atlantik hatte er schon auf der Lauer gelegen und stand jetzt vor der Elbmündung. Aus den kleinen Wellen waren graugrüne Wasserberge geworden mit gelbweißen Köpfen, die sich heulend gegen die Kutter warfen. Aber die Fischer gingen mit vollen Segeln ihnen entgegen. Sie mußten ihre Heringe, ihre Sprotten fangen, und sie würden sie schon finden.

Vier Tage lang brüllte der Sturm. Er peitschte das Wasser auf die Deiche, warf Bäume um und deckte Dächer ab. Er ließ einen Viermaster bei Helgoland zerschellen und jagte die Dampfer in die Häfen, um Schutz zu suchen. Auch in Finkenwärder drängte er das Wasser fast über den Deich und knickte die Obstbäume in Tant Mareiks Garten. Aber sie achtete nicht darauf. Sie saß bei ihrer Tochter Oljeit und suchte ihr Mut einzureden. Ein böses Wetter war es, und einige Fischerboote würden wohl bleiben. Aber Jan hatte doch noch immer Glück gehabt; der Herrgott würde ihm auch dieses Mal schon beistehen.

Dann hatte der Sturm sich ausgetobt. Die Sonne schien wässerig auf die graue Elbe, und das Wasser begann zu fallen. Die Finkenwärder Kinder fingen an, auf dem Deich zu stehen und hinunter zur Mündung zu spähen. Und neben ihnen standen die Frauen mit klopfenden Herzen. Sie mußten warten. Vier Tage, sechs, dann acht, bis endlich ein rotbraunes Segel von Cuxhafen heraufkam. Noch eins, dann das dritte, das vierte. Langsam kamen sie, wie flügellahme Vögel. Die wartenden Frauen zitterten, und die Kinder wagten nicht, laut zu schreien. Es kamen so wenige, und die fuhren so langsam.

Acht Kutter fehlten und kamen nicht wieder. Acht Kutter mit einer Besatzung von neunundzwanzig Mann! Und Jans Kutter war unter den fehlenden.

Oljeit stand tagelang auf dem Deich und späte übers Wasser. Sie wollte es nicht glauben, daß ihr Jan niemals wiederkommen sollte, ihr Jan, den sie so liebte, und dessen Kinder noch so klein waren. Neue Netze hatte er gekauft und viel Geld hineingesteckt; wenig versichert war das Boot, die Ladung verloren, wenn eine darin gewesen war. Doch das war ja alles einerlei, wenn nur Jan wiederkehren wollte, ihr geliebter Jan! Und Oljeit

stand auf dem Deich und verhüllte sich die Ohren. Denn vom Kirchturm her begannen die Weihnachtsglocken zu läuten, die Glocken, denen sie sonst so gern und voll Dankbarkeit gelauscht hatte. Nun läuteten sie ihrem Jan den Grabgesang. Ihm und den anderen achtundzwanzig Fischern, die das Meer in seine Arme genommen hatte, um sie niemals wieder herauszugeben.

Jetzt weint Oljeit nicht mehr die Nächte hindurch. Sie weiß, daß ihr Platz ist bei den anderen Witwen, sie weiß, daß es keinen Tanz mehr für sie gibt, keine Freude. Schwarz gekleidet wie die anderen Witwen wird sie ihr Leben verbringen, mit den Witwen zusammen wird sie in der Ecke sitzen, wenn die anderen fröhlich sind, und wenn die alte Gesche einmal stirbt, wird sie vielleicht ihren Kramladen übernehmen und vielleicht auch das Hexen lernen. Noch aber ist es nicht so weit. Noch kann sie nicht gleichmütig davon sprechen, daß ihre Insel die Insel der Witwen heißt, daß zwei kurze Monate acht Frauen den Mann und dreiunddreißig Kindern den Vater raubten. Noch fährt sie schreiend aus dem Schlaf auf, wenn sie einen Schritt zu hören glaubt: den festen Schritt von Jan Loop. Aber er wird nie wieder auf ihre Schwelle treten, niemals wieder die Hand auf den Griff der Haustür legen.

Jan Loop, Oljeits Mann, ist geblieben, wie sie auf Finkenwärder sagen. Auf seinem Felde der Ehre, auf dem Meer. Nun steht ein Fünfjähriger mit kurzem Blondhaar und rundem Gesichtchen auf dem Deich und späht mit scharfen Augen übers Wasser. Das ist der kleine Jan Loop, dem die Leute sagen, daß er kein Seefischer werden darf. Er darf es nicht werden, seiner Mutter, seiner Schwester wegen. Er soll nach dem Hamburger Hafen und bei einer Zollbarkasse oder etwas ähnlichem ankommen. Aber der Junge lachte die guten Ratgeber mit seinen funkelnden Augen an.

„Ich will Fahrensmann werden und in der Nordsee Fische fangen!“ So wird vielleicht auch einstmals um den kleinen Jan Loop eine Witwe weinen.

Marten Pechlin.

Erzählung von Wilhelm Lobsien.

Man schrieb das Jahr 1526. Ein eiskalter Wintersturm trieb die wirbelnden Schneeflocken in tollem Tanz durch Lübecks schmale, von hohen, stolzen Kaufhäusern umsäumten Gassen, schob sie unter den Schrongen am Rathause und in den Ecken und Winkeln der schönen doppeltürmigen Marienkirche zu großen Hügeln zusammen und heulte und pfiff dann weiter die Straße hinunter und rüttelte an den festen Türen des Burgtores.

Es war finster in den Gassen. Alle Fensterläden waren geschlossen, so daß kein Licht hinausfiel. Drunten in den Hafengassen tobten und lärmten trunkene Schifferknechte, die mit den letzten Bergen-, Schonen- und Grönlandfahrern noch eben vor dem Einsetzen des wellenbezwingenden Frostes die Trave hinaufgefahren waren und nun überwintern mußten. Die Bürger aber blieben an diesem Abend lieber zu Hause im warmen Stübchen, und nur selten huschte ein blasses, zitterndes Licht durch das Flockentreiben, wenn ein gar zu weinseliger Bürgersmann das Haus verließ, um trotz des Winterwetters ein Stündchen in der Schifferhalle zu verplaudern.

Die Schifferhalle war ein gar wunderliches und seltsames Gasthaus, das die reichen und vornehmen Hansaschiffer, die den Handel zwischen Lübeck und den nordischen Plätzen betrieben, sich zu Nutz, Frommen und Ehren erbaut hatten, und wo sie sich gern zu fröhlichem Umtrunk versammelten. Wie eine Kirche mutete die große Gaststube an. Ringsum an den Wänden waren Bilder aus der heiligen Geschichte gemalt, von der Erschaffung der Welt an bis zum jüngsten Gericht, und manch alten Seebären, der dem nassen Tod oft trotzig ins drohende Gesicht gesehen hatte, kam das Grausen an, wenn er sah, mit welchen Schrecknissen und Folterqualen der Böse am jüngsten Gericht drohte. Da ließen die alten Schiffer ihre Blicke lieber zur Decke schweifen, an der die Modelle sieggekrönter Lübecker Orlogschiffe, grimmige oder holdselig lächelnde Gallionsfiguren oder die zerfetzten Fähnlein ruhmvoll bezwungener Feinde hingen. Das Gestühl war hart und unbequem, die Tische rauh und schwer, aber doch saß sich's gut da drinnen; denn der Wirt schenkte einen guten Tropfen, und die Decke mit den messingenen Kronleuchtern war hoch, so daß der beißende Rauch aus den Tonpfeifen nicht gar zu dick den Raum füllte.

Gestern war ein neues Siegeszeichen zu den vielen alten hinzugekommen, das Fähnlein, das drei Bergenfahrer, ein Lübecker, ein Rostocker und ein Wismarer, dem gefürchteten Seeräuber Marten Pechlin droben in Gyltenge abgenommen und in jubelndem Triumphzuge nach der alten siebentürmigen Hansastadt gebracht hatten.

Dem Wirt war das Fähnlein eine willkommene Bereicherung gewesen, denn jedes neue Siegeszeichen war ein Ruf an alle Lübecker Bürger: Kommt und seht! Und dann hatte der Küfer genug zu tun, die schnell geleerten Zinnkrüge zu füllen, und mehr als einmal am Abend mußte der Wirt seine schwere Ledertasche leeren. Heute aber war er sehr unzufrieden und ging knurrend und auf das arge Wetter scheltend zwischen den Bänken hin und her. Ein Talglicht nach dem andern hatte er schon ausgeblasen, so daß nur ein schwaches, müdes Licht auf der Tonbank übrig geblieben war, das nur spärlich den Raum erleuchtete und große, schwere Schatten auf die Diele malte.

Da wurde plötzlich ein Stampfen im Flur laut, die Tür wurde aufgerissen, daß der Sturm eine blitzende Schneewelle hineinwarf und das Licht zu töten drohte. Aber gleich wurde sie wieder krachend zugeworfen, und laut stampfend und den Schnee aus den Kleidern schüttelnd traten zwei Männer näher.

Höflich dienernd und lächelnd lief der Wirt ihnen entgegen und lud sie ein, Platz zu nehmen.

„An den Kamin, ihr ehrsamen Kapitäne, an den Kamin!"

„Tod und Teufel!" knurrte der eine, aber es klang weder zornig, noch sonderlich grob, „'s ist zwar kein groß Vergnügen, in dem Hundewetter durch unser gutes Lübeck zu laufen, aber immerhin noch angenehmer als jetzt mit der Bark zwischen Wisby und hier."

„Ja, ja, Ihr könnt Gott und der heiligen Jungfrau danken, daß Ihr rechtzeitig eingelaufen seid und alljetzt im Trockenen sitzet, Herr Bramstede."

„Tu ich auch! Und ich dank Euch für Euer Willkommen, Herr Wirt. Bringt uns beiden Wein, aber heiß muß er sein; denn Hans Butendiek und mir sind noch heute die Knochen kalt, obschon wir bald acht Tage am Bollwerk liegen. Ist's nicht so, Hans?"

Der lachte, hing Hut und Mantel an einen Haken und setzte sich an den Kamin.

„Aber sagt mir," begann Kapitän Bramstede von neuem, „ist Gert Korfmaker noch nicht gekommen?"

„Noch nicht, ihr Herren."

„Er hat's doch zugesagt, gestern, drunten an der Schiffbrücke, als sie Marten Pechlins Fähnlein ans Land brachten."

„Dann wird er schon kommen."

Ja, das wird er. Der ist so sicher wie Marten Pechlins Schüsse, die mehr als einmal meine Segel zerrissen haben. Wär meine Bark nicht schneller als sein Schiff, wäre ich schon längst wer weiß wo, nur nicht hier am Kamin der Schifferhalle."

Kaum hatten die beiden Schiffer sich's bequem gemacht, als abermals die Tür aufgerissen wurde und Gert Korfmaker, der mit Karsten Tode, dem Lübecker, auf einem Schiff gewesen war, eintrat.

„Guten Abend allerseits!" rief er mit kräftiger Stimme, während er Hut und Mantel über eine Banklehne warf und lachend nähertrat. „Ihr seid zeitig gekommen, trotz des bösen Wetters."

„Das Euch natürlich zurückgehalten hat," spottete Bramstede, als er auf den Ankommenden zuschritt und ihm die Hand gab. „Setzt Euch schnell her."

Und dann saßen die drei Seefahrer behaglich in die Ecke gedrückt neben dem Kamin und ließen sich den Wein schmecken.

„Und nun, Gert Korfmaker, laßt hören, wie ihr dem tollen Marten Pechlin den Garaus gemacht habt."

„Da gibt's nicht viel zu erzählen, Hans Butendiek; es war eine Fahrt wie alle anderen."

„Na aber! Den tollsten Seeräuber der Nord- und Ostsee gefangen nehmen, nennt ihr eine Fahrt wie alle anderen? Daß ich nicht lache!"

„Nein, nein, Korfmaker, das redet Ihr uns nicht ein. Also laßt hören, wie es war."

Herr Korfmaker schob die Hände in die Taschen, lehnte sich umständlich zurück und begann langsam und breit zu erzählen:

„Na ja. Wir waren droben in Bergen, Karsten Tode von Lübeck, Klaus Went von Wismar und Michel Here von Rostock hatten ausgeladen und wieder frisch geladen und machten uns bereit, am Michaelistage auszulaufen. Das Wetter war diesig, der Wind stand hart auf, und vor der Bergenbucht ging 'ne böse See. Aber was half es, wir wollten los, waren lange genug von Hause fort gewesen und sehnten uns nach Heim und Herd. Da meinte der alte Tode, sie wollten man alle zusammen bleiben, um gegenseitig Schutz zu haben, wenn aus den Schären von Hardanger und Skavanger ein Räuberschiff auf sie zukäme; denn es ist jetzt, wenn die Herbststürme kommen, gute Zeit für diese Kerle. Die beiden anderen waren's froh und zufrieden, und so machten sie alle ab, sie wollten in Kiellinie fahren und bei Nacht ein jeder eine Lampe in den Großmast hängen, um sich ja nicht zu verlieren. Dann ging's los.

Wie gesagt, wir hatten steifen Wind und nahmen tüchtig Wasser über, als wir von Bergen herauskreuzten. Aber als wir erst draußen vor den Schären waren, kam uns das gut zu paß, und wir liefen mit guter Fahrt nach Süden, bis wir Skagen sichteten. Da kam's aber anders.

„Ja, ja," unterbrach ihn Hans Butendiek, „Skagen! Skagen ist Skagen! Davon kann ich ein Lied singen."

„Das laß man lieber bleiben und hör zu, wie's weiter geht."

„Hatten wir vorher schon eine gute Mütze voll Wind, so wurde es nun ganz toll. Ein Sturm kam auf, wie ich ihn selten erlebt habe, und bin doch schon weit herumgekommen durch See und Brandung. Eine Stunde lang blieben wir noch zusammen, dann verloren wir uns. Mitunter meinte Karsten Tode noch, daß er die Mastspitzen der anderen sehen konnte; aber es war wohl nichts, denn die Wellen stiegen steil wie ein Brett aus der See und standen haushoch. Da gab der eine den andern verloren; wenigstens glaubten wir, daß die andern auf die Klippen geworfen wären, ihre Schiffe

waren alt und hatten lose Ladung. Vier Tage trieben wir südlich von Norwegen und hatten Mühe, uns gegen den Wind zu halten. Unser Signallicht am Mast war schon am ersten Tage erloschen, und wir hatten es nicht wieder angezündet.

Da, am fünften Tage, etwa zwei Stunden vor Tag, als ich gerade die Wache am Steuer hatte, wurde ich ein Schiff gewahr und hing gleich die Lampe wieder aus. Das andere Schiff tat dasselbe, und da wußten wir, daß es eins von den unseren sei. Es drehte bei und lief auf uns zu; und da war es Klaus Went. Wir hielten nun zusammen, so gut es ging, und als es Tag wurde, machten wir ab, daß wir versuchen wollten, einen Hafen anzulaufen, setzten das Sturmsegel bei und segelten an der norwegischen Küste entlang, bis wir vor den Scheringssund kamen, wißt Ihr, wo die Ryföklippen liegen. Da stand eine grobe See, und wir wollten gerade hinter den Klippen in Schutz gehen, als der Ausguck rief: „Schiff voraus!"

Und richtig, da lag ein großer Dreimaster, schlank und rank.

Unser Alter zog die Kappe fester über die Ohren, kam selbst ans Steuer gelaufen und sagte:

„Verdammt nochmal, sollte das ein Seeräuber sein?"

Ihr müßt nämlich wissen, daß sich hinter den Ryföklippen so ein richtiger Diebshafen befindet.

Aber mir wollte es doch nicht in den Sinn, daß das ein Räuber sei, der dort so ruhig lag; denn bei solchem Wetter waren sie immer draußen. Und so sagte ich denn zu Karsten Tode:

„Gott bewahre! Das wird ein Schotte sein, der Holz geladen hat und nun gutes Wetter abwartet."

Der Alte schüttelte zwar ungläubig den Kopf; aber dann gab er sich doch zufrieden und segelte an den Klippen vorbei nach Hyltenge hinein, Klaus Went hinterdrein. Am Abend machten wir fest. Die See war etwas ruhiger geworden, und wir sahen Licht aus den Bauernhäusern schimmern, die nicht weit von uns am Ufer lagen.

Karsten Tode konnte sich immer noch nicht beruhigen und beredete sich mit Klaus Went, bis sie sich einig waren, sie wollten an Land setzen und die Bauern fragen, was das für ein Schiff sei, das draußen hinter den Klippen läge. Wir ließen das große Boot zu Wasser, und ich war mit bei denen, die hinüberfuhren. Ich kann euch sagen, es war keine gute Antwort, die sie uns gaben. Sie sagten nämlich, daß es ein Räuber wäre, und daß er viel Volk und schweres Geschütz bei sich hätte.

„Hab' ich's nicht gesagt?" schalt der Kapitän. „Da sitzen wir nett in der Falle. Nun heißt es aufgepaßt!"

Wir verstärkten die Wachen, legten Beile und Haken bereit und blieben wie aufmerksame Wölfe liegen.

Ein paar Tage blieb es ruhig.

Einmal, unter Mittag, als ich gerade in der Kajüte bei Karsten Tode saß, wird ein großer Lärm an Deck, und wir hörten fremdes Volk reden.

„Was ist los an Deck?" brüllte der Alte die Kajütstreppe hinauf.

„Es sind zwei Jungen, die wollen Hühner verkaufen."

Da zog Tode den Wind durch die Zähne, daß es pfiff, sah mich listig an und meinte:

„Merkst du was?"

Und dann rief er laut:

„Haltet sie fest! Bringt sie in meine Kajüte! Das sind natürlich zwei Verräter, die ausspionieren wollen, wie stark wir sind und wieviel Geschütz wir haben."

Im Augenblick wurden die Jungen ergriffen und die Treppe hinuntergestoßen.

Aber Gott bewahre! Die stellten sich dumm und harmlos, als wären sie unschuldige Lämmer, und wollten nichts eingestehen.

Karsten Tode fragte nicht lange, sondern langte zwei schwere Fußeisen aus dem Schrank, hielt sie ihnen vors Gesicht, sah sie mit fürchterlichen Augen an und sagte:

„Ihr wißt von nichts? Ihr seid unschuldig? Da wollen wir euch doch gleich ins Eisen schließen; vielleicht wird euch dann die Zunge lose."

Da hättet ihr sehen sollen, wie sie zahm wurden. Der größte von ihnen gestand sofort, daß sie gekommen wären, um zu spionieren.

„Siehst du, mein Junge? Nun sparen wir das Eisen. Aber jetzt sage auch, wie der Hauptmann auf dem Schiffe heißt?"

„Das weiß ich nicht, Kapitän," stotterte er ängstlich, „nein, wirklich, daß weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß sie auf dem Schiffe dabei sind, eine große Kuhbrücke (ein hohes Oberdeck) zu bauen. Und dann wollen sie hier an Bord kommen. Fragt nur den anderen Jungen, der wird Euch sagen, daß ich die Wahrheit gesprochen habe."

Ja, der andere! Fiel ihm gar nicht ein, seinem Genossen beizuspringen, sondern warf trotzig seinen Kopf in den Nacken, sah uns mit großen, blauen Augen frech an und sprach:

„Das ist alles nicht wahr, und er lügt Euch die Haut voll. Ich habe mit dem Spion nichts zu tun, sondern stehe im Dienst drüben im Bauernhofe. Und so Ihr's nicht glauben wollt, geht doch mit; dann werdet Ihr die Wahrheit erfahren."

Was sollten wir machen? Der Junge sah uns trotzig und ehrlich an, es schien kein Falsch an ihm zu sein, und darum meinte auch Klaus Wente, der auf unserem Schiffe war, wir sollten ihn laufen lassen.

Mein Kapitän ließ sich aber nichts weismachen, legte dem großen Jungen eigenhändig das Fußeisen an und sagte:

„So, dich behalten wir erst mal in unserm Logis, und des anderen Sache wollen wir untersuchen; denn ich glaube ihm kein Wort. Bemannt das Boot der beiden mit Hakenbüchsen und Röhren und fahrt hinüber und erkundigt euch, ob er die Wahrheit gesagt hat. Aber haltet mir den Bengel gut fest, daß er nicht entwischt. Und du," sagte er zu mir, „führst das Steuer."

Wir stiegen ins Boot und fuhren ab. Zum Ufer war's nicht weit, höchstens tausend Schritt, und unsere Matrosen legten sich tüchtig in die Riemen. Als wir ungefähr halbwegs waren, wurde unser Gefangener sonderbar unruhig, blickte bald ans Ufer, bald über die See hinaus nach den Klippen, deren Schaumweiß leuchtete, und meinte schließlich:

„Hättet ihr nicht Lust, an das Räuberschiff heranzufahren? Ich will euch gern hinbringen. Sie sind nicht stark, und ihr könnt sie mit eurem Boot leicht überfallen."

Ich durchschaute das Bürschlein und wußte, daß es mit seinem Rat nichts geringeres vor hatte, als uns alle um den Hals zu bringen, und sagte ihm, er solle schweigen und uns zu dem Bauern bringen, bei dem er diene.

So kamen wir ans Land.

Fünf von unseren Leuten ließ ich mit Hakenbüchsen bei unserem Boot.

„Haltet euch ruhig, daß niemand eurer gewahr wird. Droht euch aber Gefahr, so schießet, dann werden wir euch sofort zu Hilfe kommen."

Sie versprachen, gute Wacht zu halten, und wir anderen folgten dem Jungen nach dem Bauernhause hinauf.

Schon von weitem hörten wir ein entsetzliches Lärmen und Schreien aus der Stube dringen, und ich meinte schon, die Räuber hätten das Haus überfallen; lag doch ihr Schiff so nahe, daß wir die Stangen und Masten über die Klippen weg sehen konnten.

Ich rief meine Leute zusammen, und wir hielten Rat, was wir beginnen wollten. Da war nun einer unter uns, der hieß Peter und war ein Normann, ein großer, baumstarker Kerl, der es früher, als er noch Vogt auf dem Lande war, manchesmal allein mit einem Bären aufgenommen hatte. Der fürchtete sich vor dem Teufel nicht und sagte:

„Wenn ihr alle mit euren Röhren und Hakenbüchsen das Haus umstellt, will ich wohl hineingehen."

Dabei riß er seinen stählernen Bogen von der Schulter, legte einen Pfeil darauf und ging voran.

So leise wie möglich umstellten wir das Haus, bereit, jeden Augenblick loszuschlagen.

Peter aber stieß mit dem Fuße die Tür auf und stand dann drinnen auf der Diele. Ich folgte ihm. Es war aber keiner drinnen als nur eine Menge Bauern, die saßen halb betrunken um den Tisch und tobten wie Heiden. Sie wurden aber doch stille, als plötzlich der lange Peter, den sie von früher her kannten, mitten unter ihnen stand und einer von ihnen rief:

„Hallo, Peter, was fällt dir denn ein, mit gespanntem Bogen in ein Bauernhaus einzubrechen?"

Der aber ließ sich nicht erst in ein Gespräch ein, sondern antwortete kurz und schnauzig: „Das wird sich schon zeigen!" zog mich mit sich an die eine Wand und stand da, sein Geschoß in der Hand und blickte mit trotzigen, kampflustigen Augen auf die aufgesprungenen Bauern, als wollte er sagen: Kommt nur heran!

Während dessen ging der Wirt des Hauses zu unseren Männern hinaus, tat sehr verwundert und redete freundlich zu ihnen und fragte, was sie denn wollten und wen sie suchten.

Da schoben sie den Jungen, den sie am Wams gut festhielten, etwas vor sich her und sagten:

„Kennt Ihr den? Der ist zu uns aufs Schiff gekommen und hat behauptet, er diene bei Euch. Ist das wahr?"

„Aber gewiß! das ist mein Junge. Ich danke euch, daß ihr ihn mir wiedergebracht habt; ich hatte schon Sorge um ihn."

Da blickten die Männer bestürzt bald auf den Wirt, bald auf den Jungen und meinten, sie hätten eine große Dummheit begangen, als sie die Jungen gefangen hatten. Und als nun der Wirt sagte:

„Kommt, setzt euch und trinkt! Ich habe heut frisches Bier gebraut," da ließen sie den Knaben laufen und halfen selbst, die Bänke aufzuschlagen, griffen mit beiden Händen nach den vollen Humpen und hatten kein Arg.

Es begann draußen schon recht lustig zu werden, als der lange Peter und ich darauf aufmerksam wurden und hinausgingen.

Mir kam die ganze Sache immer noch verdächtig vor, und darum befahl ich unseren Matrosen, aufzustehen und an Bord zu gehen. Sie knurrten und brummten wohl ein wenig, folgten mir aber doch.

Als wir um die nächsten Felsklippen herum waren, kam einer den Berg heruntergesaust wie ein Stein und brüllte im vollen Lauf:

„Wo ist hier der Kommandant?"

„Das bin ich," sagte ich. „Was wollt Ihr?"

Und da erzählte er:

„Wohl weiß ich euch Gutes zu sagen, wenn ihr mir verspreckt, den Bauern kein Wort zu sagen; denn die stehen mit den Räubern in Verbindung, und wenn sie hören, daß ich mich an euch herangemacht habe, so geht es mir an Hals und Kragen.

Der lange Peter packte ihn mit beiden Händen so fest an, daß er fast zusammengebrochen wäre.

„Wenn du uns Gutes zu sagen hast, so sollst du frei und belohnt sein; sonst aber —"

Und dabei guckte er ihn an, daß dem andern angst und bange werden konnte und er stöhnend und zitternd begann:

„Bei der heiligen Mutter Gottes, ich sage die Wahrheit. Hört! Ein großes Rostocker Schiff ist an demselben Morgen, als ihr abends durch die Klippen segeltet, in Hyltenge eingesegelt und hat drüben bei Nyen-Sellöe Anker geworfen. Dahin sind nun die Räuber mit achtzig Mann gerudert, um auszukundschaften, wie sie ihnen am besten ankommen können. Ich habe es erlauscht, als ich hier hinter den Klippen verborgen lag und die Räuber aus dem Bauernhause, wo sie sich mit den Bauern verabredet haben, zurückkamen. Und nun rate ich euch gut, fahrt so schnell ihr könnt auf euer Schiff zurück, bevor das Boot wiederkommt. Macht auch euer Schiff fest, sonst liegt ihr morgen alle in der salzen See. Die beiden Jungen, die bei euch waren, hatte der Räuber gedungen, euch auszukundschaften. Das ist wahr, bei allen Heiligen! Und nun bitte ich euch, nehmt mich mit."

Er stand so de- und wehleidig vor uns, daß ich ihn nicht hart anlassen mochte, zog daher den langen Peter etwas auf die Seite und fragte ihn, was er darüber dächte. Und da er meinte, daß wir es wohl wagen könnten, ihn mitzunehmen, dankte ich ihm und nahm ihn mit.

Wir sprangen ins Bot, und ich kann euch versichern, daß ich nicht oft so schnell gerudert bin wie heute; die Riemen bogen sich wie junge Weiden, und das Bugwasser spritzte so hoch auf wie in der Brandung.

Kaum waren wir an Bord, da fuhr auch schon des Räubers Boot draußen an unserem Hafen vorbei nach dem Schiffe zurück.

Da hättet ihr unseren alten Karsten Tode sehen sollen! Seine Schiffspfeife schrie übers Verdeck wie in großer Seenot. Wir standen alle um ihn herum. Und dann rief er so laut, daß Claus Wents Mannschaft, die ihr Schiff hart an unseres gelegt hatte, jedes Wort hören konnte:

„Macht euch fertig, Leute, und zeigt euch als echte hansische Bergenfahrer, die weder Tod noch Teufel fürchten. Hier gibt es nur eins: aushalten bis zum letzten Blutstropfen; denn ihr wißt, daß ihr alle an den Rahen hängen werdet, wenn der Räuber uns übermannt. Macht euch klar zum Kampf!"

Wir wußten, was wir zu tun hatten. Wir holten einen Haufen Steine in beide Schiffe und füllten die Marssen (Mastkörbe) damit, brachten alles Geschütz auf die eine Seite und legten die beiden Kardeele (Masttaue) zusammen, damit wir im Falle der Not die Schiffe dicht zusammenwinden und so uns gegenseitig helfen konnten, wenn die Räuber aufs Schiff kämen. So richteten wir alles weislich ein, wie wir's geben und nehmen wollten, und erwarteten den Angriff.

Gegen Abend kam der Hauptmann der Räuber mit einem Boot draußen an unserem Hafen vorbeigefahren, legte sich an eine Klippe und betrachtete lange unsere Schiffe, um zu sehen, wo er uns am besten ankommen könnte; dann fuhr er wieder ab. Wir aber hielten die Nacht hindurch eine starke Wacht und sorgten, daß unsere Lunten glühend blieben.

Es blieb aber ruhig, und auch als der Tag kam, schien es, als wollten die Räuber uns in Ruhe lassen. Kein Boot war weit und breit zu sehen. Die See war still. An Überfall dachte, wenigstens solange es noch hell war, keiner von uns, und daher hatte der Kapitän nichts dagegen, daß unsere Leute an Land gingen, um Holz zu hauen. Der lange Peter war unter ihnen, stieg aber bald auf eine hohe Klippe hinauf, von der er einen weiten Blick hatte; er traute dem Frieden nämlich nicht, wie er mir sagte.

Eine Weile war alles ruhig. Karsten Tode und ich lehnten über die Schiffswand und hörten, wie drüben am Ufer das Holz krachend niederstürzte und wie die Leute fröhlich sangen, hatten aber noch immer unsere Augen auf den langen Peter gerichtet, der steil wie ein Baum stand.

Auf einmal schwenkte er seine Arme wie Mühlenflügel und wies dann über die See, indem er rief:

„Ein Schiff und eine Schute! Feind in Sicht!„

Da hättet ihr hören sollen, wie der Alte seine Schiffspfeife rufen ließ!

Wie der Blitz sprangen die Leute in die Boote und ruderten an Bord, und so schnell wie ich's erzählen kann, waren beide Schiffe zusammengeholt und klar zum Kampf.

Karsten Tode stand am Ausguck, ich neben ihm.

„Paß auf," sagte er, „die Schute, die vor ihm läuft, wird Feuer an uns bringen. Bemannt sofort die Boote, und wenn er Feuer anzündet, rudert ihr hart auf ihn ein und versucht, die Schute abzulenken."

Kaum hatten wir ein Boot zu Wasser gelassen, als auch schon das Feuer angesteckt wurde, und die brennende Schute auf uns zutrieb; der Wind warf sie uns gerade entgegen. Aber unsere Leute, nicht faul, ruderten dagegen an und wollten sie an der Seite unserer Schiffe vorbeischieben.

Schon hatten sie die Haken dagegen gestemmt, als plötzlich hinter der Schute ein großes, stark bemanntes Boot hervorkam und auf unseres

losjagte. Da galt es, schnell wieder zurückzukommen, bevor die Enterhaken unser Boot packten, und so lagen denn unsere Matrosen wieder längsseits von uns und warteten, daß die Schute näher kommen sollte.

Ich sage euch, das sah gefährlich aus, als das Feuer uns immer näher auf den Bug rückte; aber Karsten Tode stand so ruhig auf der Kommandobrücke, als gelte es, in die Trave einzufahren. Und dann, als die Schute ganz nahe war, rief er plötzlich dem langen Peter zu:

„Los!"

Und da brannte er die eine Schlange los, daß es wie Blitz und Donnerwetter war. Er hatte gut getroffen; hoch stoben die Flammen in die Luft. Es war ein guter Schuß. Das Schutensegel stand in hellen Flammen, die drei Kerls, die an Bord gewesen waren, sprangen rasch in ein kleines Boot, ruderten davon und ließen die Schute treiben. Gott sei Dank trieb sie quer an uns vorüber.

Nun aber kam der Feind selber. Er machte ein gar schlaues Manöver, indem er Anker fallen ließ, eine lange Trosse auswarf und so gegen uns antrieb, in der Meinung, wenn es ihm nicht glückte, sich gegen den Wind wieder einzuwinden.

Näher und näher kam er heran. Und als wir ihn so breit vor uns liegen sahen, wurde manchem das Herz doch ein wenig zaghaft. Alle Geschütze hatte er auf die eine Seite gebracht und eine große Brustwehr von Tonnen voll alten Gerümpels gemacht. Je zwischen zwei Tonnen aber stand eine Hakenbüchse, und das ganze Volk, wilde, verwetterte Gesellen, war dahinter versammelt. Ja, so kam er an, das Focksegel gesetzt, wie ein wilder Adler, und kam immer näher und näher.

Wir standen alle auf unseren Plätzen, das Gewaffen in der Hand.

„Kinder!" sprach der alte Tode, und seine Stimme klang fest und laut. „Kinder, verzagt nicht! Kriegt sogleich den Wimpel her und laßt ihn hoch fliegen, damit sie wissen, daß Hanseaten vor ihnen sind, und dann setzt die Marsraaen in die Piek (das eine Ende steil in die Höhe), damit der Räuber sieht, daß Leute vor ihm sind, die sich zu wehren gedenken."

Da flog unser rotweißes Wimpel hoch, und die Rahen standen steil in der Luft.

In demselben Augenblick ließ auch der Feind sein Fähnlein steigen und kam quer angelaufen und auf Klaus Wents Schiff zu.

Da rief der Alte:

„Schießt nicht eher, als bis ich's sage. Wenn ich aber pfeife, dann los! Und haltet immer auf den großen Haufen. Tut euer Bestes, dann werden wir es schon zum guten Ende führen."

Der lange Peter stand, die glühende Lunte in der Hand, bei unserem größten Rohr. Hoch oben auf der Brücke aber, die bloße Brust gegen den frischen Wind, hielt Karsten Tode die grauen Augen scharf auf das herankommende Räuberschiff gerichtet.

Näher und näher kam es uns.

Bevor es aber hart an Bord kam, gellte Todes Schiffspfeife übers Verdeck, und dann ward ein Gebrüll, als wäre die Hölle losgelassen. Alle Geschütze brannten wir ab, und aus allen Rohren spuckten wir Steine und Eisen, immer hinein in den Haufen, immer hinein. Das feindliche Deck war wegen der Brustwehr etwas eng, und als nun viele tot umfielen und die anderen in Schutz eilen wollten, entstand ein arges Gedränge. Wir schnell in unsere Mastkörbe, Claus Wents Leute auch, und dann flogen unsere Steine wie Hagel so dicht auf die Seeräuber, daß sie ihr Focksegel nicht streichen konnten und den Wind stramm darin behielten.

Und da zeigte sich, daß Gott es mit ehrlichen Bergenfahrern hält. Ein Windstoß sprang plötzlich auf, stieß in das Segel und warf das Schiff so weit herum, daß all sein Geschütz von uns ab auf die Klippen ging und seine schöne Brustwehr mit den Tonnen ihm auch nichts nützte. Es kam aber noch schlimmer. Er lief so vorquer, daß sein Ausleger auf Klaus Wents Schiff zu liegen und sein Bugspriet in dessen Focktakelage zu stehen kam, und die beiden sich wie zwei verbissene Hunde festhielten. Aber wie Ratten liefen einige unserer Bootsleute in die Focktaue und hieben dem Räuber die Bulienen und das Stag (Taue, die zur Befestigung der Raasegel dienen) los, aber so, daß sie an einem Ende noch fest am Räuberschiff waren. Die Taue kriegten wir nun her, holten sie stramm an, verschnürten sie, so daß der Feind weder vorwärts noch rückwärts kommen konnte, sondern ganz in unserer Gewalt war. Und nun ging ein Fegen los. Unsere Kugeln und Steine fegten ihm übers Verdeck, daß auch kein Stück heil und fest blieb.

Der Hauptmann aber stand auf dem Steuerhaus, hatte einen langen Säbel in der Hand und brüllte immer:

„Entern! Entern!“

Das hörte der lange Peter und meinte:

„Dem will ich das Maul stopfen!“ nahm ein Rohr, legte an und traf so gut, daß der Hauptmann im selben Augenblick niederstürzte und tot war.

Der Hauptmann war tot; aber die anderen gaben den Mut noch lange nicht verloren, sondern schlugen und schrien und tobten unverzagt weiter. Waren tüchtige Kerle und wackere Schützen unter ihnen. Einer stand am Vordersteven und schoß unser acht auf einmal tot, traf auch unsern Kapitän Tode so hart in den Arm, daß ihm das Blut aus dem Ärmel strömte. Das

sah unser Koch und lief schnell zum langen Peter, um ihm zu erzählen, was für ein arger Schütze drüben in Arbeit sei.

„Acht Mann auf einmal?"

„Ja, acht Mann."

„Den kriegen wir!"

Ja, den kriegte er. Mitten durch den Kopf ging ihm die Kugel. Und seit wir diesen guten Schützen um den Hals gebracht hatten, verloren wir nicht mehr so viele Leute.

Aber nun fehlte es uns an Steinen. Da brachen wir den Herd in Klaus Wents Schiff entzwei, schleppten die Steine an Deck und warfen damit; und ich sage euch, wir trafen gut.

So dauerte es nicht lange, da riefen die Räuber, daß sie sich ergeben wollten.

Wir wollten also zusammen über sie herfallen und machten daher die Taue etwas los, womit ihr Schiff gehalten wurde, um es besser herumschwenken zu können. Als wir aber an Bord kamen, waren die Diebe unter dem Verdeck und sprangen nun plötzlich mit Messern und Beilen auf uns los, daß es uns beinahe sehr übel ergangen wäre. Zum Glück kamen wir noch an die Geschütze und hielten sie mit unseren Kugeln so warm, daß sie gar bald die Boote zu suchen begannen. Wie Hasen sprangen sie an der Schanzkleidung herum. Wir aber stürzten gemeinsam über sie her und ließen sie unsere Säbel und Handbeile fühlen, so sehr, daß ihrer nicht mehr denn sechs gefangen wurden. Vierzehn entkamen mit dem Boot; die anderen lagen in ihrem Blute.

Plötzlich hörten wir Lärm unter uns und glaubten, es hätten sich noch Räuber unter den Luken verborgen. Es waren aber zwei Gefangene, die hatten die Räuber mit Ketten festgelegt.

Kläglich riefen sie von unten herauf:

„Schont uns, liebe Brüder, denn wir sind arme Gefangene."

Wir ließen sie herauf, und da waren es Hinrich Richhahn und Köpke Thonagel, zwei junge Matrosen, mit denen wir in Bergen gar oft zusammengewesen waren.

Wir führten sie nach oben und zeigten ihnen unsere Arbeit, und da wurden sie so froh, daß sie kaum zu sich selber kommen konnten; waren sie doch fünf Wochen als Gefangene auf dem Seeräuberschiff gewesen Von ihnen hörten wir auch, daß der Hauptmann Marten Pechlin heiße, ein großer Räuber aus Fehmarn.

Wir gingen nun dabei, das Schiff auszuplündern. Dann versenkten wir es mit den Toten, die darauf waren. Auch die Gefangenen, die wir gemacht hatten, warfen wir über Bord. Unsere Toten aber begruben wir

am Lande; es waren zehn Mann, und Karsten Tode sprach ein gutes Wort, bevor wir von den Gräbern gingen und uns wieder einschifften." — — —

„Ja," sagte Gert Korfmaker, indem er aufstand und sich vor die erbeutete Fahne stellte, „ja, so ist es gewesen. Und nun hängt Marten Pechlins Fähnlein hier in unserer Schifferhalle und wird wohl bald über dem Bergenfahrerstuhl in der Marienkirche hängen."

„Donnerwetter," rief Kapitän Bramstede, „da habt ihr ein gut und ehrlich Stück Arbeit geliefert, dafür euch jeder ehrliche Schiffer wird danken. Setzt Euch wieder und tut uns Bescheid. Wirt, füllt die Krüge!"

Und dann saßen die alten Schiffer wieder um den Kamin, während der Schneesturm durch die Gassen heulte und an den Fensterladen rüttelte.

Die Brackeler Bannkiepe.

Von Prof. Eduard Kück.[1])

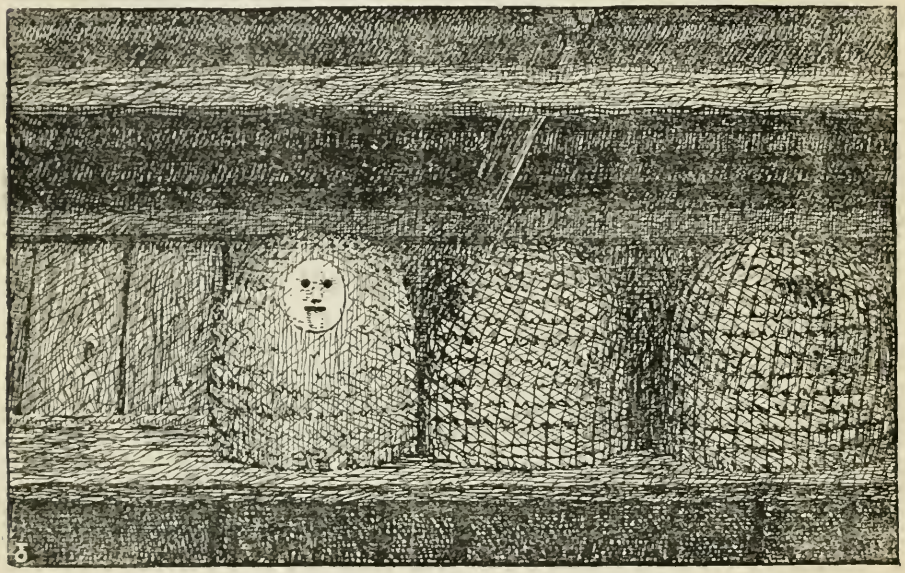
In einem Läuschen Fritz Reuters, „Dat Bannen" überschrieben, hören wir von einem Güstrower Doktor, der auf ein eigenartiges Mittel verfiel, um von seinem vor der Stadt liegenden wunderschönen Spargel- und Obstgarten die Diebe fernzuhalten. Er hatte schon eine Steinmauer um ihn ziehen lassen, aber ohne Erfolg. Da ging er eines Tages hinaus und schritt dreimal, einen Bannspruch murmelnd, von links nach rechts um den Garten. Als nun der Doktor am nächsten Tage seine Sprechstunde hält, kommt angsterfüllt ein achtzehnjähriger Bursche hereingestürzt:

„Herr Dokter, kamen S' rut nah Ehren Goren,
Min Jochen-Brauder sitt
Un ritt
All sid hüt Morgen hentau soeben
Up Ehr verfluchte Steinmur up un dal;
De Mur, dei will em los nich gewen.
Hei ritt sick dörch, der Deuwel hal!"

Der menschenfreundliche Arzt kommt denn auch, hält dem Übeltäter vor den Ohren der verstörten und Reiter und Mauer angstvoll betrachtenden

[1]) Als Quellen wurden benutzt: Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus Oldenburg, „Mitteilungen aus dem Notizbuche eines alten Imkers" von Hermann Steincke (in den „Heimatglocken", dem Beiblatte der „Winsener Nachrichten", Nr. 54, vom Jahre 1903), eine gekürzte Abschrift aus dem Tagebuche eines alten Imkers (von 1826) aus Schlankau (Kirchspiel Himbergen), von Herrn Lehrer Lauckert in Hannover-Linden mir gesandt. Von dem Letztgenannten ist auch die Aufnahme, die er vor drei Jahren während seiner Tätigkeit als Lehrer in Brackel gemacht hat, freundlichst für diesen Aufsatz beigesteuert worden.

Genossen eine gehörige Strafpredigt und löst schließlich durch einen Spruch unter dreimaligem Umschreiten von links nach rechts den Bann, worauf der Befreite in rasender Eile davonläuft. Hinterher erhalten wir die Auflösung. Jochen und der Doktor haben unter einer Decke gesteckt, und dieser zahlt jenem, weil die Sache „gut gelungen" ist, einen Taler und für die schadhaft gewordene Hose noch eine besondere Entschädigung.



Die Brackeler Bannkiepe.

Der kluge Doktor hat es verstanden, einen Volksglauben, der nicht nur in Mecklenburg, sondern weit über seine Grenzen hinaus bekannt ist, geschickt zu benutzen. Das Volk glaubt nämlich, daß es Mittel gibt, die Diebe zu bannen, und besonders die Imker, deren Bienenzäune ja oft noch einsamer und verlassener daliegen als der Garten des Güstrower Doktors, wissen sich auf solche Weise zu helfen oder verstanden es wenigstens früher.

Im Kirchspiel Himbergen (Kreis Ülzen) kannten vor etwa neunzig Jahren die Imker folgenden Bannspruch für Diebe. Sie gingen um die Bienen und sprachen:

„Ich befehle dem Allerhöchsten meine Sachen,
Daß, so sich wollte ein Dieb darzumachen,
Gott wolle sie durch seine lieben heiligen Englein bewahren.
Und beschwöre sie im Namen Jesu Christ,

So weit mein Gang um diese Bienen ist,
Daß er muß bleiben auf meinem Stand,
Es sei Erde oder Sand,
Bis ich es nehme aus seiner Hand
Und übergebe ihn in des Satans Hand."

Im Notizbuch eines alten Imkers aus dem Kreise Winsen wird ein anderes Mittel angegeben. Der Imker soll aus jedem Stock Werk (d. h. Wachszellen) an einem besonderen Orte aufbewahren. Wird ihm nun ein Stock gestohlen, so soll er das betreffende Werk nehmen und in drei Teile teilen, einen davon an einem Wachslicht der Kirche, den anderen an der Unruhe der Uhr und den dritten an einer Mühlenwelle befestigen. Dem Diebe wird dann so angst werden, daß er nicht weiß, wo er bleiben soll, und sich selber meldet. Durch Abnehmen der Wachsteile gibt man ihm seine Ruhe zurück. Die Teile müssen so angebracht werden, daß man sie wieder wegnehmen kann; im besonderen wird hervorgehoben, daß das an der Mühlenwelle angebrachte Stück nicht schmelzen darf. In dem Himberger Imkerbuch steht das Mittel in einer fast gleichlautenden und einer etwas abweichenden Fassung. In der zweiten wird bemerkt, daß das Stück Werk nicht zu dicht an das Altarlicht angetan werden darf: „sonst muß er sterben, wenn es verbrennet." Empfohlen wird, die den einzelnen Stöcken entnommenen Wachszellen mit Zahlen zu versehen, um eine Verwechslung unmöglich zu machen. Eine andere Regel derselben Quelle lautet: „Oder nimm solches Werk und bohre ein Loch in eine Ebereesche und nagele dieses zu mit einem Pflock; so sich der Baum bewegt, so zittern ihm (dem Diebe) die Glieder, bis er verquiemt (d. h. dahinsiecht)." Den Tod des Diebes bewirkt man auch auf die Weise, daß man das betreffende Stück Wachs einem Sterbenden unter den rechten Arm legt oder es in sein Grab schmeißt: „wie das Werk zergehet, so vergehet der Mensch, und kann ihm niemand helfen."

Im oldenburgischen Ammerland kennt man zwar nicht das obenerwähnte Numerieren der Wachsteile, wohl aber werden diese „in einer Reihe" aufgestellt, damit im Falle eines Diebstahls „das Werk gleich zur Hand ist". Das Stück wird mit Queckſilber in ein Glas oder einen hohlen Knochen getan und der Gegenstand, fest verschlossen, in ein fließendes Wasser geworfen. Wie bei den früher angegebenen Mitteln das flackernde Altarlicht, die sich bewegende Unruhe der Uhr, die Drehungen der Mühlenwelle, das Rauschen der Ebereesche den Übeltäter beeinflußt und in Angst und Unruhe versetzt, so hier der im Wasser dahintreibende Gegenstand, dessen magische Kraft, wie Strackerjan richtig bemerkt, durch das „Queck"silber, d. h. das bewegliche Silber, noch gesteigert werden soll.

In den schon oben erwähnten Kreis Winsen, also in die Lüneburger Heide, führt uns nun die mit zwei anderen Kiepen abgebildete Bannkiepe

des Dorfes Brackel, das an der Lüneburg-Buchholzer Bahn liegt. Diese Kiepe, die als eine Seltenheit bezeichnet werden muß, steht dort im Bienenzaune von „Wübben" Haus, gehörte aber früher einem Lehrer der Gegend von Schneverdingen (Kreis Soltau), der sie nach Brackel verkauft hat. Die Bannkiepe oder, wie sie plattdeutsch genannt wird, „däi Bannkiep", ist eine gewöhnliche Immenkiepe, in die jedoch das aus Holz geschnitzte Gesicht eines Mannes eingefügt wurde. Die Augen, der Mund, die Nasenlöcher dienen zugleich als Fluglöcher für die Bienen, und an schönen Sommertagen bekommt das Gesicht durch die auf ihm sitzenden Bienen auch wohl einen stattlichen Bart. Der Zweck einer Bankiepe war, Fremde von dem betreffenden Bienenzaun fernzuhalten. Man glaubte, wie schon der Name sagt, daß eine solche Kiepe die Kraft habe, den widerrechtlichen Besucher des Bienenzaunes zu bannen. Und erwägen wir die vielen im Volke umlaufenden ähnlichen Vorstellungen, so werden wir es verstehen können, daß schon das Gerücht von dem Vorhandensein einer Bannkiepe oft genügen mochte, um einen wirksamen Schutz des Bienenzaunes zu bilden. Selbst der vorwitzige Bursche und der Dieb empfanden Scheu vor einem solchen Zaun, vielleicht mehr, als sie heute die Androhung von Fußangeln und Selbstschüssen schreckt.

Die Moordörfer Neudorf-Platendorf.

Von Wilhelm Thies-Hannover.

Das bald zwei Wegstunden lange Moordorf Platendorf ist vor etwa 100 Jahren von dem Oberamtmann Plate in Gifhorn gegründet worden. Außer Hannoveranern sind auch viele Mecklenburger hier angesiedelt worden. Ein Beweis, wie tüchtig althannoversche Beamte schon in alter Zeit den Kolonisationsgedanken in der Lüneburger Heide praktisch verwirklicht haben.

Unweit von Gifhorn, in nordöstlicher Richtung an der rechten Seite der Landstraße liegt Platendorf, sämtliche Kolonisten grenzen mit ihrem Besitztum an die Straße, während an der anderen Seite der Straße zum Teil am Saume der fiskalischen Forst „Dragen" sich die jüngere, ebenso wie Platendorf angelegte Siedelung Neudorf hinzieht.

An Neudorf-Platendorf schließt sich Triangel mit seinen umfangreichen Moorgebieten an, weite zu Westenbek und anderen Ortschaften gehörende Moorflächen vergrößern und runden das große Moorgebiet ab. Trotz aller schon geleisteten Arbeit gibt es hier noch unermeßliche Torflager

auszubeuten, dann die Flächen zu kultivieren und Ansiedelungen ins Leben zu rufen.

Die Kolonisten von Neudorf-Platendorf hatten im vorigen Jahrhundert schwer um ihr Fortkommen zu ringen. Die Torfindustrie war wenig entwickelt, die Verwendung des Torfs nur eine beschränkte, und ungenügende Verkehrswege und Absatzgebiete erschwerten den Torfbauern ihr wirtschaftliches Fortkommen.

Außerdem mußten die Torfarbeiten früher ausschließlich durch Menschenkraft ausgeführt werden, während jetzt bei größeren Betrieben Maschinenkräfte Verwendung finden.

Einen großen Teil des Jahres lagen die Kolonisten mit ihren Torfwagen auf der Braunschweiger Landstraße, und so mancher hat sich das Trinken dabei angewöhnt. Einzelne Torfbauern haben nicht allein ihre Einnahmen verjubelt, sondern sie waren noch obendrein lange Zeit ihren Wirtschaften entzogen, und die Frauen waren gezwungen, die Arbeit der Männer neben ihren eigenen schweren Berufspflichten zu erfüllen.

Durch die vor etwa zehn Jahren dem Verkehr übergebene Eisenbahn Gifhorn-Ülzen sind die Torfmoore dem Verkehr erschlossen; fast die ganze Ausbeute an Torf wird jetzt mit der Bahn verfrachtet, und der Kolonist kann jetzt seine ganze Arbeitskraft seiner Wirtschaft zu Hause widmen.

Ungeheuer haben sich in den letzten zehn Jahren die Moordörfer wirtschaftlich vorwärts gearbeitet. Die Kolonisten stehen sittlich auf einer höheren Stufe, und im Vergleich zu früher sind sie außerordentlich solide geworden. Die Trunksucht hat sehr nachgelassen, das Familienleben ist viel schöner und inniger geworden, seit der Bauer zu Hause bleibt, die Wirtschaft führt, in allem nach dem Rechten sieht und die Erziehung der Kinder beaufsichtigt.

Die Verwendung des Torfs ist jetzt eine sehr vielseitige: Torf wird zwischen die Rübenmelasse gemengt und als Viehfutter verwendet. Torfstreu erfreut sich von Jahr zu Jahr zunehmender Nachfrage. Auch zur Verpackung wird Torfstreu oder Torfmull gern verwendet, da sie bei ihrer Weichheit die Lücken und Zwischenräume vorzüglich ausfüllt und so Beschädigungen leicht zerbrechlicher Gegenstände verhindert. Ferner ist Torf ein schlechter Leiter, der keine Wärme durchläßt; zur Aufbewahrung leicht verderblicher Sachen eignet sich Torfmull am besten. Selbst grobes Papier, Tapeten, Teppiche und Zündhölzer stellt man aus Torf her.

Durch die vorgeschrittene Technik, durch die immer größer werdenden wirtschaftlichen Bedürfnisse und durch scharfes Nachdenken werden immer neue Verwendungsarten für Torf ermittelt.

Zur Herstellung von Torfstreu wird die obere gelbe oder vossige Schicht des Torflagers abgestochen, in Haufen zum Trocknen aufgestellt und dann in

der Torffabrik in den sogenannten „Wolf" gebracht, um zerrissen zu werden, hierauf wird die Torfstreu zu Ballen gepreßt und in den Handel gebracht. Aus derselben Torfschicht wird auch der von städtischen Hausfrauen zum Feueranmachen verwendete gelbe Torf hergestellt.

Unter der gelben Torfschicht liegt der viele Meter tiefe schwarze Torf, der zur Herstellung des eigentlichen Torfes Verwendung findet. Ist der Torf abgetragen, so werden Wiesen, Weiden und Ackerland hierauf hergestellt, und bei Verwendung von Kunstdünger werden vorzügliche Ernten an Heu, Kartoffeln, Buchweizen und Roggen erzielt.

Die Torfindustrie entwickelt sich großartig, und immer zahlreicher beuten Bauern ihr Moorlager aus.

Auf den weiten, schier unbegrenzten Moorflächen sind ungeheure Pyramiden an getrocknetem Torf aufgerichtet; ein breiter, schwankender, mit Heide bewachsener, nur den Kolonisten sicherer Weg führt durch das einsame Moor, mit Sumpfwasser gefüllte Gräben, deren Torflager bereits zum Teil abgetragen ist, begrenzen den Weg zu beiden Seiten. Zahlreiche, der Heide- und Moorlandschaft eigene Blumen beleben das schwermütige Landschaftsbild. Viele bei den Torfarbeiten ausgerodete ungeheure Baumstümpfe liegen zerstreut im Moore und beweisen, daß in uralter Zeit hier ein unermeßlicher Wald gestanden haben muß.

Ganz schmale, für Fußgänger bestimmte Wege führen nur selten rechts und links von dem großen Wege in das weite Moor.

Schmale Schienenstränge sind über das Moor gelegt, auf denen Loren mit Torf laufen.

Ein bedeckter, grauer Himmel lagert über dem einsamen Moor. Großes Schweigen in der Natur. Zahlreichen Enten bieten die Moorflächen vorzügliche Nistgelegenheiten, ihre heimlichen, so schwer aufzufindenden Verstecke schützen sie vor den Nachstellungen der Menschen. Im Herbst kann man in der Nähe, an den Ufern der Ise, die wilden Enten zu Tausenden beobachten, die die Nähe der Menschen so wenig fürchten. Außer Moorschnepfen kommen auch noch manche andere in Moorgebieten heimische Vögel hier vor.

Die Kinder der Kolonisten haben es sauer. Sie müssen sich fleißig an den Arbeiten im Moore beteiligen. Aber die einsame, traurige Moorlandschaft mit ihren Geheimnissen hat es ihnen allen angetan. Am Sonntag nachmittag ziehen sie gern in das weite Moor, um alle ihre in der Woche gemachten Eindrücke noch zu vertiefen und Werktags gemachte Wahrnehmungen und Entdeckungen mit Altersgenossen in beschaulicher Muße gründlich festzustellen und zu genießen.

Zäh und hart ist der in der Erde verwitterte und verfilzte Torf, den ganzen Tag im Wasser stehend, stechen die Torfgräber mit ihren Hacken den

Torf, ihre Frauen und Kinder unterstützen sie und stellen den geformten Torf in Haufen zum Trocknen auf.

Die großen Torfmoorgesellschaften beschäftigen neben einheimischen Arbeitern vorzugsweise polnische Arbeiter. Die Männer arbeiten an der Maschine, der Torf wird auf Brettern aus der Maschine herausgebracht und von Frauen und Kindern abgenommen. 10- bis 14jährige Schulkinder laden den Torf in mit Hunden bespannte Loren und richten ihn abseits zum Trocknen zu kleinen Haufen auf, und später nach der Trocknung wird der Torf zu mächtigen Pyramiden im Gewicht von mehreren hundert Zentnern aufgestapelt.

Die zahlreichen im Moore aufgerichteten Torfhaufen gewähren ein schönes Bild und fügen sich auf dem dunklen Hintergrund der Moorlandschaft vorzüglich in das schwermütige Landschaftsbild ein.

Im Frühjahr wird häufig die Grasnarbe abgebrannt und dann Buchweizen darauf gesät.

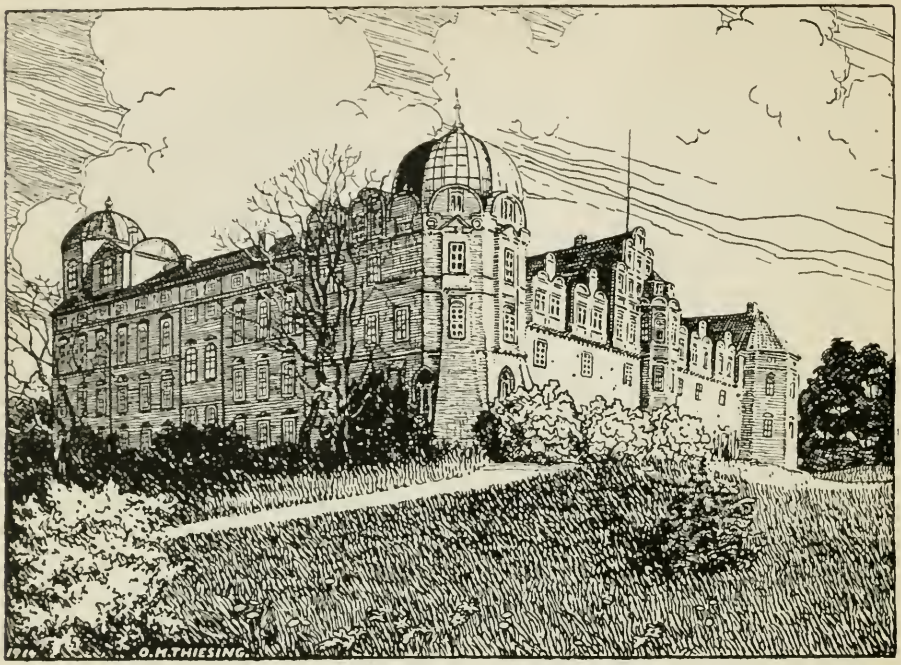
Die Kolonisten führen ein sehr saures Leben, aber der Aufenthalt in frischer Luft auf weitem Moor erhält sie gesund. Das Verweilen in der Einsamkeit des Moores mit seinen Geheimnissen und seiner ernsten, schwermütigen Traurigkeit stimmt sie ernst. Sie lieben alle das Moor, und gerade bei den Moorbauern trifft das böse Übel der Landflucht am wenigsten in die Erscheinung. Sie können sich nicht trennen von ihrer schönen Heimat, dieser einsamen, traurigen Landschaft, ganz gleich, ob ein bedeckter Himmel bleischwer über dem Moore liegt oder strahlender Sonnenschein ein herrliches Farbenbild hervorzaubert.

Das alte Schloß.

Von Max Heidorn.

Es ragt aus meinen Kinderträumen
Ein hohes, stolzes Schloß empor,
Umrauscht von alten Lindebäumen,
Das Herzogswappen überm Tor.

Doch liegt ein tiefes, schweres Trauern
Auf Schloß und Flur in weiter Rund',
Und flüsternd tun umrankte Mauern
Dem Lauschenden ihr Schicksal kund.



Schloß Celle.

Einſt herrſchte in den hohen Hallen
Ein uralt-adelig Geſchlecht. —
Nun iſt die Krone ihm entfallen,
Die es ſonſt trug mit Ruhm und Recht.

Das Wappenſchild an ſeinen Toren,
Darin das weiße Sachſenroß,
Es hat den alten Glanz verloren,
Und ſtumme Klage füllt das Schloß.

Noch heute zieht aus fernen Weiten
Sein Bild durch meinen Traum zur Nacht,
Und ſehnend ruf' ich nach den Zeiten,
Da es erſteht zu neuer Pracht.

Um die Heimat.

Von Ingeborg Andresen-Hamburg.

Die kleine Süderstube bei Lehnsmann Melssen war behaglich warm; von den Fenstern, die heute in der Frühe mit dicken, wunderbaren Eisblumen übersponnen gewesen waren, tropfte es wie leises, unaufhaltsames Weinen herunter. Wiebke, die sechzehnjährige Haustochter, die ihren Platz an der einen Schmalseite des Frühstückstisches hatte, sprang dann und wann auf und versuchte, die Tränenbäche auf dem Fensterbrett mit einem feuchten Wischtuch aufzufangen, sie war ängstlich besorgt wegen des blankgeputzten Fußbodens, den sie selbst jeden Morgen scheuerte. So kam sie kaum zum ordentlichen Essen, und als sich der Vater jetzt schon erhob und damit das Ende der Mahlzeit bezeichnete, plagte sie der Hunger noch weidlich. Da war es nur gut, daß die Mutter ihr beim Zusammenräumen noch ein Stück Brot hinschob mit der leisen Weisung: „Da — iß es draußen in der Küche beim Kartoffelschälen!“ Als sie dann mit vollbepackten Händen an dem Vater vorbei zur Tür ging, sah sie ihn ein wenig scheu an, sie wußte wohl, daß er's nicht leiden konnte, wenn man sich nicht am Tisch satt aß. Aber heute achtete er nicht auf sie; er stand vorm Ofen und zog dort seine großen Schaftstiefel an, die die Mutter ihm zum Anwärmen zurechtgestellt hatte.

Die Mutter war noch mit dem ältesten Sohn, dem achtzehnjährigen Boie, am Tisch zurückgeblieben. Der große Junge schien um etwas zu bitten, aber die Mutter schüttelte dann und wann den Kopf und sagte leise ein abwehrendes Wort.

„Du mußt Vater selbst fragen, Boie,“ sagte die Frau endlich und wandte sich zum Gehen. Über das offene Gesicht des jungen Menschen flog ein Schatten, er fuhr sich mit der Hand durch das kurze, helle Blondhaar und wollte der Mutter folgen. Da erst bemerkte er, daß der Vater sich zu einem weiteren Ausgang rüstete. Rasch trat er auf ihn zu und fragte verwundert:

„Vater, wo willst du hin? Es ist dir gar nicht gut, wenn du in dieser Kälte ausgehst! Du klagst doch noch immer über Reißen . . . .“

Lehnsmann Melssen sah seinen Sohn, der ebenso hochgewachsen war wie er selber, kurz an mit einem scharfen, prüfenden Blick.

„Aus Vergnügen tu ich's auch nicht, mein Jung! Aber auf Grisenhörn muß doch mal nach dem Rechten gesehen werden — ob der neue Aufsichtsmann zuverlässig ist, soll sich jetzt erst zeigen! Wenn der den Schafen nicht ordentlich zufüttert bei diesem Wetter, kommen uns die Tiere im ersten Schneesturm um. Da will ich ihm doch lieber mal auf die Finger sehen.“

„Kann ich das denn nicht machen, Vater?“ fragte der Junge mit bittender Stimme, „das sind drei Stunden nach Grisenhörn, das ist zu viel für dich.“

„Ja, viel vor Dunkelwerden ist man wohl nicht wieder am Haus,“ nickte der Lehnsmann und steckte sich seine kurze Pfeife an; ein paar Züge rauchte er, dann zögerte er noch ein wenig, und während er sich zum Gehen wandte, fuhr er mit leiser Bitterkeit fort: „Aber das hilft ja nichts. Dich kann ich doch nicht schicken, Boie. Mutter und ich haben noch genug von deiner letzten Fahrt, mein Jung.“

Über das Gesicht des jungen Menschen zog eine brennende Röte, und ein rasch aufsteigender Trotz wollte ihm eine heftige Antwort auf die Lippen legen; aber als er seinen Kopf hob, sah er in die Augen seiner Mutter, die an der Tür stehen geblieben war, auf sich gerichtet. Halb Warnung, halb Vorwurf lag in dem Blick, da wurde die Scham wieder stärker in ihm, und als er jetzt dem Vater antwortete, klang das auch durch seine Worte:

„Vater, ich hab' dir doch versprochen das letzte Mal, daß es nicht wieder vorkommen soll. Was soll ich denn anders tun? Du mußt doch nicht denken, daß ich . . . so am hellichten Tag . . . von der Arbeit weg . . . daß ich bei keinem Wirtshaus mehr vorbeifinden kann . . .“

Der Ältere sah ihm schweigend eine Weile ins Gesicht, aber noch immer klang durch seine Worte das offene Mißtrauen, als er jetzt sprach:

„Leicht wird es mir nicht, dir das zu glauben, Jung. Vielleicht ließ ich dich doch gehen, wenn du nicht gerade am Sandkrug vorbei müßtest, Boie. Bendix Ohrt kennt dich gut und weiß, daß so'n Schnösel wie du lieber mit ihm durch dick und dünn geht, als sich von ihm auslachen läßt! So war's ja auch letztes Mal angefangen! Also . . . .“

Seine Hand wollte sich auf die Türklinke legen, da rief das leise Wort seines Sohnes ihn noch einmal zurück: „Vater . . . Vater . . . wie soll ich's dir denn in aller Welt beweisen, daß es anders werden soll mit mir, wenn du mich nicht mehr vor die Tür läßt? . . .“

Die Mutter hatte bis dahin schweigend mit zitternden Händen allerlei im Zimmer gekramt, nun ließ sie das Staubtuch fallen, kam auf ihren Mann zu, legte ihm die Hand auf den Arm und bat:

„Karsten — willst du dem Jungen nicht auch mal wieder was zutrauen? Schick ihn man heute los — er müßt ja doch wohl keinen Sechsling wert sein, wenn er davon nicht mal nüchtern nach Haus kommen könnte!“

Lehnsmann Melssen wollte noch einmal abwehren, aber als er dann wieder das ernste Flehen in seines Sohnes Augen las, drängte er mit Gewalt seine Sorge zurück.

„Na, Jung, denn geh du heute! Weil Mutter es auch meint . . . es nützt ja auch nichts . . . du kannst mir ja nicht immer am Rockschlippen hängen."

Über Boies Gesicht ging ein frohes Leuchten; das lag überhaupt immer bei ihm auf der Lauer, stets bereit, beim geringsten Anlaß hervorzubrechen.

Doch konnte sich dieser harmlose Frohsinn nicht zum Leichtsinn auswachsen? Fast wollte es in letzter Zeit dem sorgenden Vater so scheinen. Noch hoffte er ja, daß er seinen Sohn herausreißen könnte aus dem Kreis der berüchtigten Spieler und Trinker, in den er hineingeraten war. Wenn er nicht selbst im vorigen Frühjahr so lange krank gelegen hätte, hätte er Boie ja auch nie allein zu den allwöchentlichen Viehmärkten in die Stadt geschickt — dort war er seinen Verführern zuerst in die Hände geraten.

Und nun gab sich immer wieder ein Zusammentreffen mit diesen schlimmen Bekannten; auch hier im Dorf saßen mehrere davon auf überschuldeten Höfen, die immer Zeit hatten, im Wirtshaus herumzuliegen, und nach neuen Genossen ihres Elends stets gierig Ausschau hielten.

Zwar empfand Boie nachher, wenn er die zitternde Sorge seiner Eltern bemerkte, stets tiefe Reue und gelobte heilig Besserung — leider hatte ihn bis jetzt die nächste Versuchung nie stärker gefunden.

So sprach man schon im ganzen Dorf davon, daß scheinbar auch Lehnsmann Melssens Ältester dem tückischen Übel verfallen sei, das in der reichen Marsch von Hof zu Hof schlich, hier einen heimlich packte und ins Elend zwang, dort neben dem andern schon an der Wiege hockte und ihn vor aller Augen auf Schritt und Tritt begleitete bis in die tiefe Not hinein, das stolze Familien, deren Namen noch auf den uralten Fluttafeln in der Kirche eingegraben waren, ins Verderben stieß, das so manchen reichen Hof mit Schuld und Schande belud und in fremde Hände brachte.

Man schüttelte bedauernd die Köpfe und fragte verwundert, woher Boie Melssen wohl diese unselige Neigung habe? Aus seinem Elternhause doch sicher nicht. Es gab in der ganzen Landschaft wohl keinen, der ein kräftigeres Wort gegen das Laster des Spielens und Trinkens zu reden wußte, als der Lehnsmann selbst. Weil er so ehrenfest und zuverlässig war, hatte man ihn ja gerade vor einigen Jahren zum Ortsvorsteher gewählt. In den alten Familien des Dorfes zwar gab es zuerst viele, die ihn um die Lehnsmannswürde beneideten, sie rechneten ihm nach, daß sein Großvater noch ein „kümmerlicher Gerstbauer" gewesen war. Aber gegenüber seiner Tüchtigkeit war im Lauf der Jahre ihr Murren verstummt. Bis sich jetzt wieder ein heimliches Wispern und Flüstern erhob, und immer, wenn von einem der

großen Trinkgelage berichtet wurde, mit Bedauern oder stiller Schadenfreude hinzugefügt wurde: „Und Lehnsmanns Boie war auch dabei!“

Die Sorgenfalten auf Lehnsmann Melssens Stirn gruben sich zwar schon so tief genug, aber wenn ihm dann durch ein Hinterpförtchen das Dorfgerede ins Haus kam, wuchs neben der nagenden Angst in seinem Herzen auch noch tiefe Bitterkeit hoch.

Er konnte es doch nicht auf der Dorfstraße ausrufen, wie er seinen großen Jungen strafte! Nach jenem letzten Herbstmarkttag, als der wüste Bendix Ohrt ihnen Boie am nächsten Mittag besinnungslos auf den Hof brachte, hatte er ihn wirklich nicht mehr unbeaufsichtigt einen Schritt vor die Tür tun lassen. Die vierhundert Taler, die der Junge im Spiel verloren hatte, hatte er in diesen Monaten längst verschmerzt — aber das andere, die fürchterliche Schande, brannte noch immer.

Und auch jetzt ließ er ihn nur mit sorgender Angst im Herzen gehen. Langsam zog er seine schweren Stiefel wieder aus und ließ sich fröstelnd in dem großen Lehnstuhl am Ofen nieder.

„Mutter,“ sagte er dann zweifelnd zu seiner Frau, „hätte ich nicht wenigstens mitgehen sollen?“

Sie kam zu ihm und strich ihm beruhigend über das grau werdende Haar, dann lachte sie ein wenig schelmisch, wobei man deutlich sah, daß ihr Sohn seine Fröhlichkeit von ihr als Erbteil bekommen hatte:

„Vater, heut' laß du den Sauerpott man im Schornstein hängen! Der Jung kommt schon wieder gut ans Haus! Ich will dir man was verraten: der schmeißt jetzt mit der Wurst nach dem Schinken! Ja, ja! Die Jungleute wollen doch in acht Tagen Boßelfest feiern! Und da will Boie doch gar zu gerne mit — er hat mich schon vorhin gebeten, daß ich ein gutes Wort bei dir einlegen möchte.“

Lehnsmann Melssen fuhr in die Höhe: „Anntine, was denkst du dir? Wenn es nun hier im Dorf vor aller Augen wieder losbricht in ihm? Reden die Leute nicht so schon genug hinter unserem Rücken? Ich sag' dir, wenn ich dem verkommenen Thoms Jans aus dem Armenhause in den Weg lauf', drück' ich mich beizeiten — früher hab' ich ihn hergenommen und ihm die Leviten gelesen, jetzt aber mein' ich immer, daß die Leute mir nachrufen könnten: Uns Lehnsmann sollt' auch man lieber erst vor der eigenen Tür fegen!“

Frau Melssen war tief erschrocken; so schwer hatte sie selbst bisher nicht das Tun ihres Jungen beurteilt. Das mochte wohl daher kommen, daß sie von Kindheit an auf vielen Höfen in der Runde Ähnliches gesehen hatte — es gab ja fast kein Haus, das ganz von diesem Schicksal verschont blieb. Und

nicht alle endigten doch im Werkhaus wie Thoms Jans aus dem Warvelkoog. Man mußte doch hoffen, daß es mit dem kommenden Alter besser würde. Was konnte man denn viel anderes tun, als hoffen?

In diesem Sinne redete sie ihrem Manne zu; ganz unmerklich fing sie einen Lichtstrahl nach dem andern ein, schob alles ein wenig zurecht, putzte hier und da leise einen störenden Flecken weg und stellte so behutsam nach und nach dem sorgenden Grübler ein Bild seines Sohnes vor Augen, das ihn wieder mit den hellen, ungetrübten Blicken früherer Jahre anzusehen schien, und dessen zutrauliches Lächeln verheißen wollte: Aus mir wird noch mal was Ganzes, was Fixes!

Als Frau Lehnsmann schließlich nach der Küche ging, hatte sie für ihren Jungen schon halb und halb die Erlaubnis in der Tasche, daß er am Boßelfest teilnehmen dürfe, wenn er in diesen acht Tagen sich bewähren würde.

* * *

Auf der langen Kirchenfenne drängte sich das halbe Dorf zusammen. Am Rande des breiten Grabens, der mit einer festen Eisdecke überzogen war, standen die Boßler, die Jungleute aus dem Dorf und ihre Gegner, die Rutebüller, die im vorigen Jahre Sieger geblieben waren und als Preis eine silberne Boßel davongetragen hatten. Und diesmal, das sah man ihren zuversichtlichen Mienen an, hofften sie auf die goldene Kugel. Aber Cornelius Röh, der mit zwei anderen zusammen sie vor drei Tagen zum Kampf gefordert hatte und dabei mit ihnen die Boßeln getauscht, wie sich's gehörte, hatte ihnen gleich gesagt: „Na, Jungs, wollt ihr euch eure silberne auch noch mal ordentlich angucken? Diesmal könnt ihr hinterher flöten — wir rücken sie nicht wieder heraus!"

Die Rutebüller hatten zwar dazu gelacht, aber wenn sie gewußt hätten, wie man im Dorf seit Beginn des Frostwetters unablässig übte, wären sie vielleicht doch nicht ganz so siegessicher gewesen. Der lange, tölpelige Mars Thießen, der immer vorm Werfen Anstalten machte, als ob er fliegen wolle, und dann trotz allen Rumschwenkens nachher nur die närrischsten „Pudel" warf, war erbarmungslos diesmal gleich von vornherein ausgeschlossen worden. Nun stand er abseits mitten zwischen den Mädchen, die den Beginn des Kampfes mit ansehen wollten, hielt seinen Klotstock im Arm — denn zum Aufsuchen der Boßeln und zum Messen konnte man ihn mit seinen langen Beinen doch noch gebrauchen — und ließ sich mit gutmütigem Lachen von ihnen necken.

Die Gruppe der Boßler löste sich jetzt auf, beide Parteien hatten die Reihenfolge ihrer Mannschaften festgestellt, und die erwählten Ersten von jeder Seite liefen jetzt über das Eis in die Fennen hinein. Die anderen

Kämpfer folgten ihnen, als aber auch die neugierigen Mädchen Miene machten, den Graben zu überschreiten, scheuchte Mars Thießen sie mit seinem Klotstock zurück: „Das ist nichts für Frauensleute! Heute abend zum Tanz — da könnt ihr kommen. Früher nicht."

Lachend wichen sie zurück und stellten sich auf die Zehenspitzen, um alles übersehen zu können. Wiebke Melssen zog ihre Freundin, mit der sie die ganze Zeit zusammengestanden hatte, zum nächsten Heck hin.

„Komm, Dina, da klettern wir rauf! Ich will doch sehen können, wenn Boie wirft!"

Helle, strahlende Wintersonne lag über der weiten Ebene; das reifbedeckte, kurze Gras der Fennen war ein großer, schimmernder Teppich, fernher funkelte die spiegelnde Eisfläche des niedrigeren und überschwemmten Landes, wie geheimnisvolle weiße Paläste ragten hier und dort die Höfe auf massiger Werft, dicht umdrängt von schneeflimmernden Baumgruppen, aus der Fläche heraus, Scharen von Nebelkrähen saßen auf den Heckpfählen oder strichen mit hartem Gekrächz an den Menschengruppen vorbei.

„Siehst du Boie, Dina? Hurra — er ist der erste von unseren! Halt den Daumen fest, daß er gut wirft, Dina!"

Wiebke kletterte in ihrer Aufregung auf den Pfahl hinauf, Dina Alberts, die größer und schlanker war, stützte sie bereitwillig, beide sahen in höchster Spannung zu den Boßlern hinüber. So achteten sie nicht darauf, daß plötzlich ein älterer Mann vor ihnen stand. Er hatte einen kleinen Marktkorb am Arm, wie ihn sonst nur die Frauen tragen, und schien im Dorf allerlei Einkäufe gemacht zu haben. Er war mit etwas gebücktem Nacken und gesenkter Stirn, wie er immer ging, durch die Menschenmenge geschritten; jetzt hob er den Kopf und sah die beiden Mädchen, die ihm den Übertritt am Heck versperrten, aus tiefliegenden, traurigen Augen an. Als sie aber weiter schwatzten und ihn gar nicht bemerkten, trat er geduldig ein paar Schritte zurück; Ingvar Steensen hatte Zeit genug, um zu warten, bis der Weg wieder frei wurde.

„Dina — jetzt!" rief Wiebke und hielt den Atem an.

Boie Melssen stand schon wurfbereit da, Rock und Stiefel nahm der kleine buckelige Jasper Frey ihm ab, Mars Thießen reichte ihm die Boßel zu, und dann liefen sie allesamt zurück, daß er allein stand mitten auf dem Feld.

Einen Augenblick wog er die schwere Kugel prüfend in der Hand, dann schwang der rechte Arm sich sausend durch die Luft — nun wirbelte blitzschnell der ganze Körper einmal um sich selbst — sekundenlang blitzte und blinkte etwas im Sonnenschein: das war die silberne Boßel, die in herrlichem Schwung ins Weite hinausfuhr.

Die Jungleute aus dem Dorf schrien Hoch und Hurra, während Mars Thießen und der Messer der Rutebüller wie der Wind mit ihren Klotstöcken übers Feld davonsprangen, um die Kugel zu finden.

Auch die Mädchen hatten mit Hoch gerufen, als Boie Melssen den glücklichen Wurf tat, am stolzesten aber war seine Schwester, die ihn immer wieder beim Namen rief. Jetzt hatte der erste der Rutebüller den Gegenwurf getan, und die ganze Mannschaft schickte sich an, den Kugeln zu folgen, um von dort aus weiter über die Fennen zu werfen. Da sprang Boie noch einmal über den Graben zurück und lief mit lachendem Gesicht zu seiner Schwester. Er war noch ohne Rock, seine weißen Hemdsärmel schimmerten in der Sonne, sein helles Haar hatte ein metallisches Leuchten, seine Augen funkelten vor Stolz und Lust. Die Mädchen sahen alle mit heimlichem Wohlgefallen nach ihm hin, und auch der alte Mann am Heck blickte mit einer unbewußten Freude auf die kraftvolle, jugendliche Gestalt. Wiebke und Dina hatten ihm jetzt den Weg frei gegeben, aber er zögerte noch ein wenig und stand, von niemandem beachtet, still abseits.

„Wiebke," sagte Boie Melssen, „lauf nach Hause und erzähl Vater daß wir gewinnen, hörst du!"

Dann wandte er sich an ihre Freundin: „Dina, bist du's wirklich? Ich sah dich von weitem und wollte es erst gar nicht glauben! Ich dachte, du hättest unser Dorf ganz vergessen und wärst ein Stadtfräulein geworden."

Über des Mädchens feines Gesicht zog ein leises Rot, sie wunderte sich im stillen, daß Boie Melssen mit ihr freundlich sprach; denn in der Schule waren sie immer heimliche Feinde gewesen — weil sie die beiden Besten waren und besonders beim Rechnen und Aufsatzschreiben immer erbittert um den ersten Preis kämpften. Gleich nach ihrer Konfirmation, die ein Jahr später als Boies erfolgt war, war sie zu einer Tante nach der Stadt gekommen, um Handarbeit zu lernen, und jetzt war sie zum erstenmal längere Zeit wieder zu Haus. Sie sah den jungen Menschen mit leichtem Lächeln an:

„Da müßtest du hören, was Tante Mine immer sagt: ich würd' all mein Tag eine Bauerndeern bleiben. Weil ich immer so schrecklich viel Heimweh hab'."

„Denn bleib' doch hier, Dina! Ich möcht' auch nicht immer in der Stadt sein, weiß Gott nicht. Nun sag aber: kommst du heut' abend zum Tanzen?"

Sie schüttelte den Kopf: „Ich glaub' nicht, daß ich darf. Mutter hat's nicht gerne."

Wiebke bestürmte sie mit Bitten, Boie aber wurde ärgerlich — natürlich, ihre Eltern waren „heilig", das wußte man im ganzen Dorf. Das war

ja weiter kein Wunder, ihr Vater, der als jüngerer Mann beim Häckselschneiden eine Hand verloren hatte, versah das Amt eines Küsters, da hatte er jeden Sonntag in der Kirche zu tun und außerdem morgens und abends um sechs Uhr die Betglocke zu läuten. Und dazu war er Nachtwächter, und manch einer, der grad zu einem Glockenschlag aus tiefem Schlummer auffuhr, hörte Asmus Alberts draußen einen frommen Vers singen. Weil er sich aber mitsamt seiner Frau so still von allem zurückhielt und sie augenscheinlich mit ihrem einzigen Kind etwas besonderes vor hatten, spottete man bei Gelegenheit im Dorf über sie und schalt sie „heilig".

„Du bist doch noch ebenso „sipp" wie früher, Dina!" sagte Boie höhnisch, „du hättest doch man lieber in der feinen Stadt bleiben sollen, mein' Deern!"

Sie wollte ihm eine entrüstete Antwort geben, im selben Augenblick aber kehrte der junge Mann sich um: Jasper Frey stand hinter ihm, hielt die große, korbumflochtene Branntweinflasche in dem einen Arm und in der anderen Hand ein leeres Glas.

„Jung, wo bleibst du eigentlich ab?" krähte er mit seiner dünnen Stimme. „Du hast doch wohl 'ne kleine Stärkung nötig nach so 'ner Anstrengung, was? Komm, ich schenk' dir ein!"

Wiebke Melssen griff nach Dinas Arm — die wußte wohl, weshalb, denn sie hatte ihr vorhin von den Sorgen der Eltern um ihren Bruder berichtet. Mit ängstlichen Augen sah sie Boie an, dann sagte sie leise:

„Trink doch nicht . . . du weißt doch . . . Vater . . ."

In des Burschen Gesicht stieg eine zornige Röte, er wollte die Schwester, die ihn so in Gegenwart anderer ermahnte, mit einem harten Wort anfahren — unwillkürlich drängten sich die beiden Mädchen enger aneinander, und Dina Alberts vergaß ihr Gekränktsein, legte schützend den Arm um die Kleinere und sah ihn bittend an:

„Tu's doch nicht, Boie! Wiebke hat ganz recht."

Betroffen sah er ihr einen Augenblick in die schönen Augen, sein Herz klopfte wie Hammerschläge in seiner Brust, als er endlich hastig fragte:

„Kommst du denn heut' abend zum Tanz, Dina? Dann nehm' ich nicht einen Tropfen aus Jaspers Flasche den ganzen Tag . . . nun sag!"

Unwillkürlich wich sie ein paar Schritte zurück, eine wunderliche Angst machte sie zittern, ihr war auf einmal, als lege jemand ihr eine schwere, dunkle Last auf die Schultern — aber dann sah sie ihn nach kurzem Zögern mit ehrlichem Blick an:

„Ich möchte schon! Gern möcht' ich, Boie. Aber versprechen kann ich's dir nicht — weil ich nicht weiß, ob sie's zu Hause erlauben. Ich will aber tüchtig bitten."

„So wart' ich auf dich!" sagte er mit leuchtendem Blick und gab ihr die Hand; dann drehte er sich übermütig herum, faßte Jasper Frey am Arm und zog ihn mit sich fort.

„Komm, ol Jasper, komm! Siehst du die andern laufen? Flink, Jung, ihnen nach! Ne, weg mit dem Glas, du! Brrr — heute nicht. Sonst kriegen die Rutebüller wahrhaftig auch noch die goldene Boßel, mein Jung."

Die beiden Mädchen standen schweigend Hand in Hand und sahen dem Davoneilenden nach. Da schritt hart an ihnen vorbei zum Heck hin der alte Ingvar Steensen. Wiebke sah gar nicht auf, sondern trat nur mechanisch ein paar Schritte aus dem Wege. Dina Alberts aber hob, wie aus einem Traum erwachend, ihren Kopf und sah den Vorbeischreitenden an. Da stockte dessen Fuß, ein wunderlicher Blick aus den tiefliegenden, müden Augen ließ das Mädchen unwillkürlich zusammenschauern; nur ihr verständlich, sagte er halblaut, schon im Weitergehen: „Lütt' Deern . . . wer bei sowas helfen kann, muß mit anfassen."

Wiebke Melssen fuhr herum und starrte der großen, dunklen Gestalt nach, die schwerfällig das Heck überstieg.

„Dina . . . sagte der was zu dir? Das ist ja der alte Ingvar vom „Witten Knee". Wo kam der auf einmal her? Hu — ich grau mich noch immer vor ihm und lauf' noch immer weg wie früher, wenn ich ihn von weitem seh'!"

Dina Alberts ging, ohne zu antworten, mit der Freundin dem Dorfe zu, sie hörte noch immer die Stimme des Alten und fühlte seinen Blick. Endlich, als sie schon in der Dorfstraße vor der Tür ihres elterlichen Hauses stand, fragte sie auf einmal mitten in Wiebkes Schwatzen hinein:

„Du . . . was ist eigentlich mit Ingvar Steensen los? Weshalb fürchten sich alle vor ihm?"

„Ach — der hat wohl mal ganz was Schreckliches getan! Großmutter hat mir mal was erzählt: er hat seinen Bruder weggejagt vom Hof oder so etwas ähnliches. Genau weiß ich's nicht mehr. Aber er hat ein schlechtes wissen — umsonst ist er nicht so wunderlich! Na, laß ihn! — Nun sag, Dina: Ob du wohl darfst heute abend?"

* * *

In der Dämmerstunde gab es auf einmal ein großes Hallo im Dorf: die Boßler kamen zurück als Sieger! Jasper Frey hatte an Mars Thießens Klotstock sein großes, rotbuntes Taschentuch als Fahne befestigt, die schwenkte er jetzt unaufhörlich hin und her und schrie dazu, so laut er konnte: „Gewonnen! Gewonnen! Mit fünf Schott-up und ein Kick-ut!" Als nun die Leute mit freudigen Gesichtern auf die Straße liefen und die Jungleute

mit Fragen bestürmten, wehrten die ab: „Keine Zeit! Keine Zeit! Um sieben im Kirchspielskrug, da könnt ihr uns treffen! Aber Tanzbeine mitbringen, ihr Deerns!"

Hinter den Gardinen am Fenster von Küster Alberts kleiner Wohnstube stand Dina und spähte hinaus. Nun kam der Trupp am Haus vorüber — einer der Vordersten war Boie Melssen. Suchend blickte er zu den Fenstern hinein: ob Dina denn nicht einmal herausguckte? Ob sie gar nicht ein bißchen neugierig war, wie er sein Versprechen gehalten hatte?

Er sah es nicht, daß über des Mädchens Gesicht ein freudiges Rot lief, einen Augenblick zögerte sie noch, bis die Schritte draußen verhallten, dann wandte sie sich zurück ins Zimmer und ging zu ihrer Mutter, die am Ofen saß und im Dunkeln strickte. Noch einmal um Erlaubnis für heute abend zu bitten, wagte sie nicht, die Mutter hatte es ihr am Mittag schon abgeschlagen. Und doch wäre sie so gerne gegangen, wenn auch nur für einen kurzen Augenblick, nur, um Boie Melssen zu sagen, daß sie sich so über ihn gefreut hätte. Und um ihn vielleicht auch noch ganz vorsichtig etwas zu bitten . . . daß er weiterhin das häßliche Trinken sein ließe. So hatte der alte Ingvar es wohl heute morgen auch von ihr erwartet . . . .

„Mutter — hörtest du sie kommen? Sie haben wirklich gesiegt!"

„Ja, ich hörte es wohl," sagte die Frau strenge, „nun gibt's wieder ein wildes Leben heut' Nacht im Dorf — daß Gott erbarm!"

„Ach, sie sind doch alle so vergnügt! Das ist doch nichts Schlimmes!" warf Dina etwas trotzig dazwischen.

Frau Alberts stand auf und wickelte ihren Strumpf zusammen, dabei sagte sie mit einem Ton, aus dem ein leiser Hochmut klang und der keinen Widerspruch zu dulden schien: „Und doch will ich dich da nicht zwischen sehen, Dina. Du solltest doch wohl bei Tante 'n bißchen was Feineres gewöhnt geworden sein, scheint mir. Ich begreife überhaupt nicht, daß du hier sein magst im Dorf. Wenn ich früher so viel gelernt hätte wie du, säße ich jetzt nicht hier."

Dem Mädchen traten die Tränen in die Augen. Ach, die Mutter wußte gar nicht, wie furchtbar sie immer in der Stadt unter dem Heimweh litt, wie schrecklich ihr jetzt schon vor dem nahen Scheidenmüssen bangte. Sie mochte in den ersten Tagen in der Stadt nicht essen noch trinken und schlief kaum aus heimlicher Angst vor all der städtischen Enge und aus Sehnsucht nach der Weite und der Luft und den Menschen der Heimat.

Mit heute Abend aber war's aus, das sah sie ein. Als jetzt der Vater zum Abendbrot hereinkam, erzählte ihm die Mutter auch noch mit scharfen Worten und Seitenblicken auf die Tochter von dem bevorstehenden Treiben im Krug. Asmus Alberts hatte sein gutmütiges Lächeln um den Mund,

als er sie endlich unterbrach: „Na, Mutter, laß sie man! Das kann heut' abend ja nicht so schlimm werden: sie werden doch nicht mehr zum Amtsvorsteher haben schicken können wegen Verlängerung der Polizeistunde — da werd' ich also schon um elf Feierabend ansagen müssen."

Über die strengen Züge der Frau glitt ein sorgenvoller Ausdruck.

„Wenn sie das man annehmen, Vater! Da sind all die Großen-Bauern-Söhne dazwischen, die sich nicht gern was sagen lassen, von unser einem erst recht nicht! Das hat man denn wieder bei Gelegenheit auszubaden."

Asmus Alberts schüttelte unwillig den Kopf: „Mutter, was für'n Schnack! Sonst willst doch immer drei Kirchtürme hoch über sie weggucken? Und nun — du weißt doch selbst, was meine Vorschrift ist, nicht?"

Damit stand er auf und ging mit ruhigen Schritten hinaus; im Vorbeigehen strich er Dina noch mal leise übers Haar, er hätte dem Kinde gern die Freude heute abend gegönnt, aber das lag nicht bei ihm allein. So mußte sie den Wunsch eben runterschlucken, das half nun mal nichts.

* * *

Im Kirchspielkrug waren längst alle Lichter ausgelöscht. Als Asmus Alberts auf seinem Elf-Uhr-Rundgang an dies Ende der Straße gelangt war, strömten schon die ersten Gäste vor die Tür — ja, Jens Rissom, der Wirt, hielt schon selbst auf Zucht und Ordnung, daß man nicht viel hinterher zu spüren brauchte. Jetzt, eine Stunde nach Mitternacht, lag wohl überall das junge Volk im warmen Bett und dehnte behaglich die müden Glieder. Das konnte ihnen gut tun nach dem anstrengenden Tag, besser jedenfalls, als wenn sie bis in den kommenden Morgen hinein gefeiert hätten. Asmus Alberts schmunzelte behaglich vor sich hin, als er daran dachte, was ihm dies mutwillige Volk auf dem Heimweg noch für Scheltworte zugerufen hatte — na, sie hatten es weiter nicht bös gemeint, das wußte er schon.

Die Nacht war dunkel und sternenlos, schweigend hockten die niedrigen Häuser an der Dorfstraße, auch von draußen, von der Chaussee her, wo abseits in der Nähe einige große Höfe lagen, kam kein Laut. Als Asmus jetzt Kehrt machte, um um den Kirchhof herumzugehen nach den wenigen Gebäuden zu, die dort abgesondert lagen, fuhr ein plötzlicher Windstoß mit Sausen und Heulen hinter ihm her, peitschte die kahlen Äste der Bäume durcheinander und zerrte an dem alten wackeligen hölzernen Glockenturm, der neben der Kirche stand, daß drinnen die schweren Seile hörbar gegen die Leitern und Schragen klappten. Der Wächter hüllte sich fester in seinen Mantel und nickte herüber: „Ruhe, Ruhe da drinnen! Geläutet wird erst um sechs."

Als er um die Ecke bog, stand er plötzlich still: kam da nicht ein Lichtschein hinter den Läden heraus? Hatte Frau Neve wieder so spät Gäste in der Wirtschaft? Das war allen Gutgesinnten im Dorf ein Ärgernis, dies Gasthaus der Witwe Neve. Hier nahm so manches Elend seinen Anfang, hier wurde so mancher Haltlose leichtsinnig, hier wurde so manchem stattlichen Hof das letzte Brett weggezogen.

Asmus zögerte noch einen Augenblick, er wußte wohl, daß es für ihn wieder viel Unangenehmes geben würde, wenn er dort hineinging.

Eine Weile später stand er in der Tür der hellerleuchteten Gaststube, die Wirtin mit zornrotem Gesicht neben ihm, in frechem Tone ihn zum Verlassen des Hauses auffordernd. Er kümmerte sich wenig um sie, ruhig und bestimmt gebot er Feierabend, ohne auf die erregten Zurufe der jungen Leute zu hören. Es mochten etwa zehn Menschen sein; Bendix Ohrt, der Anführer, hatte sie nach dem frühen Schluß im Kirchspielkrug hierher gebracht, die leeren und halbleeren Flaschen und Gläser auf dem Tisch, die verstreuten Karten dazwischen zeigten, was sie getrieben hatten.

Jetzt kam Bendix Ohrt auf den Wächter zu, ein leises Wort an die aufgeregte Frau bewirkte, daß diese sich entfernte. „Alberts," sagte er mit seiner heiseren Trinkerstimme und legte ihm wohlwollend die Hand auf die Schulter, „Alberts, leben und leben lassen, nicht wahr?" Und nun redete er dem Alten zu: sie seien hier eine Art Verein, ganz unter sich, er möchte ihnen doch das Vergnügen nicht stören, es wäre auch gar nicht seine Pflicht, das zu tun, er solle nun man vernünftig sein und das einsehen, das solle schon sein Schade nicht sein — „sieh, Lehnsmanns Boie ist ja auch dazwischen, der wird schon mal 'n gutes Wort bei seinem Vater für unsern Nachtwächter einlegen, ol Alberts!"

Der alte Mann wehrte heftig ab, Bendix Ohrt sprach ihm wieder zu — das konnte ja eine dumme Geschichte werden, wenn das herauskam, ganz abgesehen davon, daß sie alle noch keine Lust hatten, nach Hause zu gehen. Schließlich aber riß ihm doch die Geduld bei dem Starrkopf — nun, da zog er andere Seiten auf! Leise und eindringlich hielt er ihm etwas vor, er schien es ihm an den Fingern nachzurechnen, was er beweisen wollte — und als dann doch Asmus Alberts wieder und wieder Einwendungen machte, drehte er sich plötzlich um und rief: „Boie! Boie Melssen!"

Der Gerufene erhob sich schwerfällig vom Tisch und kam schwankenden Schrittes zur Tür, aber auch die anderen jungen Leute folgten ihm, und nun standen sie alle um Asmus Alberts herum, fast alle jugendlichen Gesichter verwüstet und entstellt.

„Boie, mein Jung," sagte Bendix Ohrt und sah den Gerufenen mit Augenzwinkern an, während er dem alten Mann wieder seine Hand auf die

Schulter legte: „Ol-Alberts will mir das nicht recht glauben, und ich geb' ihm doch mein Wort dafür, daß er die längste Zeit Nachtwächter gewesen ist, wenn er uns das Vergnügen stört heute abend. Und nicht wahr, mein Jung, dafür wird dein Vater schon sorgen, was? Hast du mir nicht erzählt, daß er dir schon heut' nachmittag erlaubt hätte, wir dürften hier 'ne kleine Nachsitzung abhalten? Da haben Sie also nichts drein zu reden, Alberts! Das macht der Lehnsmann mit dem Amtsvorsteher ab. Und sonst geht's keinen was an, Alberts! Sie wissen von nichts, wenn man Sie fragt. Und nun seien Sie vernünftig, . . . sonst sind Sie bloß noch bis zur nächsten Sitzung der „Herren" im Amt, dafür stehn wir alle ein, was, Jungs?"

„Natürlich! Versteht sich!" lallten die Trunkenen in der Runde; nur Boie Melssen sagte kein Wort, das feuchte Haar klebte an seinen Schläfen, und seine Augen brannten vom Tabaksqualm, aber doch starrte er unverwandt auf den Alten an der Tür. Der war schuld, daß es wieder so weit mit ihm gekommen war, daß er alle seine Versprechen gebrochen hatte und all sein froher Mut von heute morgen weggeschwemmt war von einer trüben, schmutzigen Flut. Wie hatte er gewartet auf Dina — stundenlang. Und sich gefreut auf das Leuchten ihrer sonnigen Augen, wenn er ihr gegenüber treten konnte und sagen: „Siehst du, daß ich stark sein kann!" Ja, wenn man solch einen Kameraden hatte, der einem helfen wollte — da konnte es schon wieder vorwärts gehen!

Und dann war sie nicht gekommen, endlich hatte er's begreifen müssen, daß sie ihn im Stich ließ. Vielleicht ja nicht freiwillig, vielleicht waren nur ihre Eltern schuld, die sich immer zu gut dünkten für alles! Aber das war nur ein schlechter Trost gewesen für ihn, aus der Enttäuschung wurde ein blinder Zorn, der ihn alle guten Vorsätze vergessen ließ.

Jetzt freute es ihn fast, in dem Gesicht des alten Mannes die heimliche Angst zu lesen — wohl hatte er Bendix Ohrt erst anfahren wollen: „Lüg nicht!" — aber dann kam es ihm doch nicht über die Lippen, er fühlte einen bitteren Haß in sich gegen den da an der Tür, der sich sicher so viel besser dünkte als all diese verkommenen Gesellen ringsum und morgen früh Frau und Kind mit Abscheu von diesem Treiben erzählen würde! Pah — mochte er doch! Und mochte Bendix Ohrt ihn mit tollen Lügen ängstigen — was ging's ihn, Boie Melssen, an?

Asmus Alberts hob jetzt den Kopf und sagte mit unsicherer Stimme: „Herren . . . bedenkt, was ihr sagt. Ich hab' Frau und Kind!"

„Na, eben drum, Alberts!" lachte Bendix Ohrt, „darum sag' ich ja: vernünftig sein!"

Und wieder redete er auf ihn ein — da drehte Asmus Alberts sich schließlich um und ging schwerfällig hinaus; hinter ihm schloß sich vorsichtig wieder die schwere Eichentür.

* * *

Es war zwei Wochen später. Noch immer hielt ein starrer Frost die Erde umklammert, doch verbarg die Sonne sich seit Tagen hinter einer grauen Wolkendecke, und trübe, düstere Nebelschleier spreiteten sich über das Land.

Bei Lehnsmann Melssen saßen sie wieder in der Süderstube um den Tisch herum, es war Abendbrotszeit, die niedrige Lampe mit der hellleuchtenden Kuppel eben angesteckt, und die drei Kinder, die noch zur Schule gingen, schon hungrig an ihrem Platz. Boie und Wiebke fehlten noch, und als der Vater jetzt nach ihnen fragte, sagte Frau Melssen: „Laß uns nur anfangen; der Junge ist gerufen, und eben hör' ich die Tür gehen, da kommt Wiebke aus dem Dorf zurück."

Währenddessen stand Boie Melssen noch regungslos in seiner Kammer, zu der von der Küche hinauf einige Stufen führten, und sah unverwandt in die sinkende Dämmerung hinaus.

Da hörte er Schritte, langsam und zögernd, durch die Küche kommen, nun stieg es die Treppe zu seiner Kammer hinauf, wartete noch ein paar Herzschläge lang vor seiner Tür und dann tat diese sich langsam auf, und seine Schwester Wiebke trat herein. Ihr Gesicht war totenblaß, und unaufhaltsam rannen strömende Tränen aus ihren Augen, ohne daß sie sich Mühe gab, sie zu trocknen.

Als Boie sich zu ihr umwandte und sie so stehen sah, überrieselte ihn plötzlich ein wahnsinniges Furchtgefühl. Seine Stimme klang ihm selber fremd, als er mühsam fragte: „Wiebke, was ist denn? Warum weinst du?"

Da sah sie ihn an mit trostlosen Augen, und stockend und tonlos formte sie die Worte: „Im Glockenturm . . . Küster Alberts . . . hat sich . . . erhängt . . . erhängt . . . o Boie . . . nach dem Betglockenläuten . . . sie brachten . . . ihn grad nach Haus . . . als ich vorbeikam . . . o Dina . . . arme Dina . . ."

Und nun legte das Kind die Hände vors Gesicht und schluchzte laut auf; nach einer Weile, als ihr Bruder noch immer kein Wort gesagt hatte, fing sie noch einmal an: „Die Leute auf der Straße meinten . . . Alberts hat zu Gericht sollen . . . weshalb, wußten sie nicht . . . aber davor hat er sich so schrecklich gegraut . . ."

Auch jetzt sagte Boie nichts, es war so dämmerig in der Stube, daß Wiebke seine Züge nicht mehr deutlich unterscheiden konnte; nur daß er wie

angemauert auf seinem Platze stand, kam ihr zum Bewußtsein. Dann tastete sie nach der Türklinke und ging hinaus, zu den Eltern hinüber.

Der drinnen in der Stube meinte noch eine ganze Weile ihr leises, trostloses Weinen zu vernehmen. Und dann, als es ganz still und dunkel um ihn herum war, begriff er endlich das Gehörte.

Asmus Alberts war tot. Er selbst hatte sich das Leben genommen. So sagten die Leute. Boie Melssen und Bendix Ohrt und noch ein paar andere — die wissen das besser.

Zwei Tage nach jenem Boßelfest schon war Bendix Ohrt zu ihm gekommen und hatte ihm erzählt, daß doch irgend jemand von dem nächtlichen Gelage bei Frau Neve erfahren hätte und Anzeige erstattet habe. Der Gendarm war dagewesen, auch beim Nachtwächter. Aber obwohl Asmus die erhaltene Weisung getreu befolgt und dem Beamten versichert hatte, nichts gehört und gesehen zu haben, war doch nach einigen Tagen ein Strafbefehl im Gasthaus eingetroffen. Frau Neve hatte kaltblütig gerichtliche Entscheidung beantragt, da sie sich wie immer in solchen Fällen als nicht schuldig erklärte. Einige Tage später hatte Bendix Ohrt wieder Boie zu treffen gewußt, diesmal wollte er seinen Ärger bei ihm los werden — denn am Abend vorher war der alte Asmus zu ihm gekommen und hatte ihm stundenlang was vorgejammert; er war als Zeuge vors Gericht geladen in dieser Sache, und da könne er doch nicht anders als die Wahrheit sagen. Trotzdem es dabei herauskommen würde, daß er dem Gendarmen etwas vorgelogen habe. Bendix Ohrt hatte dann versucht, ihm einzureden, daß er bei seiner ersten Aussage bleiben müsse — sonst würde man ihn von Polizeiwegen nett den Pelz waschen — na, und die „Herren", die er damit in die Patsche hineinrisse, würden sich auch nicht grad bedanken bei ihm. „Dann ist es mit dem Nachtwächterspielen aus, ol Asmus," hatte er ihm gesagt, „einer von beiden nimmt schon das Tuthorn in Verwahrung, der Lehnsmann oder der Gendarm." Aber das alles hatte auf den Alten wenig Eindruck gemacht, nicht die Angst vor den Folgen peinigte ihn, sondern mehr der Gedanke, daß er in seinem Alter, nach einem ehrenwerten Leben überhaupt vors Gericht mußte, mit dem er nie etwas zu tun gehabt hatte. Bendix Ohrt hatte diese verrückte Einbildung schließlich lächerlich gefunden und dem Verzweifelten unwirsch erklärt, seinetwegen möge er sagen, was er wolle. — So, und dieses kopflosen Narren wegen müßten sie sich nun wohl allesamt darauf gefaßt machen, mit in die dumme Geschichte verwickelt zu werden. Da sollte Boie Melssen man beizeiten zusehen, wie er seinem Vater das beigebracht kriegte.

Und jetzt war Asmus Alberts tot . . . .

Dem jungen Menschen in der dunklen Stube lief ein Grausen über den Rücken, und unwillkürlich schauderte er zusammen. Und dann packte es

ihn mit aller Gewalt, mit eiserner Faust zwang es ihn nieder, das Erbarmungslose, dem er bisher noch ausgewichen, um das er sich noch herumgedrückt hatte, das „du bist schuld!" Hatte ihm das jemand in die Ohren geschrien? Ach, er wußte es schon so, es lag da schon seit langen Tagen bei ihm auf der Lauer, es quälte und peinigte ihn schon vor diesem Letzten, Schrecklichen. Aber nun schlug es über ihm zusammen wie eine tosende Flut, wie Donnerrollen brauste es ihm in den Ohren, wie grelle Blitze zuckte es in seinem Hirn.

Er taumelte zum Fenster und stieß es auf, die kalte Luft tat seinem schmerzenden Kopf wohl. Und dann stand auf einmal auch das in greller Klarheit vor seiner Seele, daß jetzt seines Vaters Zeit gekommen war, daß er nun ausführen würde, was er ihm einige Tage nach dem Fest mit unbewegter, ruhiger Stimme gesagt hatte: „Nun ist meine Geduld zu Ende, Boie. Einer wie du kann nicht den Boden hier unter den Füßen haben. Bevor du noch mehr Unglück anrichtest, sollst du weg. Irgend wohin, wo du um trocken Brot arbeiten lernst." Und dann hatten beide Eltern ihm gesagt, daß sie ihn nach Amerika schicken wollten, sie hofften, er würde von dort nach einigen Jahren gebessert zurückkehren, denn sonst müßte Lorenz, der zweite Sohn, Hoferbe werden. Sie wollten doch nicht zusehen müssen, wie ihr eigen Fleisch und Blut sich an den Bettelstab brachte.

Er hatte von dem allen nur gehört, daß er fort sollte. Das traf ihn wie ein Keulenschlag, er konnte sich gar nicht vorstellen, daß man anderswo leben könnte. Was sie vom Widerkommen sagten, das glaubte er nicht, darüber ging er doch zugrunde. Nein, wenn sie ihn wegschickten, war es für immer. Aber heimlich war in diesen Tagen doch noch die Hoffnung neben ihm geschritten, daß der Vater seine Drohung nicht ausführen würde, wenn er sähe, daß es ihm diesmal ernst war mit der Umkehr. Nur kurze Zeit dazu mußten sie ihm gönnen — ach, und wenn dann wieder ein Funken der Hoffnung in ihnen glomm, wollte er sie anflehen, wollte auf den Knien darum betteln, ihn in der Heimat zu lassen, ihn hier im Vaterhaus zu behalten.

Das war nun nach diesem letzten alles vorbei und zu Ende. Die Die Türen schlossen sich schon hinter ihm. Die Fremde winkte. Aber ihm graute davor. Die würde ihn festhalten, ihn nie wieder herausgeben, in alle Ewigkeit nicht.

Er schrak empor; durch die Küche näherte sich seiner Tür ein Schritt, schwer und fest — der Vater. Da kam schon das Gericht, unabänderlich, unabwendbar. Und plötzlich packte ihn eine sinnlose Angst, im nächsten Augenblick war er aus dem niedrigen Fenster gesprungen, und dann stürzte er vorwärts, quer durch die Büsche des Gartens, über den Graben weg, in die

Fenne hinein. Weiter lief er, wie gehetzt und gejagt, immer querfeldein, in die nebelfeuchte, nachtdunkle Weite hinaus. Die Augen hatte er fast geschlossen, und doch meinte er deutlich zu sehen, daß er nicht allein hier über die Erde hetzte. Neben ihm, vor ihm, in seinem Rücken klangen hastende Schritte. Die ganze Schar da: Bendix Ohrt und die anderen Gesellen aus der Nacht . . . und dort der alte Asmus . . . nein . . . der nicht, der ist tot . . . aber Dina hier . . . die weint . . . immerzu . . . ja, über ihren Vater . . . oder, weil er sein Versprechen brach . . . und Wiebke . . . und Mutter . . . und Vater . . . der ihn halten will . . . um ihn fortzuschicken . . . weit fort . . . .

Aber er will nicht . . . nein, er muß schneller sein als die andern . . . schneller . . . dann wird er sich verstecken . . . verbergen . . . irgendwo hier auf der alten bekannten Erde . . . unter dem Himmel der Heimat, im Schatten der Nacht, hinter den brauenden Nebeln.

Und vorwärts stürzt er; das Eis der Gräben schwankt und stöhnt leise, wenn er darüber stolpert, das Wasser, das sich schon darauf sammelt, spritzt um seine Füße. Er merkt es nicht, weiß nicht, wie lange er schon so flieht, weiß nicht, wo er ist.

Bis es plötzlich gurgelnd über ihm zusammenschlägt und eine dunkle Tiefe ihm ihre Arme öffnet.

Ein halberstickter Schrei sprang noch über seine Lippen, als er in der letzten Sekunde merkte, daß es der Tod war, der ihn bergen wollte . . . aber zum Wehren fand er keine Kraft mehr.

* * *

Der alte Ingvar Steensen nahm die kleine Petroleumlampe vom Tisch auf, beschattete sie sorgsam mit der Linken und trat an das Wandbett, in dem sein Gast schlief, nun gottlob schon stundenlang mit ruhigen, gleichmäßigen Atemzügen. Er hatte sich nicht getäuscht, der war beim Erwachen. Er stöhnte ein wenig, warf sich hin und her, und dann schlug er plötzlich die Augen auf und sah sich um, erst noch ganz eindruckslos, dann aber tauchte ein Fragen in seinem Blick auf. Ingvar strich ihm die Decke glatt: „Na, haben wir schon ausgeschlafen? Man lieber noch 'n bißchen davon, was?" Aber als er dann merkte, daß es doch nichts wurde damit, sprach er weiter mit seiner leisen, eintönigen Stimme: „Ja, ja, hier sind wir nun auf „Witten Knee" beim alten Ingvar Steensen. Heut' nacht müssen wir nun wohl hier bleiben . . . aber morgen früh können wir aufstehen und nach Haus gehen . . . ist alles gut abgelaufen!"

Boie schüttelte nur den Kopf, und dann richtete er sich auf. „Wie kam ich denn hierher?"

Die Frage hatte heftig, fast wie ein Vorwurf geklungen, als der alte Mann antwortete, wurde es beinahe eine Entschuldigung: „Mein Jung, du bist mir grad in meine Grafft gelaufen, wo ich es immer eisfrei halten muß, damit ich Trinkwasser hab' . . . als ich dich draußen hatte, mußte ich dich hierher bringen, das ging nicht anders."

Der Kranke antwortete nicht, er vergrub sich wieder in den blau-weißen Kissen, und dann hörte der Alte ein heißes, ersticktes Schluchzen unter der Decke hervorbrechen. Da setzte er sich still in den Rohrstuhl am Bett und wartete. Endlich hob Boie wieder den Kopf und sagte dann tonlos: „Nach Haus darf ich nicht wieder. Ich soll weg . . nach Amerika. Da will gleich von hier aus fort."

Ingvar Steensen sah ihn an: „Ich kenn' dich, Boie Melssen. Ich sah dich boßeln vor zwei Wochen. Und hörte auch, wie du dem einen Mädchen was versprachst. Das war richtig von dir. Willst du mir nun erzählen, was dir geschehen ist, dann tu es ruhig. Es ist bei mir begraben."

Einen Augenblick noch zögerte der Junge, dann atmete er tief auf. Mein Gott, war er nicht ebenso ausgestoßen, wie dieser alte Mann? Und trug er nicht größere Schuld? Nur elender dran war er noch als jener, weil er in der Familie büßen sollte.

So fing er denn an, die Last von seiner Seele abzuwälzen und vor seinen stillen Zuhörer hinzustellen. Er vergaß nichts, nichts vom Ersten und nichts vom Letzten, es kam alles mit, das Leichtere wie das Schwerste. Aber als er dann zum Ende kam, wunderte er sich über sich selbst, er begriff nicht mehr, weshalb er sich so gegen das Fortmüssen gesträubt hatte mit aller Macht seiner Seele. Der Vater hatte doch recht, es gab keinen anderen Ausweg für ihn. Nur daß es ihm erst jetzt bewußt wurde: all sein tolles Treiben war ein leichtsinniges Spiel um die Heimat gewesen. Ein Spiel, das er verloren hatte. Und nun sollte und mußte er bezahlen. Und wollte es auch. Müde vom Sprechen und mit fieberglänzenden Wangen sank er wieder in die Kissen zurück, im Einschlafen noch kam es immer wieder halb wie ein Bitten, halb wie ein Gelübde über seine Lippen: „Ja, nun will ich denn gehen . . . nun will ich gehen . . ."

* * *

Die Sonne schien wieder am nächsten Morgen, als Ingvars Gast aufgestanden war und mit blassem Gesicht am Fenster saß. Müde schweiften seine Augen hinaus, ohne doch irgend etwas wahrzunehmen. Da öffnete sich die Tür, und der Alte trat herein, einen Topf mit Kaffee in der Hand tragend. Er kramte schweigend alles auf dem Tisch zurecht, dann räusperte er sich: „Ja, ja, Boie — was du hier aus den Fenstern siehst, ist man 'n bißchen

magerer Boden, nicht wie bei Vater, was?" Der Angeredete nickte stumm — jawohl, „Witten Knee", das an der scharfen Wegebiegung von West nach Nord liegt, ist der ärmste Hof im Dorf, hat gerade all den Sandboden erwischt, der sich stellenweise in der Marsch als versprengte Ausläufer eines Höhenzuges findet. Kein Mensch hat „Witten Knee" mit auf der Rechnung, obwohl viele Acker Landes dazu gehören. Aber kein Weideland, aus dem mühelos Geld gewinnt.

Plötzlich steht der Alte neben ihm und legt ihm die Hand auf die Schulter: „Junge, Boie . . . wo man 'n Zaun umgefahren hat, muß man ihn auch wieder aufstellen. Leute, die gutmachen wollen, können wir hierzulande auch brauchen."

Der Junge schüttelte den Kopf: „Nein, nein, zu Hause ist kein Platz für mich. Und ich bin selbst bange, daß es da nicht geht mit mir."

„Kann sein. Will ich nichts gegen sagen. Ihr verdient euer Geld zu leicht, da auf den Werften. Aber . . . aber . . . auf „Witten Knee" . . . da ist das anders, Boie . . . und ich will dir was sagen, Jung: ich hab' Arbeit für dich! Da mußt' dich drauf gefaßt machen, daß es sauer hergeht . . . Schweiß kostet das hier . . . und mit den Jahren wird dir der Nacken krumm . . . aber einerlei, Jung: es ist zu Hause! Und du weißt, wofür du dich abrackerst, und merkst, daß du zu was nutze bist . . . denn mir wird das nun doch zu viel mit der Zeit. Na, nun besinn' dich und schlag' ein!"

Boie legte den Kopf in seine Hände und saß eine Zeitlang regungslos, dann sprang er auf und sah Ingvar an. „Nein," sagte er leise, „ich muß doch fort. Gott weiß, wie schwer es mir wird . . . und daß ich draußen umkomme, ist sicher. Aber doch kann ich nicht bleiben. Ich hab' es hier immer vor Augen auf Schritt und Tritt, und wenn ich Dina Alberts seh', muß ich wieder von vorne anfangen, und jeder Mensch wird mir vorkommen, als wenn er hinter meinem Rücken mit Fingern nach mir wiese . . . nein, das kann ich nicht."

„Ja," sagte der Alte mit harter Stimme, und es erschien Boie, als recke sich seine gebückte Gestalt hoch auf, „wenn du erst so weit bist, Jung, sollt' ich dich eigentlich laufen lassen. Das ist selbst mir damals nicht eingefallen in der ersten Stunde. Was siehst du mich an? Weiß man nichts mehr im Dorf von mir? Daß ich mal auf demselben Weg war, wie du? Nur noch 'n gut Stück weiter, 'n gut Stück. Und „Witten Knee" konnt' es nicht vertragen wie deines Vaters Hof, Jung. Aber wie du deinen Vater, so hatt' ich auch einen, der mir auf die Finger sah: mein Bruder Thomas. Der jammerte über jeden Fußbreit Land, den ich mit Schulden zudeckte, der hielt die Schafe fest, wenn ich sie verkaufen mußte. Aber er hatte nichts zu sagen . . . er

war nur mein Halbbruder. Erst als die letzte Hypothek eingetragen wurde, brach es einmal aus ihm heraus, und er stellte mich zur Rede und verlangte Rechenschaft von mir über all das verbrachte Gut. Ich aber ließ mir das, obgleich es die lautere Wahrheit war, nicht sagen, Boie — wenn ein Mensch erst so weit ist, wie ich damals, liegt es ihm selbst in den besten Stunden wie ein dicker Nebel um Kopf und Augen, daß er nicht mehr rechts und links unterscheiden kann. Für uns Brüder aber war es eine schlimme Stunde, in der wir uns gegenüberstanden — und das Ende war, daß ich Thomas aus dem Haus wies! Ich seh' jetzt noch manchmal sein kreideweißes Gesicht und seine verstörten Augen, als er sich schließlich stumm umdrehte und zur Tür hinausging — und manchmal hör' ich auch noch mein eigenes höhnisches Lachen, das ich hinter ihm herschickte! Ja, Boie — den Abend konnte ich lachen, es war mir eine wirkliche Erleichterung, zu wissen, daß ich nun den lästigen Mahner los würde. Aber als ich am anderen Morgen denn wirklich seine Kammer leer fand, erschrak ich doch — eigentlich hatte ich doch nicht an sein Fortgehen geglaubt. Na, ich tröstete mich: Thomas, der so an allem hing, würde es schon nicht lange aushalten in der Fremde. Eines Tages würde er schon wieder da sein, das Vieh betreuen, den Pflug wieder aus der Loo ziehen und herumwirtschaften wie früher. Vorläufig aber mußte ich zugreifen — das sah ich ein. Ich tat es mit Seufzen und Schimpfen, hatte keine Freude dran und hoffte immer nur auf Thomas' Rückkehr. Der aber kam nicht — ein halbes Jahr verging, ein ganzes — dann zwei . . . drei . . . und schließlich mußte ich wohl die Hoffnung aufgeben. Es wußt' auch weit und breit niemand was von ihm, ja, es war beinah', als hätte ihn die Erde verschluckt. Erst vor einiger Zeit hab' ich durch Zufall gehört, daß er in Australien gesehen sein soll, Näheres aber konnte ich nicht zu wissen kriegen. Vielleicht ist er ja auch längst tot und begraben. — Damals, als er verschwunden war, haben die Leute viel getuschelt und gemunkelt, sogar die Polizei schickten sie mir ins Haus — ob sie gemeint haben, ich hätte meinen eigenen Bruder umgebracht? Na, ich ging ihnen aus dem Wege und kehrte ihnen den Rücken — das wurde mir nicht weiter schwer, ich hatte zu viel Arbeit zu Haus. Jawohl, Boie, mein Jung, ich hatte Arbeit, Arbeit! Als ich so mutterseelenallein im stillen Haus hier war, merkte ich erst, was Thomas alle Tage geschafft hatte! Und wohl oder übel mußte ich zugreifen, wenn ich nicht verhungern wollte — na, ich sagte dir schon: in der ersten Zeit war ich mehr als einmal dabei, den ganzen Kram hinzuwerfen und auf und davon zu gehen — nach Amerika wollte ich auch wie du, Boie. Aber so allmählich, so Tag um Tag, wurde es mir doch klar, was ein Fuß breit eigene Erde wert ist, und schließlich besann ich mich auch darauf, daß ich einen breiten Nacken hatte, mich zu stemmen. So hab' ich denn den Karren wieder

so sachte Schritt um Schritt los gekriegt. Thomas hat wieder alles zusammen . . . er könnte jeden Tag wiederkommen . . .“

Boie sah ihn scheu an, als er jetzt schwieg — der hatte ehrlich bezahlt für das Daheimbleiben, mehr, viel mehr, als seine kargen Worte ahnen ließen. Eine heiße Scham stieg in dem Jungen auf, wenn er an seine eigene Feigheit dachte . . . weiß Gott, man konnte doch wohl was dranwenden, in der Heimat sühnen zu dürfen . . . .

Als des Alten Blicke jetzt zurückkehrten aus einer weiten Ferne und in dem Antlitz des Jüngeren forschten, leuchtete ihm aus dessen Augen ein heißes Flehen entgegen:

„Ingvar . . . wenn Ingvar es doch mit mir versuchen wollte?“

* * *

Drei Jahre waren inzwischen mit Sommer und Winter vorübergezogen. Wieder stand der Frühling lachend und siegessicher vor der Tür; wie blanke, metallene Bänder wanden sich die hochgeschwollenen Gräben durch die frischgrünen Fennen und schwarzen Äcker, hie und da besteckte sich ein brauner Weidenbusch schon mit silberglänzenden Kätzchen; in aller Weite war Lerchensang, und über dem Pflugland strich kreischend der Kiebitz zum Nest.

Auf dem schmalen Rotsteinsteg, der durch die Kirchenfennen führt, schritten zwei Menschen einander entgegen. Vom Dorf her kam ein schlankes, schwarzgekleidetes Mädchen, das einen kleinen Koffer trug, und ihm entgegen kam raschen Schrittes ein alter Mann — der alte Ingvar Steensen. Wieder hatte er einen Korb über dem Arm — noch immer besorgte Ingvar alle Einkäufe für seine Wirtschaft persönlich — aber das Scheue, Verbitterte war jetzt aus seinen Augen gewichen, er trug den Kopf aufrecht und sah voll Teilnahme dem nahenden Mädchen ins Gesicht. Jetzt blieb er vor ihr stehen, in seiner Stimme war ein herzlicher Klang.

„Guten Tag, Dina Alberts! Du bist es doch, Kind? Ja, der alte Ingvar kennt dich noch — du ihn wohl nicht mehr, was? Doch noch, kleine Deern? Sieh mal an, das hätte ich nicht gedacht. Aber es freut mich von Herzen. Und wieder bist du in Trauerkleidern, arme Deern — ja, ich hab' es gehört, daß du deine Mutter auch verloren hast.“

Der alte Mann ergriff die Hand des jungen Mädchens und streichelte sie leise und wortlos, bis Dina die aufsteigenden Tränen niedergekämpft hatte. Dann sah er sie fragend an: „Nun willst du uns wohl ganz verlassen, was? Du bleibst wohl bei deinen Verwandten in der Stadt?“

Dina schüttelte den Kopf: „Nein, Ingvar. Ich will nur hin und mich dort frei machen. Ich hab' ja immer so viel Heimweh gehabt, jetzt

noch mehr als früher. Da will ich doch nun in der Nähe meiner beiden Gräber sein — zum ersten Mai komm' ich zurück."

Und als der Alte zufrieden lächelnd nickte, fügte sie noch hinzu: „Ich gehe zu Lehnsmannn Melssen — Wiebke soll mal vom Hause fort, da krieg' ich ihre Arbeit."

„Da kommst du in ein gutes Haus, Kind," sagte Ingvar Steensen, zögerte dann noch ein wenig und fügte darauf mit raschem Entschluß hinzu: „Da wirst du auch wieder lernen, froh zu sein. Die letzten Jahre haben eine Sorge herausgekehrt bei Lehnsmann Melssen — nun seh' ich nichts als vergnügte Gesichter, wenn ich dort einmal einguck'."

Das Mädchen sah ihn ein wenig verwundert an, da lachte er gutmütig auf: „Ja, kleine Deern, du hast recht gehört: ich guck' da dann und wann mal ein. Paß auf, ich seh' auch nach, wie du dich da anstellst! — Sieh mal, ich muß ihnen da doch mal Bescheid sagen, was der Junge, der Boie, macht, nicht wahr? Der Junge könnte sich längst wieder mit Ehren überall sehen lassen, kleine Dina, aber er ist noch immer nicht vom „Witten Knee" herunterzuschlagen. Siehst du, das ist das einzige, was mir noch nicht an ihm gefällt; er wird mir menschenscheu mit der Zeit. Das sitzt ihm noch immer im Nacken von früher — er meint, andere müssen es ebenso wenig vergessen können, wie er selber, was früher mal war."

Ingvar schüttelte bekümmert den Kopf, da sagte das Mädchen warm und herzlich: „Das ist unrecht von ihm, Ingvar! Wiebke hat mir erzählt, was Ihr aus ihm gemacht habt auf „Witten Knee" und wie sie alle miteinander froh darüber sind. Aber nun soll Boie sich doch nicht immer hinter Eurem Rücken verstecken vor den Leuten — ei was! jetzt kann er allen wieder frei in die Augen sehen!"

Da blitzte in des Alten Zügen ein leises, schalkhaftes Lächeln auf: „Das werd' ich dem Jungen bestellen von dir, Dina. Vielleicht hört er darauf. Sonst, kleine Deern, mußt du einmal mitkommen, wenn Frau Lehnsmann bei uns nach dem Rechten sieht — dann kannst du ihm selbst einmal deine Meinung über diese Sache sagen, du wirst schon das rechte Wort finden."

Etwas in des Alten Ton rief in Dina eine verblaßte Erinnerung wach; hatte er nicht schon vor Jahren einmal sie zum „Helfen" aufgefordert? Als sie jetzt allein weiter durch die Fennen ging, war es ihr, als ob hier in der alten Heimat noch etwas ganz Besonderes ihrer Rückkehr harre, etwas, dem sie nötig sein würde mit ihrem frischen Mut und ihrer jungen Kraft.

Aus der alten Haustruhe.

Eine alte Schulordnung des Königlichen Andreanums in Hildesheim.

Zu den ältesten Schulen Niedersachsens gehört neben dem Josephinum auch das Andreanum, so nach seinem Schutzheiligen genannt. Über dieses Gymnasium sind uns aus dem Jahre 1664 in der Hannoverschen Stadtbibliothek interessante Urkunden erhalten, über die Dr. Wichmann-Celle in der Zeitschrift „Hannoverland" plaudert. An die Qualitäten des Kantors und des Direktors der Anstalt werden hohe Ansprüche gestellt. Der Direktor sollte außer den üblichen Unterrichtssprachen auch das Hebräische beherrschen, er sollte sich auch als Dichter bereits einen Namen gemacht haben. Der Kantor mußte außer in Latein, Griechisch und Poesie auch eine genaue Kenntnis der Musik aufweisen. „Seine Stimme soll auch rein und nicht falsch seyn, damit die Knaben, besonders aber die Symphoniaci, die ihrige danach formieren und danach richten können, zumahlen ohne reine Stimme und rechten Thon keine beliebte Musika seyn kann!" Sämtliche Lehrer aber müssen der reinen Augsburgischen Konfession zugetan „und keiner verdammlichen Secten, dieselbe sey alt oder neu, anhängig seyn" (auch nicht heimlich); deshalb sollen sie alle die Konkordienformel unterschreiben. Ebenso sind sie zum Nachmittagsgottesdienste am Mittwoch und am Sonntag zu erscheinen gehalten, absonderlich wird dabei ein heimliches Wiedersortgehen verboten. Verwarnt werden die Lehrer ferner vor Trunkenheit und vor neuerfundenen Trachten. Ferner ist die Sitte eingerissen, daß die Lehrer für Aufnahme und Versetzung der Kinder in eine höhere Klasse ein Geldgeschenk von den Eltern fordern, dies wird jetzt auf feste Summen vermindert: bei Aufnahme bis 1 Reichstaler, Zeugnis bis ½ Reichstaler, bei Versetzung in den oberen Klassen bis 18, in den unteren Klassen bis 9 Mariengroschen. Doch sollen die Lehrer sich nicht durch Geldgeschenke zu vorzeitigen Versetzungen verleiten lassen. Das Einsammeln des Schul-, Ander- (Andraas?), Holz-, Martens-, Leich- und Kustosgeldes bleibt den Lehrern gestattet wie bisher, doch sollen sie keinen dabei über Gebühr beschweren, damit auch dadurch die Jugend nicht vom Studium zurückgehalten werde. Untereinander wird den Lehrern das Zanken, Hadern und besonders „sich wirklich aneinander vergreifen" verboten, Irrungen soll der Rektor schlichten, eventuell der Rat selbst. Gegen die Schüler sollen sie nicht hochmütig sein, fleißig sich vorbereiten und ihrer Sache gewiß sein, zur Schule und Kirche rechtzeitig kommen und nicht, wie bisher, halbe Stunden zu spät dahertrollen. In der Schule soll in den oberen

Klassen nur lateinisch geredet werden, Geldstrafe zum Besten der Armen steht auf deutsche Worte.

Die Schüler sollen nicht durch zu viele Regeln verwirrt werden, sondern möglichst diese aus dem Gebrauche lernen. Die Schule beginnt im Sommer des Morgens um 6, im Winter um 7, ist aber schon um 9 Uhr aus, dafür ist aber täglicher Nachmittagsunterricht von 12 bis 3 Uhr. Auf Fehlen steht bei den Schülern der oberen Klassen eine Geldstrafe von 1 Mariengroschen, auf Zuspätkommen 1 Dreier, gegen die der unteren soll Stock und Rute angewandt werden. Halbjährlich werden öffentliche Prüfungen gehalten. Ferien bleiben bestehen, doch sollen sie nicht so sehr ausgedehnt werden, abgeschafft werden nur die in der Fastnachtswoche und am Fronleichnamstage.

Die Urkunde wendet sich auch klagend gegen die Disziplinlosigkeit der Schüler, wogegen fleißig der Stecken zu gebrauchen, doch sollen auch die Lehrer sich nicht im Zorn übereilen und das Fluchen lassen. „Damit auch bessere autorität gehalten werde, sollen die Praeceptores (Lehrer) mit den Bursch groß oder klein, sich nicht zu gemein machen, in Gelagen und Krügen mit ihnen sich nicht finden lassen, in ihr Boßheit sie nicht stercken, viel weniger aber wollen Wir gestatten, daß ein Collega (Lehrer) dem andern die Schüler verhetze, verreitze oder übern Kopff ziehe, sondern, da solches von ein oder andern Collegen geklagt würde, unnachläßigen ernsten Einsehens gegen demselben, der es also verhengte, uns zu gebrauchen wissen. Allerhand Muhtwillen, ungestümb, ungeziemliches Plauderwerk, Veracht-Verhonung und austrampen der Praeceptoren, wollen wir hinfüro keines Weges gestatten, sondern mit öffentlichen castigatoren (Züchtigungen), Relegationen (Schulverweisung) und nach Bedürfnis schärffern exemplarischen animadversionen (Zugemüteführungen) zu bestraffen wissen", schärft der Rat der Jugend ein, ähnliches wiederholt er in einem besonderen Anschlage, der auch zurückgreifend auf einen Erlaß vom Mai 1660 den Lehrern aufs strengste in jetzo betrübter Zeit allen Kleiderluxus verbietet.

Die Weisheit der Gasse.

1. Aus Göttingen-Grubenhagen.

1. En Afkâte one Leigen, en Jude one Bedreigen, 'ne Zege one Bart, dat sint Denge sellener Art.
2. Wenn en Afkâte störwet, sau folget de Düvel tau Grawe.
3. Older schütt (hölpt) vor Dorheit nech.

4. Older ſleid de Lüe dot.
5. Wär anfängt met Leigen, höart op met Bedreigen.
6. Dä Arme mot deinen, u dä Rike löſt ſek einen.
7. Wär utgeit te borgen, dä ſchafft ſek ment Sorgen.
8. Ek tei mek nech ehr ut, as ek tau Bedde gae.
9. Ek wolle, dat min Buk 'ne Schünendäl wöre.
10. Wat en Bur is, dat blift ak ein.
11. Wenn de Bur Sad (Raps) un Wullen lange ophegen maut, dat is, aſſe wenn 'ne Like in'n Huſe ſteit.
12. Kein Beſcheid is ok en Beſcheid.
13. Beddeln lährt Büele flicken.
14. In rae Beeren (rote Beeren) ſteckt de Worm gären.
15. Blief, wo de biſt, du weißt, wat de hier verlaten heſt.
16. Frünnes Blaut dat quillt, un wenn et ak mant 'n Droppen is.
17. Blaut werd weer gaud (Blutsverwandte verſöhnen ſich wieder).
18. De Brand föcht de Nögel an de Wand.
19. Ile Brad maket dä Wangen rad.
20. Ile Brad un da nits tau, dat giſt ſmale Büke, un wer da wat bi daun ſall, de kriegt de gäle Süke.
21. Wär dat Brad tret, dä is nech wärt, dat hei et et'.
22. Wär kenne Botter op't Brad ſmeren kann, dä mot ile Brad äten.
23. Von'n Danke kann men keine Katten futtern.
24. Wat nech is din, dat lat ſin.
25. Et is kein Deng ſau ſlimm, et is wo gaud vor.
26. Wär domm is, mot Water ſupen.
27. Wär nech gaud dönget, de kann ak nech gaud arnten.
28. Wenn ſeck 'n Eſel weltert (wälzt), ſau giſt et ſlecht Wär (Wetter).
29. Kein Füer, kein Rak.
30. Dat Frien (Heiraten) het wol Moie (Mühe), et brenget awer ak Bedden un Koie (Kühe).
31. Wenn dat Kucken vorbi is, denn geit dat Seien weer an.
32. Einmal gaud is better as tweimal, wat nech dögt.
33. Wat gaud is vor de Hitte, is auk gaud vor de Külle.
34. Ein hewwen is better as tein kriegen.
35. Warme Henne (Hände), kale Liewe; kale Henne, warme Liewe.
36. Wer da hett kenen Hans, dä kriegt ak kenen Dans.
37. Ne gaue Husfrue kennt man an der Vorratskomer.
38. Geit de Heuwogen in'n Drecke, ſau geit de Arnewogen kecke.
39. En Hemed un en Dank, dat is in't Graf (Grab) genaug.
40. Uſe leiwe Herrgott ſtrafet den einen ſau gaud as den andern.

41. Wat von Harten kümmt, dat gat taun Harten.
42. Wo gären frett de Hund Woſt, wenn he mant Slue kriegt.
43. Honger doiht weih vor Minſchen un vor Veih.
44. Wat ein Jar en Fickeln is, is dat andere Jar en Swin.
45. Wenn de Jungens kene Schelme ſind, ſau döget ſe nich.
46. Kalſchale un Woſt is ne gaue Koſt.
47. Wenn de Katten pruſtet, giſt et ſlecht Weer (Wetter).
48. De Katten ſind noch te truen, ſe trecket gar tau gären de Hanſchen ut.
49. Wat de noch kennſt, dat lat ut'n Live.
50. Et mag komen, wo't will, et ſleit mär ut aſſe in.

2. Aus Schleswig-Holſtein.

1. Dat koſt nix, ſä de Bur, da prügelt he ſin Jung.
2. Dat helpt vor de Müſ', ſä de Bur, da ſtök he ſin Hus an.
3. Daröwer geit nix, ſä de Jung, in'n Bett ligge un'n Bodderbrot in'e Hand.
4. Beter is beter, ſä de Jung un ſtreu Zucker up'n Sirup.
5. Wo hett di denn de Düvel, ſä de Jung, as he den Abendſegen nich finn kunn.
6. Dat mußt gewohnt warn, ſä de Bäcker, da wiſcht he mit de Katt den Backaben ut.
7. Allens kummt an'n Mann, ſä dat Mäten, blot ick nich.
8. Wenn ick mal 'ne Fru bin, ſeggt dat Mäten, denn ät ick all Dag Klümp un Backbeern.
9. Na' mi gut, ſä de Brut, as ſe heiraten ſull, awer na' mi nich aff.
10. Spaß mut ſin, ſä de Düvel, do ſteek he ſin Grotmoder mit de Mißfork.
11. Wo man ſingt, da laß dich ruhig nieder, ſä de Düvel, do ſett he ſick in'n Immenſchwarm.
12. Ick ſitt gut, ſä de Katt, da ſeet ſe op't Speck.
13. Frie man erſt, ſä de Scheper to ſin Hund, dann warſt dat fix öwern Tun ſpring'n wull laten.
14. Beter en Lus in'n Kohl as gar keen Fleeſch.
15. Gegen en hitten Backaben is nich antojappen.
16. Je arger Strick, je beter Glück.
17. Lewer de Mag verrenken as den Weert wat ſchenken.
18. Wat de Bur nich kennt, da itt he nich.
19. He hett depe Inſichten, wenn he in de Soot kiekt.
20. He hett de beſten Knaken in't Muul.
21. He is ſo glatt, as wenn em de Bull lickt harr.

22. He makt en Geſicht as acht Dag Regewedder.
23. He ſüht ut as de düre Tid.
24. He makt en Geſicht as de Katt, wennt donnert.
25. Ick hör em gehn, he hett Holſchen an.
26. He lüggt mehr as veer Peer trecken könnt.
27. Em geiht dat Muul as en Lammerſteert.
28. He hett nich ſtahl'n, he hett dar blots mit de Hand op pedd.
29. He fragt de Koh en Kalv af.
30. He dampt, as wenn 'n lüttje Mann backt.

3. Weſtfalen.

1. Dei Frünne hebben will, dei mot ſei ſick maken.
2. Geſalten Braud maket dei Backen raut.
3. En goer Nawer is biatter as'n wieter Fründ.
4. Wat me nit in'n Koppe het, dat mot man in 'nen Feuten hebben.
5. Wenn 'n Iſel te wuol is, denn geit he up't Eis un tebrecket die Feute.
6. Wai lang hett, lett lang hangen.
7. Sëu man de Gääſe (Gänſe) weant (gewöhnt), ſën goet ſe.
8. Et is kin Hüsken, et het ſin Krüsken (Kreuzchen).
9. De bleide (blöde) Rüe (Hund) wedd ſelten ſatt.
10. De et erſte (zuerſt) kümpt, de et erſte mahlt.
11. Biäter (beſſer) en hewwen (haben) as en kriegen.
12. En gueden Weg ümme giet (gibt) keine Krümme.
13. Hänne in en Schäut (Schoß) maket et Hius bläut (bloß).
14. Wenn de Hane um Middag kraiget (kräht), giet et Riägen.
15. Sebaſtian (20. Januar) lätt den Sap in de Böme gan.
16. Selfgewunnen, ſelfgeſpunnen is de beſte Buerntracht.
17. Daiwesguet daut nümmer guet.
18. De Geltſack un de Biädelſack hanget nitt hunnert Jar vor ener Dör.
19. Oſt un Weſt, de heme am beſt.
20. Aimal is alle Dag nit, un twaimal is nich faken (oft).
21. De Teid (Zeit) bringet reipen Roggen.
22. Et git mä (mehr) bunte Kögge (Kühe) aſſe eine.
23. Friske Eggere (Eier) gudde Eggere.
24. Me weit wuol, wann me (wann man) weggeit, me weit äwer nit, wann me widder kümmet.
25. Wat me ſelwer iettet, ſmecket amme beſten.
26. Biätter te frou (früh) as te late (ſpät).

27. Hei füht balle unſen Hiärgoad fiar ſines Glicken an.
28. Beug den Heiſter (den jungen Baum, insbeſondere den Eichbaum), ehe hei te dicke wird.
29. Drüg Broed makt de Backe roed.
30. Et es nit ömmer Sonnig (Sonntag).

Schön Reda.[1]

Von Otto Weltzien, Roſtock.

Jehannidag
Bi'n twölwten Slag,
Denn ſtiggt ſ' tohöhchten ut deipen Grünn'n,
Sünnſchin to aten för'n korte Stunn'n,
Dei Stadt, dei hillig för Tiden wir,
Schön Reda heiten — denn ſteiht ſei hir!
Denn hür't wi ſingen
Hir bi Reda —
Schön Reda's Klokken:
„Halleluja!"

Jehannidag
Nah'n twölwten Slag
Ward golden blänkern dat Gottesbild,
So as vör Tiden, as riſch und hild
Sick ranner drängten bi Lannsgefohr,
Bi fiendlich Drängen, ſo groww, ſo ſwor,
Dei olen Wenden,
Üm van ehr Laſt
Van af to kamen
Dörch Radegaſt.

Jehannidag
Vor'n Einen-Slag,
Denn ſeich't wi Danzen ahn Slick un Slir,
Mit lüchten Ogen ſo läwig hir,
Wat ſüß hett ſlapen mang Schölp un Reit;
Wat nu is borgen in Herrlichkeit.

[1]) = Rethra. Altes Wendenheiligtum bei Neubrandenburg im Tollenſeſee.

Bi Sünnſchinlüchten,
Fri van all Laſt —:
Schön is dat Läben!
„Ju Radegaſt!“ [1])

Jehannidag
Bi'n Einen-Slag,
Denn ſackt dat wedder nah nedden dal,
Wat äben juch't noch — 'n letztes Mal!
Un blot van widen ut deipen Grünn'n
Kümmt as ſo'n Segg noch ut Klokkenmünn'n.
Dat ruptoſtigen
Hir bi Reda,
Mang See un Bäuken:
„Hal — le — lu — ja!“

Lützoſch' Kur.

Von Otto Weltzien, Roſtock.

Dat heww 'ck dunn ſo ehr afhür't,
In dei Franzmanntiden wir't.
Bi Nacht un Näwel van widen
Kem't ſei henaewer to riden —
Klabuſter, klabuſter, klabuff!
Un up em! un ümmer druff!

Franzmann ſet ſo wollgemaud,
Geiert ball vör Aewermaud —
Täterätä, täterätä — hür! Sei blaſen!
Dei Danz geiht los up den Roſſen!
Mon Dieu! wat ſall düt ſin? . . .
Dod ſpält ſin Vigelin!

Kem nah uns denn 't ſwarte Kur,
Gräut't ehr rundum Ungedur,
Harten jung un verwagen
Sünd ehr entgegen flagen,
Roſen wüſſen ſo rot,
Rankten tohögt üm den Dod!

[1]) Radegaſt = Schlachtengott der Wenden.

Dat heww 'ck dunn so ehr afhür't,
In dei Franzmanntiden wir't.
Bi Nacht un Näwel van widen
Hür ick sei hüt noch anriden —
Klabuster, klabuster, klabuff!
Un up em! un ümmer druff!

Dodenamt.

Von Otto Weltzien, Rostock.

Dei Klock dei sleiht van'n Petriturn
Ein, twei — bät twölw henaewer.
Nachtwächter steiht un stött in't Hurn,
Tut't, röppt nah'n Mark denn raewer
Dei Klokkentit un wünscht dorbi,
Dat Börgers bliwt van Sorgen fri,
Van Sorgen sin un graewer.

— — — — — — — — — —

„.... ick denn affscheiden möt,
Wenn mi dei Dod deicht dwingen,
Vergät min Gott min Sündengröt,
Lat mi den Fräden bringen.
Un wenn bi di ick stah dorfür,
Min Herrgott, dauh mi up dei Dür,
Lat mi din Engels singen!"

So klung't, as baben slög dei Klock,
Rin in dat Hus tonäben.
Ol Köster Jehann-Jochen Kock
Hett sick dei Ogen räben.
Em wir so, as ob der wat wir,
As ob sei näbenan dei Ihr
Wol't unsen Herrgott gäben.

Hei kickt un kickt; dei Kirch is hell;
Dei Orgel geiht van Fläßen.
Un dei Gemein, dei kem to Stell,
Sett't frich nu in, indessen
Dei Kösterkrawwelt aewer En'n
Un sick mit bäwrig-fleigend Hänn'n
Trechtmakt to Kirchendeinsten.

Ball is ol Jehann-Jochen klor,
Hett all's sowid tosamen.
Man noch den Haut; dat Sangbauk dor
Van Slüter[1]) för dei Framen.
Hei grippt nah't Bauk, sleicht up den Sang,
Bi den sei grad nu sünd to Gang,
Üm glik mit mang to kamen.

Denn geiht dei ol Mann ut dei Dör;
Dei Husdörklock ehr Bäben
Stür't, as dat schin't, den dei dorför
Böraewer swäkt grad äben.
Ball stött ol Kock dormit tosam;
Fröggt em denn: „Wat is dat för'n Kram?
Wat mag dat dar woll gäben?!"

Dei anner dreih't sick swupps un swinn —
't klappert as van Knaken. —
Den Ollen ward so mäud to Sinn,
As wir wat in em braken.
Denn hür't hei as van widen dit:
„Din Läbensfaden ret! — Kumm mit!
Din Dodenamt to maken!"
— — — — — — — — — —

Dei Klock dei slög van'n Petriturn;
Ol Köster Kock güng lapen.
Nachtwächter trappst mit Peik un Hurn
Un hett den Ollen drapen,
Dat Sangbauk vör sick upgeslahn,
Ok süß, as wol to Kirch hei gahn;
Dei Ogen wit noch apen.

Nachtwächterlucht dei glinstert hell,
Kickt, wat dei Dod künn dwingen.
Sleit apen Bauk, denn dröpp s' dei Stell,
Un lisen ward dat klingen:
„.... ick stah dorför,
Min Herrgott, dauh mi up dei Dör,
Lat mi din Engels singen!"

[1]) In der Reformationszeit Geistlicher an der Rostocker Petrikirche. Gab ein plattdeutsches Gesangbuch heraus.

Merkwürdige niederdeutsche Grabinschriften.

1. Grabschrift des kimbrischen Fürsten Vese zu Heteby (Schleswig).

„Hi leker Vese van Hetumby
under obna himlum og natum sky."
(Hier liegt Vese von Heteby
unter offenem Himmel und nassem Schnee.)

2. Grabschrift des Grafen Floris zu Auklam. (1296.)

„Hier onder is den eingewandt
van Graaf Floris van Holland,
de verschlagen word van Gerrit van Velsen."

3. Grabschrift des Herzogs Adolf von Schleswig. (1459.)

„Do man schreef een ring an der taschen (CIC)
vief duven föte und negen J (XXXXXIIIIIIIII)
do deit man hertoch Adolf by."

4. Grabschrift des Notars Johann Marcarius. (Rostock?)

„Hier leit Her Jan Marcarius,
Was publicus Notarius.
Mar syne leve Sophey
Was noch publiker as hey."

5. Grabschrift der Adelheid Pott. (Kloster Doberan.)

„Hie ruwet Aalke, Aalke Pott.
Bewar my, leve Here Gott,
As ick dy wull bewaren,
Wann du weref Aalke, Aalke Pott
Un ick were leve Here Gott."

6. Grabschrift des Bürgermeisters Kerkering. (Lübeck.)

„Hier leit de Borgemester Kerkering,
De so scheef up den Vöten ging.
O Her, mak öm de Schinken lick
Un help öm in din Himmelriek.
Du nimst dy jo de Schape an,
Lat doch den Bock ook mede gan."

7. Inschrift des Beinhauses zu Pelsum.

„Hyr is gerichtet recht,
Hyr ligt de Here by den Knecht.
Olt, jung — Mann, Frouw —
Knecht, Magd, — arm und ryk,
Ein Knake is dem andern gelyk.
Komet, gy Weltweysen, alle herby
Und segget, welker de beste sy.

Altniederdeutsche Volkslieder.

Liekendeeler-Leed.[1])

De blage Flagge weiht!
Wi ernden, wo de Koopmann seit.
Mord unde Brand,
Den leven Gott to Frunde
Und aller Welt Fiand!

Und kummt en Koopmannsfahr,
Van Ost und West bringt he uns Waar.
Mord unde Brand,
Den leven Gott to Frunde
Und aller Welt Fiand!

Makt Freedesscheepe ut!
Ing batet edder Lot noch Krut.
Mord unde Brand,
Den leven Gott to Frunde
Und aller Welt Fiand!

[1]) Die Liekendeeler (Gleichteiler) oder Vitalier (Viktualienbrüder) waren eine Bande von Seeräubern, die besonders gegen Ende des 14. Jahrhunderts die Schiffe der Hanseaten überfielen und ausplünderten und dabei Mord und Totschlag nicht scheuten, bis sie endlich 1402 durch die Hamburger bei Helgoland entscheidend geschlagen und ihre Anführer Störtebeker und Wigmann gefangen genommen und zu Hamburg hingerichtet wurden. Einzelne versprengte Scharen plünderten und brandschatzten noch 1439 die norwegische Stadt Bergen. Das Lied stammt aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts.

Giöt uns en Schot Godnacht,
In't letst gelacht is best gelacht.
Mord unde Brand,
Den leven Gott to Frunde
Und aller Welt Fiand!

König Halewin[1]).

(En old vlaemsch Leed up plattdütsch.)

I.

En Kind, en Kind un en lütt, lütt Kind
Un en Kind von säwen Johren,
Dat het ens mit de Kaninkens spelt
In den König sinen Goren.

En Kind, en Kind un en lütt, lütt Kind
Dat leet sinen Bagen klingen
Un schot dat schönste Kaninken dod,
De dar in den Goren springen.

Min Heer von Brüssel en Kastellan,
Jo lütt Kind un dat mut hangen,
Mut hangen wol an den höchsten Bom,
De in minen Goren prangen.

O König, o König Halewin
Latet min lütt Kind am Lewen,
In'n Keller hev ick dree Tunnen vull Gold,
Dat Gold dat will ick jo gewen.

Jo Tunnen vull Gold de will ick nich,
Jo lütt Kind un dat mut hangen,
Mut hangen wol an den höchsten Bom,
De in minen Goren prangen.

O König, o König Halewin
Latet min lütt Kind am Lewen!
Saiven schöne Döchter hew ick to Hus,
De Döchter will ick jo gewen.

[1]) „Ein düsteres Denkmal grausamer Jagdgerechtigkeit der Fürsten und Edlen" nennt von Perger dieses alte Volkslied, das noch überall in Flandern gesungen wird.

Jo saiven Döchter de will ick nich,
Jo lütt Kind un dat mut hangen,
Mut hangen wol an den höchsten Bom,
De in minen Goren prangen!

II.

De erste Stral de Ledder henup,
De blew dat lütt Kindken stahn,
Of et nich sach de Moder von feern,
Un do kwam de Moder hergahn.

O Moder, o lewe Moder min,
Nu geiht et mit mi to Enn;
Un weer't en lütt Stündken länger west,
Min jung Leven dat weer all hen!

De tweete Stral de Ledder henup,
De blew dat lütt Kindken stahn,
Of et nich sach den Vader von feern,
Un do kwam de Vader hergahn.

O Vader, o lewe Vader min
Nu geiht et mit mi to Enn;
Un wenn't dreeveertel Stunn länger west,
Min jung Leven dat weer all hen!

De drütte Stral de Ledder henup,
De blew dat lütt Kindken stahn,
Of et nich sach den Broder von feern,
Un do kwam de Broder hergahn.

O Broder, o lewe Broder min
Nu geiht et mit mi to Enn;
Un wenn't en halw Stündken länger west,
Min jung Leven dat weer all hen!

De veerte Stral de Ledder henup,
De blew dat lütt Kindken stahn,
Of et nich sach de Süster von feern,
Un do kwam de Süster hergahn.

O Süster, o lewe Süster min,
Nu geiht et mit mi to Enn;
Un weer't en Veertelstunn länger west,
Min jung Leven dat weer all hen!

De leßte Stral de Ledder henup,
De güng et Maria gröten,
Sine Händken höw et wol himmelup:
Nu help mi ut allen Nöten!

Dat Wörtken weer kum ut sinem Mund,
Un sin Köppken föll em to Föten.

De Hünen.[1])

Up den Barg dar baben
Is de Stadt to sehn.
Up den Barg dar baben
Ach, wat grote Steen!

Wullen dat nich liden
Preester, Krüz un Kark,
Fungen an to striden:
Weg dat Papenwark!

Grote Riesen legen
Dar in Sus un Storm,
Puchten all un segen
Nah'n Jakobitorm.

Hu, wat Steenen flögen
As de Hagel so!
Riesenwiwer drögen
Steen von unnen to ...

In den Barg begraben
Sünd se een bi een.
Up den Barg dar baben
Is de Torm to sehn.

Hans Vagelsnest sin Jung.[2])

Min Vader heet Hans Vagelnest
Un wahnt in Pommerellen;
He weer ook saken up Reisen west,
So könn he watt vertellen.

He sä to mi: Min beste Jung,
Du mußt di wat versöken,
Süs bliwst du mi akkerat so dumm
As Eeken un as Böken.

[1]) Aus Pommern.

[2]) Es gibt mehrere Fassungen dieses Bänkelsängerliedes aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Die obige ist wohl die korrekteste. Aus Hamburg?

Hier gew ick di säwen Daler Geld,
Denn brukst du nich to stehlen.
Denn kummst du hendör de ganze Welt,
Dat kann di gar nich fehlen!

Ick schaff' mi en blanke Geldtasch an,
De hung ick langs de Hosen,
Un so marscheer' ick wol up un an
Nah'n Rhin an de Franzosen.

Do kömen so en twintig Mann,
De kregen mi to faten.
Se tögen mi en bunt Röckschen an
Un makden mi to'n Soldaten.

Se säden: In de Slacht, min Jung,
Do stahn wi fast tohopen!
Doch as et nu an en Scheeten gung,
Do kregen se all dat Lopen.

Se sleppden mi in en Lazarett,
Da wollden se mi kureeren;
Da weer keen Stroh, da weer keen Bett,
Da mößd' ick bannig freeren.

Do kreg ick idel Hawerseem
Un gar nicks anners to drinken.
Ick har en Schott in'n linken Been,
Da mut ick upstunds noch up hinken.

Niederdeutsche Reimsprüche.

1. Kumpenie
   Is Lumperie.
2. Bat't et nich,
   So schadt et nich.
3. Ackerwark
   Is Plackerwark.
4. Plump Koorn
   Is Slumpkoorn.
5. Dör de Kehl
   Geiht veel.
6. Je öller,
   Je köller.
7. Jedes Hüsken
   Het sin Krüzken.
8. Up en Heger
   Kummt en Feger.
9. Buten fix
   Un binnen nicks.
10. Frömd God
    Het en smalen Foot.

11. De da will meihen,
De mut ook seien.
12. En jungen Pumpsack,
En olen Lumsack.
13. De wiet will gahn,
Mut fröh upstahn.
14. Minsch, seh di vör,
Schum is keen Beer.
15. Water un Brot
Makt de Backen rot.
16. En beten scheef
Het Gott lew.
17. Kort un kregel
Is beter as lang un en Flegel.
18. Eenen sin Dod
Is den annern sin Brot.
19. Eenen sin Upstand,
Annern sin Neddergang.
20. Mund, wat sprickst du,
Hart, wat denkst du!
21. De dat Lüttje nich ehrt,
Is dat Grote nich wert.
22. Beter to tween
As för sick alleen.
23. Ut Kinner ward't Lüe,
Ut Deerens ward't Brüe.
24. De 't Glück het,
Geiht mit de Brut to Bett.
25. Edel is veel mehr
As adelig von Öllern her.
26. Ledder um Ledder:
Sleihst du mi, slah ick di wedder.
27. Hanst du m i n e n Juden,
Han ick dinen Juden!
28. Wat beter is at en Lus,
Dat nimm mit nah Hus.
29. De en Wedewer nimmt,
De Pröllen un Pötte findt.
30. En Bur ackert sick wol gries,
Awer nich wies.
31. As dat Köpen upkamen,
Is dat Gewen afkamen.
32. Is de Eekbom grot,
Is de Planter dod.
33. De nich kummt to'r rechten Tid,
De is siner Mahltid quit.
34. Wat du hest, hol wiss:
Tröste Gott, wat wege is!
35. Jedem Hund ward sin Happen,
Awer he mut ook dornah snappen.
36. Aprilweder un Wiwersinn
Is verännerlich von Anbeginn.
37. Wat de Bur nich kann,
Dor lat he de Finger van.
38. He is so krank as en Hohn,
Mag wat eeten un nicks dohn.
39. Kinner un Kalwer ehr Deel,
Denn beholt se ehr Liwken heel.
40. Schönheit kummt nich blot von Gott,
Se kummt ook ut Schöttel un Pott.
41. Köppken gladd un Fötken glatt
Is de beste Brutschatt.
42. Jeder free sin Nahwerkind,
Denn so weet he, wat he findt.
43. De sick ehrlich will ernähren,
Mut veel flicken un wenig vertehrn.
44. De selig will starwen,
Lat sin God den rechten Arven.
45. En Ackermann, en Plackermann,
God is't, de en Handwark kann.
46. Erst en Näs' un denn en Brill,
Un denn seh to, wenn s' sitten will!
47. So geiht et her in de Welt:
De een het den Büdel, de anner dat Geld.
48. Giwt Gott di nich en Schepel vull,
Giwt he di wol en Leppel vull.
49. So as een list in de Büsel,
So steiht up'n Huse sin Giwel.

50. De wat Leeves het, de geiht dornah,
De wat Leeges het, de föhlt dornah.
51. De sick över'n annern sin Unglück freut,
Den sin eegen steiht vör de Dör un bläuht.
52. De Brut un de Dod
Makt oft den Quadsten got.
53. Noord un Süd,
De Welt is wiet.
Ost un West,
To Hus is't best.
54. Spraken Woort
Weiht foort;
Schrewen Schrift
De klivt! (klebt, bleibt.)
55. Een Kind, keen Kind;
Twee Kinner, Speelkinner;
Dree Kinner, veel Kinner.
56. Kerkengang sümt nich,
Unrecht God dügt nich,
Gotts Woort drügt nich.
57. De Katt un de Magd,
De eetet, wenn't jüm behagt.
De Knecht un de Hund
Möt't töwen, bet wat kummt.
58. As mi't wol gung up Eer'n,
Woll'n se all' min Bröder weer'n;
As ick awer köm in Not,
Wören all' min Bröder dod.
59. Drink un itt,
Gott nich vergitt,
Wahr dine Ehr'!
Di ward nich mehr
Von diner Habe
As en Dook to dinem Grabe.

Einige niedersächsische Glockeninschriften.

1.

Giew Gott das wat ick beginne
allens en guet ene finne.

Kirche zu Langenholtensen bei Alfeld.

2.

Sancta Maria ora pro nobis deum. 1486.
Heilige Maria, bitte Gott für uns!

Kirche zu Mingerode auf dem Untereichsfeld.

3.

Dum trahor audite rogo vos ad sacra venite. 1356.
Wenn ich geläutet werde, so hört es, ich rufe euch zum Heiligtum, kommt!

Kirche zu Minden.

4.

Anna bin ich gheten de gemeine to Soltow het mi laten gehten.

Kirche zu Soltau.

5.

Help gott ut aller not.

Kirche zu Diste.

6.

Sancta Maria heiße ich dunre un ungeweder verdrieve ich, christian duisterwalt goiß mich. Kirche zu Münster.

7.

Maria est nomen meum. 1457.
Maria ist mein Name.

Kirche zu Halberstadt.

8.

Curt von der heide goth mick, dorch füer flot ick.

Kirche zu Salzhausen.

9.

Maria bin ek genant. to den denste godes wol bekant, de minschen dorch dat geluet min werden gereizet to mildichkeit sin. 1514.

Kirche zu Hoyershausen bei Alfeld.

10.

Sancte cyriacus unse patron bidde vor uns jhesum in des himels troen.

Kirche zu Vilsen.

11.

Helena heissen ich in godes namen luden ich boes wedder verdrieben ich diederich wolf von wintzfeld goss mich 1551.

Kirche zu Schlewecke bei Bockenem.

12.

Gaudia do mestis
denuncio tempora festis.
Freude gebe ich den Traurigen,
ich verkünde die Zeiten für die Feste.

St. Andreaskirche in Verden.

13.

Anno domini 1455.
Maria bin ik gheheten
dat Kerkspel to imesen let mi gheten
ber (end) johann stolte Kerber 's Katerina.
hermen Klinghe mi gheghoten had
god gheve siner sele rad
help god ut aller not
vi veten nicht vissen von den dod.
Caspar melghior balteser.

Kirche zu Imsum im Lande Wursten.

14.

Hermanum Koster civem per Hildensem sum dulcisona
fleo mortua, pello nocentia.
fraego tonitrua. fugo demonia
vocor maria. Anno dom. 1510.

Durch den Hildesheimer Bürger Hermann Koster bin ich so lieblich tönend; ich beklage das Tote, vertreibe das Schädliche, breche die Donner, verscheuche die bösen Geister. Ich heiße Maria. Im Jahre des Herrn 1410.

Kirche zu Molzen bei Ülzen.

15.

Lobet den Herrn mit hellen Cymbeln;
Lobet ihn mit wohlklingenden Cymbeln, Halleluja!
Ich rufe die Lebendigen zur Buße und die Toten zur Ruhe.

Ebendaselbst 1744.

16.

Maria.
Demones ango
cordaq (ue) tango
funera plango.

Ich ängstige die bösen Geister
und rühre die Herzen,
betraure die Toten.

Anna.
Numina pango
festaq (ue) clango
fulmina frango.

Ich banne die Geister
und läute die Feste ein,
die Blitze breche ich.

Kirche St. Johannis, Verden.

17.

Sancta Maria,
Christi diva parens, nam tecum nomine dicor.
Tinnitus sicam murmure fac placido.
Ad delubra Dei grates fusura perennes
Otius acceleret coecio tuto simul.
Annis millenis quingentenis quoque deus
Sollers me nitido fudit ab aere manus.

Heilige Maria, göttliche Mutter Christi, denn mit deinem Namen werde ich genannt, laß mich in friedsamen Tönen mein Geläut erheben! Zu

deinem Heiligtum möge, ewig währenden Dank auszuschütten, eilen die Gemeinde zuhauf. Im Jahre 1510 goß mich eine geschickte Hand aus schimmerndem Erz.

Dom zu Verden.

18.

Maria bin ick geheten,
dat kirkspel Sittense let mi geten.
Gut klinge ve fest.
Kristianus Himke hofken
Anno Dom. MCCCCLIV.

Große Glocke in der Dionysiuskirche zu Sittensen, Rgbz. Stade.

Colo verum Deum
plebem voco et congreo clerum
divos adoro
festa decoro
defunctos plora
pestem daemones fugo.
Ich verehre den wahren Gott,
berufe die Gemeinde und versammle den Klerus,
preise die Heiligen,
schmücke die Feste,
beweine die Toten,
vertreibe die Pest und die bösen Geister.

Kirche in Steckborne.

19.

An dem Teufel will ich mich rächen,
Mit der Hülfe Gottes alle Wetter zerbrechen.

Kirche in Wangen.

Niederdeutsche Volksrätsel.

1. Wat geiht Dag un Nacht un kummt doch nich von'n Platz?
2. Vören lewig, hinnen lewig, un in de Mitt' is't dot.
3. Worum döcht dat Peerd nich to'n Snieder?
4. Wat het Adam vören un Eva hinnen?
5. Wo bellt de Hunne mit'n Steert?
6. Wo wiet gaht de Göse in't Water rin?
7. Wat bökert in usen Peerstall un het dat Mul vull Minschenfleesch?
8. Worum draget de Husoren krumme Sabels?

9. Rot föll't in't Water, swart köm't wedder hoch.
10. As ick utgung, gung et ook ut
Un kamm doch nich ut'n Hus' herut.
11. Ick weet en Bock, de het keenen Bort,
Het veer stramme Been un löpt doch nich fort.
12. Wat is dat för en lütt Deert?
Het en Ohr, dat nich hört,
Het en Tung, de nich sprickt un nich lickt,
Awer stickt!

Auflösungen.

1. Die Uhr. 2. Pferd, Pflug und Pflüger. 3. Weil es das Futter frißt. 4. Den Buchstaben „a". 5. Wo er ihnen nicht abgehauen ist. 6. Bis zur Hälfte. 7. Die Holzschuhe des Pferdeknechts. 8. Weil sie krumme Scheiden haben. 9. Die glühende Kohle. 10. Das Feuer im Ofen. 11. Der Sägebock. 12. Die Nähnadel.

De rieke Brödigam.[1]

Min leewe Krischan, bliw bi mi,
Wat wullt du in de Welt!
Du weeßt, ick hol so veel von di,
Verdeenst hier ok din Geld. —

Ich kann nicht länger bei dir sein,
Mein Bündel ist geschnürt.
Bewahre nur das Herz dir rein,
Daß keiner dich verführt.

Da güng min Krischan up de Reis,
Min Hart weer ganz beklumm'.
Un as so'n veerteihn Dag üm weern,
Do kehr he wadder um.

Do köm he wedder to mi her:
Mein Liebchen, hier bin ich;
Verändert hat sich nun mein Sinn,
Zum Weibe nehm ich dich. —

[1] Bänkelsängerlied aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Aus Hamburg?

Ja, Kriſchan, dat is all recht god,
Wi ſünd man ſlimm doran:
Wi hewt keen Stroh, wi hewt keen Bett
Un hewt nich Pott un Pann. —

Wir brauchen ja nicht Pott und Pann,
Wir haben ja noch Geld.
Zwei Schilling hab ich mitgebracht,
Was frag ich nach der Welt! —

Twee Schilling de ſlat nich veel an
To uſen Husgerat.
Ick will di gor nich hewn to'n Mann,
Marſch, ſcher di up de Strat!

So wor et nit mennt.[1]

Von Karl Prümer.

'n Wannersmann gonk öwer Land,
Ehm woren de Weege nit bekannt.
He keek ſik üm no Mann un Frau,
Do kam 'n Bürken[2] op ehm tau.

„Mein Lieber," ſag de Wannersmann,
„Wo geht der Weg den Berg hinan?"
De Bur gonk ehm mit Rot te Hand
Un woll van do ſtracks op ſin Land.

„He, Freund, ich möcht die Jagd hier mieten,
Darf ich Euch eine Zigarre anbieten?"
Öwer anbieten dat will ik ſelwer[3] don."
„Ik nehm ſe gerne, mit taum Lohn,

[1]) gemeint. [2]) Bäuerlein. [3]) ſelbſt.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Vorwort	3
An der Wende v. Fr. Jacobsen	5
Das Kloster Reinhausen v. G. Meyer-Bremke	21
Auf G. A. Bürgers Spuren v. G. Meyer-Bremke	28
Die Heldin von Oberscheden v. H. Brüggemann	46
Aus dem Hirtenleben des Oberharzes v. M. Heidorn	49
Aus Goslas großer Zeit v. K. Dorenwell	53
Durch den Wald des hl. Hubertus v. M. Bücking	58
Das Kunstgewerbehaus (Knochenhaueramtshaus) in Hildesheim von S. G. Schrader	66
Frei von H. Eggersglüß	73
Aus der Geschichte der alten Welfenstadt Braunschweig	75
Im „malerischen, romantischen Wesertal" v. K. D. v. d. Garte	80
Die Externsteine in Westfalen v. K. D. v. d. Garte	91
Die Teufelsage von den Externsteinen v. K. D. v. d. Garte	95
Aus dem Zieglerleben der Lipper v. K. Wehrhan	97
Vadder v. L. v. Strauß und Torney	105
Auf dem westfälischen Bauernhofe v. M. Brinkmann	120
Johann Karl Bertram Stüve v. E. Schreck	124
Der westfälische Pumpernikel v. Prof. Wibbe	132
Geschichte und Beschreibung der Stiftskirche zu Bassum v. Superintendent H. Mehliß	142
Bei Worpswede v. R. Beckhusen	157
Der Klotschießer v. Fr. Poppe	164
Wann de Hilgen helpt, dann bat et v. K. Prümer	179
Dat Luttern v. Dr. med. Stille	181
Die Insel der Witwen v. Charlotte Niese	190
Marten Pechlin v. W. Lobsien	198
Die Brackeler Bannkiepe v. E. Kück	211
Die Moordörfer Neudorf und Platendorf v. W. Thies	214

Das alte Schloß v. M. Heidorn 217
Um die Heimat v. J. Andresen 219
Aus der alten Haustruhe:
Eine alte Schulordnung des Kgl. Andreanum zu Hildesheim . . 241
Die Weisheit der Gasse 242
Schön Reda v. O. Weltzien 246
Lützosch' Kur v. O. Weltzien 247
Dodenamt v. O. Weltzien 248
Merkwürdige Grabinschriften 250
Altniederdeutsche Volkslieder 251
Niederdeutsche Reimsprüche 255
Einige niedersächsische Glockeninschriften 257
Niederdeutsche Volksrätsel 260
De rieke Brödigam 261
So wor et nit mennt 262

DATE DUE

GAYLORD

PRINTED IN U.S.A.

A 000 642 808